

Christine Farhan



Frühling für Mütter in der Literatur?

Mutterschaftskonzepte in deutschsprachiger
und schwedischer Gegenwartsliteratur

Frühling für Mütter in der Literatur?

Mutterschaftskonzepte in deutschsprachiger
und schwedischer Gegenwartsliteratur

Christine Farhan

Södertörns högskola 2009

Södertörns högskola
S-141 89 Huddinge
Sweden
2009

Södertörn Academic Studies 40
ISSN 1650-433X

ISBN 978-91-89315-99-0

Bildnachweis: Giovanni Segantini: *Die bösen Mütter*, 1894.
Mit Genehmigung der österreichischen Galerie Belvedere/Wien.

Inhalt

1. Einleitung.....	7
Mythos Mutterliebe.....	9
Schweden und Deutschland: Verwandtschaften und Unterschiede.....	14
Pierre Bourdieus Theorie der symbolischen Herrschaft.....	30
Das Spannungsverhältnis zwischen Kultur und Literatur.....	32
2. Der Pressediskurs.....	37
Überblick zur deutschen Presse.....	37
Überblick zur schwedischen Presse.....	46
Der Blick auf den Nachbarn.....	52
Zusammenfassung.....	55
3. Mütter als Protagonistinnen.....	57
Selten im Zentrum der Handlung.....	57
Zwei Strategien zur Kombination von Mutterschaft und Erwerbstätigkeit.....	63
Der Schwedenkrimi als Identifikationsangebot für deutsche Leserinnen	74
Der Mythos der Großen Mutter.....	83
Exkurs: Marianne Fredriksson in Rezeptionstexten.....	90
Eine Ästhetik des entfesselten Biologismus.....	98
Die Töchter der neuen Frauenbewegung.....	107
Mutterliebe – „eine graue grausame Landschaft“.....	116
Zusammenfassung.....	125
4. Mütter in der Retrospektive.....	127
Autonomiebestrebungen der Töchter.....	127
Distanzierte Betrachtungsweisen.....	130
Genre-trouble.....	130
Thematisierungen des Mutterverlustes.....	133
Deutschsprachige Texte.....	147
Söhne und Muttersöhnchen.....	156
Zusammenfassung.....	174
5. Abschließende Gedanken.....	183
Summary.....	189
Literaturverzeichnis.....	193

إلى عماد عمادي

Herzlichen Dank an

- die Ostseestiftung. Durch großzügige finanzielle Unterstützung war es mir nicht nur möglich, diese, sondern auch zwei vorausgehende Monografien zu schreiben. Damit bekam ich die Gelegenheit, eine zusammenhängende Thematik unter verschiedenen Aspekten zu beforschen;
- meine Kolleginnen Prof. Birgitta Almgren und Dr. Ursula Naeve-Bucher, die sich Zeit genommen haben zum Lesen und Diskutieren;
- Prof. Antje Wischmann, die den Text wissenschaftlich begutachtet hat. Ihre kritischen Anmerkungen waren von großem Wert;
- Mieke Woelky für die Übersetzung der Zusammenfassung ins Englische;
- meinen Lebenspartner Imad. Unser ständiger Dialog führt mir immer wieder vor Augen, wie relativ Normalität ist und wie unbewusst verfangen wir sind in unseren als natürlich aufgefassten Konstruktionen.

1. Einleitung

Das Interesse dieser Untersuchung gilt literarischen Mutterfiguren der Gegenwartsliteratur in Deutschland und Schweden. Es geht vor allem um die Frage, wie die Kategorie Mutter literarisch diskutiert wird und wie Literatur in den aktuellen Mutterdiskurs eingreift. Die Gegenwart sowohl in Deutschland als auch in Schweden ist geprägt von ständigen Verhandlungen um die Definition von Männlichkeit und Weiblichkeit, wobei die Begriffe Mütterlichkeit, Mutterschaft und Mutter eine große Rolle spielen. Wie kommen diese Verhandlungen literarisch zum Ausdruck, d.h. wie verhalten sich traditionelle Mutterschaftskonzepte und Wertesysteme auf der einen Seite zu Brüchigkeit und Unsicherheit, aber auch Innovation und Veränderung auf der anderen Seite?

Auch wenn es wahrscheinlich unbeabsichtigt war, wofür der Titel „Die bösen Mütter“ ein Indiz ist, so ist es Giovanni Segantini (siehe Titelbild) bereits 1894 auf faszinierende Weise gelungen, die Ambivalenz um die Mutter bildlich einzufangen: eine verbogene Mutterfigur drängt sich geradezu aus dem Bild heraus. Noch ist sie eingerahmt oder eingezwängt in die natürliche Form des Baumes, gleichzeitig droht sie bereits aus ihm herauszufallen bzw. ist im Begriff sich aus eigener Kraft herauszuwinden. Das Kind scheint symbiotisch mit ihr verwachsen, aber gleichzeitig wendet sie sich von ihm ab, markiert Abstand durch die Haltung von Kopf und Armen, die eine Berührung mit dem Kind vermeiden wollen. Ist sie wirklich die böse Mutter oder ist sie die uns heute so vertraute gespaltene Mutter, die versucht eine Mutterschaft zu leben, die sie in der Natur verwurzelt, aus der sie sich aber gleichzeitig zu befreien versucht? Ist das Kind eine Belastung geworden, oder kommt hier das verzweifelte Streben der Mutter zum Ausdruck, im Dschungel der Erwartungen und Anforderungen eine Balance zu finden, die sie in Einklang bringt sowohl im Verhältnis zum Kind als auch zu anderen Bedürfnissen, die über die private Sphäre hinausgehen. Wenn es mir gelingt, Segantinis Ambivalenz der Mutterfigur in den ausgewählten Prosatexten sichtbar zu machen, hätte sich die Intention dieser Untersuchung erfüllt.

Die hier analysierten ‚Muttertexte‘ lassen sich in zwei große Gruppen einteilen. Das erste Kapitel zur Literatur gilt Texten, die die Mutter ins Zentrum stellen bzw. die mütterliche Perspektive gestalten. Es geht um Reflexionen, Gefühle, Reaktionen und Befindlichkeiten von Müttern. Die Mutter ist meistens, wenn auch nicht durchgehend, Hauptperson. Texte zu diesem Komplex waren nicht immer leicht zu finden, sie scheinen eher spärlich vorhanden zu

sein, aber es gibt sie. Lässt sich hier eine steigende Tendenz festmachen? Lässt sich am Ende der Arbeit die Frage des Titels *Frühling für Mütter in der Literatur?*¹ beantworten?

Im Gegensatz dazu sind Texte der zweiten Kategorie häufig. Hier geht es um die Mutter in der Retrospektive, um den Blick eines Kindes, einer Tochter oder eines Sohnes, *auf* die Mutter. Wie sieht dieser Blick aus, welche Perspektiven lassen sich ausmachen, haben sie sich im Laufe der Zeit verändert? Sehen Söhne anders als Töchter? Und wie verhalten sich diese Sichtweisen zum Kontext des Mütterdiskurses?

Bei der Auswahl von Literatur aus beiden Ländern geht es nicht in erster Linie um eine komparativ-kontrastive Zuordnung vergleichbarer Texte, denn nicht immer lassen sich Entsprechungen finden. Die vergleichende Zusammenschau soll eher dazu dienen, größere Distanz zum Text und damit erweiterte Sensibilität für die Konstruiertheit der Mutterfiguren zu schaffen. Darüber hinaus wird die Analyse für interkulturelle Aspekte geöffnet. Wie vollzieht sich kulturelle Interaktion im literarischen Feld? Antworten auf diese Frage können sowohl textliche Gegenüberstellungen als auch der Einfluss eines Genres oder eines Autors auf das andere Land wie auch rezeptionsästhetische Aspekte anbieten.

Im einleitenden Kapitel werden verschiedene Aspekte des Vorverständnisses für die literarischen Analysen abgeklärt. Die beiden Länder Deutschland und Schweden werden besonders bezüglich der Position der Frauen/Mütter in der Gesellschaft häufig als Gegenpole aufgefasst. Entspricht dies wirklich der Realität oder handelt es sich eher um Vorurteile oder Mythen? Es wird versucht, auf Ähnlichkeiten und Unterschiede bei der Entwicklung der Genderkategorien in beiden Ländern einzugehen.

Weiterhin ist es notwendig, meine eigene Sichtweise zu begründen, d.h. sowohl darzulegen, wo ich Gender bzw. Mutter im Spannungsfeld von Natur und Kultur verorte, als auch meine Auffassung von Literatur im wissenschaftlichen Kontext zu bestimmen.

Da es um Gegenwartsliteratur geht und ihre Nähe zum gesellschaftlichen Diskurs, habe ich der Diskussion in Pressemedien einen eigenen Abschnitt gewidmet.

Die Beschäftigung mit Gegenwartsliteratur bedeutet eine Herausforderung: Eine repräsentative Auswahl der Texte ist schwer zu treffen, da sich der Korpus ständig verändert. Immer wieder habe ich während der Projektperiode von drei Jahren (2005-2007) neue relevante Texte gefunden, die nicht erschöpfend behandelt werden konnten. Die Ergebnisse der Untersuchung sollen somit als Inspiration für Diskussionen und weitere Forschungen dienen.

¹ „Det våras för mammorna i litteraturen“ (Persson 2007). Alle Zitate aus dem Schwedischen sind von mir übersetzt.

Da alle Texte nach der Wende publiziert worden sind, beziehe ich mich auf die neue Bundesrepublik. Auf eine differenzierte Betrachtung der beiden deutschen Staaten wird nur am Rande eingegangen, obgleich es von großem Interesse ist, in Bezug auf die Position von Frauen und Müttern und ihre literarische Verhandlung zu untersuchen, wie sich sowohl die Teilung als auch Vereinigung Deutschlands geltend machen. Das konnte allerdings in diesem Rahmen kaum berücksichtigt werden.

Mythos Mutterliebe

Was zeichnet eigentlich Mütter aus? Was bedeutet Mutterliebe? Und was meint die schwedische Kulturjournalistin Ulrika Milles, wenn sie Mutterschaft als einen „höheren Wert“ bezeichnet, der in unserer Kultur verehrt wird?²

Oder anders ausgedrückt: Was ist im westlichen Kulturraum gemeint mit den Kategorien Mutter, Mutterschaft und Mutterliebe? Wie sehen die diskursiven Spielarten dieser Kategorie aus? Welche Repräsentationsweisen bietet der kulturelle Raum bzw. die Literatur? Vor allem interessiert mich die Frage, wie und ob Kultur naturalisiert und Natur sozialisiert wird und auf welche Weise eine soziale Identität das Konzept einer biologischen Natur prägt und sich im Habitus ausdrückt.

Auch wenn heutzutage die neuere Forschungsliteratur zum Thema ‚Mutter‘ prinzipiell darin überein zu stimmen scheint, „dass Mutterschaft von einigen biologischen Tatsachen abgesehen als kulturelles Wirklichkeitskonstrukt aufzufassen ist“ (Würzbach 1996: 296)³, so rankt sich, sobald man sich aus dem Bereich der Gender Studies fortbewegt, um die Begriffe Mutter und Mutterliebe oft noch ein Mythos, der einen engen Konnex zwischen Mutter und Natur herstellt. Die Genderwissenschaftlerin Christina von Braun hat diesen Sachverhalt in einem drastischen Vergleich aus dem Tierreich festgehalten:

Es gibt nichts, was einander ähnlicher wäre als das abendländische Ideal der Mütterlichkeit und die Affenliebe. Auf keinem anderen Gebiet beruft sich der ‚Kulturmensch‘ so sehr wie hier auf die Verwandtschaft mit dem Tier. Während er sich überall sonst gerade durch die Unterscheidung vom Tier auszeichnet, ja in ihr die Definition des ‚Menschen‘ sieht, macht er für die Bande, die Mutter und Kind verbinden, das Gesetz des ‚Instinkts‘, der ‚Natur‘, der ‚Reflexe‘ geltend. [...] Und je weiter er sich von der Natur fortbewegt,

² „Moderskapet tillbes i vår kultur, men inte som praktik, utan som högre värde“ (Milles 2006).

³ Vgl. auch Johansson 2007: 48: „Dass Geschlecht, oder *gender*, eine sozial zugeschriebene Rolle ist, die ‚gemacht‘ oder gespielt wird, und also nicht als eine auf biologischen Faktoren basierende authentische Identität begriffen werden kann, wird heute kaum noch bestritten.“

desto nachdrücklicher wird diese Berufung auf das Tierische in der Mutterschaft. (von Braun 1985: 210)

Obwohl wir glauben, Auffassungen über den Zusammenhang zwischen der Unterordnung von Frauen und ihren natürlichen biologischen Voraussetzungen lange hinter uns gelassen zu haben, so lebt doch gerade in Vorstellungen über Mütterlichkeit eine irritierende Nähe zu biologistischen Vorstellungen fort. Die Naturbedingtheit dessen, was heutzutage unter Mutterschaft verstanden wird, scheint in unserer Kultur als eine der letzten Bastionen des Essentialismus fortzuleben.

Dies belegen nicht nur Äußerungen, die den sogenannten ‚gesunden Menschenverstand‘ zum Ausdruck bringen, sondern man stößt immer wieder auf Aussagen mit dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, die den mütterlichen Versorgungsinstinkt im Gehirn der Frau verankert sehen möchten.⁴

Noch immer greift der Effekt der symbolischen Herrschaft (nach Pierre Bourdieu, vgl. S. 30 ff.), symbolische Gewaltstrukturen, die im Habitus, dem sozialisierten Körper, verankert sind. Die Verquickung der beiden Stränge Natur/Biologie einerseits und Kultur/Gesellschaft andererseits durchzieht den historischen Mutterdiskurs bis heute in der Diskussion um Konzepte der sogenannten Gleichheit/Gleichartigkeit und Differenz der Geschlechter.

Mein Interesse gilt somit der Mutter als sozialer Konstruktion, in der immer noch gewisse soziokulturelle Eigenschaften dem biologischen Geschlecht und dem Körper zugeschrieben werden. Dabei gehe ich von der Grundannahme aus, dass „jedes unserer Worte [...] eine soziale Konstruktion [ist], die bereits sozial konstruierte Konstruktionsinstrumente benutzt“ und was Gender betrifft, so ist „alles, worüber wir zum Denken verfügen, [...] bereits gendered, geschlechtskonstruiert“ (Bourdieu 1996a: 221).

Vor allem zwei Komponenten dominieren den Mutterschaftsdiskurs im westlichen Kulturraum: die geschlechtsspezifische Liebe zum Kind, indem der Mutter ein stärkeres, anderes emotionales Band zum Kind unterstellt wird, und die Unersetzlichkeit der Mutter für Glück und Erfolg im Leben des Kindes.

Heutzutage sind beide Komponenten zwar immer noch in großem Maße aktuell, aber sie werden auch in Frage gestellt. Der Mutterdiskurs ist in der heutigen Gesellschaft geprägt von Ambivalenz, einem Nebeneinander von zählebigen Strukturen und schnellen Veränderungen. Die traditionelle Kernfamilie lebt neben alternativen Familienmodellen fort, Gender ist ein facettenreicher Begriff, die ‚gute‘ Mutter und ‚richtige‘ Mutterliebe sind Begriffe, die ihre Eindeutigkeit und Selbstverständlichkeit verloren haben. Doch die Dichotomie von Tradition und Innovation führt nicht nur zu Destabilisierung

⁴ Vgl. S. 49 ff. das die Auseinandersetzung um die Theorien der schwedischen Professoren Germund Hesslow und Annica Dahlström aufgreift.

und Auflösung von Normen und Werten, sie bereitet auch den Boden dafür, Normierungsprozesse neu auszuhandeln.

Ich beziehe mich in dieser Untersuchung auf die Kategorie Mutter in Deutschland und Schweden. Gerade diese beiden Länder sind aus drei Gründen im Vergleich äußerst ergiebig:

- Sie haben extrem verschiedene Entwicklungen nach dem Zweiten Weltkrieg durchlaufen, die beide Länder fast zu Gegenpolen haben werden lassen.
- Schwedische Familienpolitik hat heutzutage in Deutschland Vorbildfunktion.
- Das Phänomen der Popularität schwedischer Literatur in Deutschland lebt fort. Die Untersuchung begnügt sich daher nicht lediglich mit einer kontrastiv-komparativen Gegenüberstellung, sondern berücksichtigt auch interkulturelle Aspekte.

Es drängt sich natürlich die Frage auf, *warum* die Situation für (west-) deutsche und schwedische Frauen so unterschiedlich ist. Aber ist sie das wirklich, oder ist man wieder einmal dem Vorurteil aufgesessen, dass deutsche Frauen vornehmlich Hausfrauen seien? Genau wie in Schweden sind immer mehr Frauen erwerbstätig und beruflich qualifiziert. Und genau wie in Schweden sind es vor allem Frauen, die Teilzeit arbeiten, ist der Arbeitsmarkt stark segmentiert und sind Frauen noch weit davon entfernt, in gleichem Maße wie Männer Spitzenpositionen zu besetzen und die gesellschaftliche Macht gleichberechtigt zu teilen. Frauen finden sich in beiden Ländern wesentlich häufiger in Dienstleistungs- und Versorgungsberufen. Berufsbilder sind aber auch bereits ‚gendered‘ und dort, wo Frauen quantitativ stärker vertreten sind, sinken sozialer Status und somit Entlohnungsniveau. Immer noch haben die Mütter die Hauptverantwortung für die Kinderbetreuung. Auch in Schweden ist der Prozentanteil von Vätern, die Elternzeit nehmen, noch weit von den angestrebten 50 Prozent entfernt. Vor allem die Schuldgefühle, auf die man in allen Bereichen des Mutterdiskurses immer wieder stößt, scheinen deutschen und schwedischen Müttern gemeinsam zu sein.

Andererseits ist nicht von der Hand zu weisen, dass sich die Situation der Mütter in Schweden entscheidend von der deutscher Frauen mit Kindern unterscheidet. Die nahezu hundertprozentige Erwerbstätigkeit von Frauen und Müttern mit Kindern aus allen Altersgruppen ist am hervorstechendsten. Ausbildung, Beruf, und öffentliche Kinderversorgung geben schwedischen Frauen bzw. in Schweden lebenden Frauen einen Status der Unabhängigkeit, von der sie jederzeit Gebrauch machen können. Schweden wird immer wieder als Land genannt, in dem man danach strebt, Männern und Frauen gleiche Voraussetzungen und Bedingungen zu schaffen, um gleichgestellt in der

familiären und öffentlichen Sphäre wirken zu können. Dabei wird von einem starken Anspruch auf Gleichstellung ausgegangen, der sich auch ideologisch im Wertesystem der Geschlechter niedergeschlagen hat. So konstatiert die Psychologin Ylva Elvin-Nowak für Schweden *zwei* Idealkonzepte im Mutterdiskurs, das Ideal der ständigen Zugänglichkeit der Mutter, d.h. dass sie jederzeit für das Kind erreichbar ist, *und* das der Gleichberechtigung. Ist das erstere für Deutschland ganz offensichtlich das dominierende, so hat sich die Gewichtung in Schweden in Richtung Gleichberechtigung verschoben. Gemessen an schwedischen Verhältnissen machen laut Elvin-Nowak die Mütter einen regelrechten Fehler, die mit ihren Kindern zu Hause bleiben. Sie forderten das Ideal der Gleichberechtigung heraus: Sie benehmen sich, als ob das Geschlecht eine Rolle spiele, „als ob es gerade die Mutter-/die Weiblichkeitsposition sei, die bestimmt, dass sie und nicht der Vater des Kindes zu Hause ist. So eine Mutter ist zu viel Mutter und das ist falsch“ (Elvin-Nowak 2001: 77).⁵

Für Deutschland scheint das Konzept des Gleichberechtigungsideals in Bezug auf Mutterschaft kaum zu existieren. Das ‚Gütezeichen‘ der Mutter steigt mit dem Grad der Zugänglichkeit. So konstatiert die Kulturjournalistin Karen Pfundt in ihrer Untersuchung zur Mutterrolle in Deutschland lakonisch, dass die Auffassung, das Baby brauche in erster Linie die Mutter, „weiterhin den Status eines Naturgesetzes“ habe (Pfundt 2004: 58). Noch deutlicher wird die Genusforscherin Barbara Vinken bereits auf der ersten Seite ihrer Studie zur „deutschen Mutter“:

Die Berufung der Frau zur Mutter steht in Deutschland als Bollwerk gegen die Gleichheit von Frauen und Männern. Sie sorgt für die Abwesenheit der Frauen in den Berufen, vor allem in den Karriereberufen. Kinder und Karriere schließen sich in Deutschland aus – darin stimmen Männer und Frauen überein (Vinken 2001: 7).

Doch trotz des oben angesprochenen Ideals der Gleichberechtigung im schwedischen Normsystem gibt es auch Stimmen, die sich von deutschen Äußerungen kaum unterscheiden. Madeleine Grive, Chefredakteurin der schwedischen Kulturzeitschrift *00tal*, deren hier zitierte Ausgabe sich ausschließlich dem Thema Mutterschaft widmet, meint z.B., es sei auch in Schweden eine Unmöglichkeit „in der heutigen Gesellschaft mit den herrschenden kulturellen Wertmaßstäben Karriere und Mutterschaft miteinander zu kombinieren“. In von ihr geführten Interviews sieht sie ein Bild hervortreten, das davon zeugt, dass schwedische Mütter sich viel abverlangen und

⁵ „I vår tid löper både jämställdhetsidealet och tillgänglighetsidealet som röda trådar genom moderskapspositionen [...] Några [mammor] gör fel och är hemma på heltid i flera år. Dessa mammor utmanar jämställdhetsidealet i det att de beter sig som om kön spelar roll, som om det är just mamma-/ kvinnlighetspositionen som bestämmer att hon och inte barnets pappa är hemma. En sådan mamma blir för mycket mamma och det är fel.“

ständig unter Schuldgefühlen leiden, weil sie sich unzureichend fühlen: „Die Idee von der guten Mutter, die ständig zugänglich ist, wenn die Kinder sie brauchen, [...] prägt die Beurteilung von uns selbst als Müttern“ (Grive 2001: 7).⁶

Einerseits scheint man sich in Schweden von der notwendigen Verknüpfung der Kategorien Frau und Mutter gelöst zu haben. Mutterschaft scheint nicht mehr unabdingbarer Bestandteil von Weiblichkeit zu sein. Junge Frauen von heute seien die erste Generation, die sich gegen Mutterschaft entscheiden könne, ohne tragisch zu wirken. „Die meisten Frauen setzen kein Gleichheitszeichen mehr zwischen Weiblichkeit und Mutterschaft“ (Grive 2001: 20).⁷ Andererseits wird „Frau zu sein [...] in vielen Diskussionen damit verknüpft, Mutter zu sein“ (Nilsson 2004: 172).⁸ Mutterschaft wird auch in Schweden als kompliziertes Geflecht von Unterdrückungsmechanismen erlebt, die zu ständigen Schuldgefühlen führen. Frauen befänden sich in einem Konflikt zwischen dem Persönlichen und dem Politischen. Das Recht der Mütter, über ihren eigenen Körper zu bestimmen, stehe der politischen Forderung seitens der Gesellschaft gegenüber, der Frauenkörper hätte sich den Kindern unterzuordnen (vgl. Jansson 2001: 64). Mutterschaft wird angegriffen als Institution, die mit veralteten kulturellen Vorstellungen behaftet sei und jede Mutter zum Eigentum der Gesellschaft mache (vgl. Grive 2001: 4). Ähnliche Auffassungen sind von deutscher Seite verlaubar. Hinter dem „Ideal der mütterlichen Selbstlosigkeit“ stehe „das Wunschbild einer mütterlichen Ich-losigkeit“. Es gehe Mütterlichkeitsideologen vor allem um die Ausblendung des Ichs der Frau (vgl. von Braun 1985: 220).

Eine Neubelebung der Debatte über Mutterschaft wird von verschiedenen Seiten in Deutschland und Schweden für notwendig erachtet, was auch die vorliegende Untersuchung motiviert. Den Muttermythos transparent zu machen, dazu beizutragen, Mythen und Vorurteile, die sich um Mutterschaft ranken, kritisch zu hinterfragen, ist dabei das Ziel. In diesem Zusammenhang stellen sich Fragen nach der Veränderung der Sicht auf Mutterschaft, nach deren Funktion und Status in sozialer und kultureller Hinsicht. Auch steht die Geschlechtsbedingtheit von Mutterschaft zur Debatte und die Frage nach einem Konzept des mütterlichen Archetypus (vgl. Grive 2001: 7).

Auch in Schweden, dem Land, das häufig das gleichberechtigste der Welt genannt wird,⁹ ist die Einstellung zur Mutterschaft vielfältig, ambivalent und

⁶ „Genom intervjuerna växer en bild fram av vilka höga krav mödrarna har på sig själva, och det dåliga samvetet över att inte räkna till som oupphörligt gnager. Idén om den goda modern som ständigt är tillgänglig när barnen behöver henne [...] präglar vår bedömning av oss själva som mödrar.“

⁷ „[...] att vår tids unga kvinnogeneration är den första där man kan välja bort moderskapet utan att vara tragisk. De flesta kvinnor sätter inte längre likhetstecken mellan kvinnlighet och moderskap.“

⁸ „[...] att vara kvinna knyts fortfarande i många diskussioner till att vara mor.“

⁹ „Sverige i topp på jämlikhetslistan“ (SvD, 17.5.2005). Laut einer Untersuchung des WEF (World Economic Forum) in Genf, in die 58 Länder eingegangen sind, ist Schweden das

widersprüchlich. Dass sogar hier Mutterschaft als Konzept der Unterwerfung aufgefasst wird, verweist auf ein bezeichnendes Missverhältnis: Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen entsprechen nicht unbedingt internalisierten Normvorstellungen und spontanen Verhaltensmustern. Es gibt offenbar Entsprechungen im Wertesystem der beiden Länder, auch wenn sich gesellschaftlich sehr unterschiedliche Referenzrahmen herausgebildet haben. Der Frage nach der historischen Entwicklung des gemeinsamen Wertesystems und den Ursachen für die Bevorzugung unterschiedlicher Strategien ist das folgende Kapitel gewidmet.

Schweden und Deutschland: Verwandtschaften und Unterschiede

Im folgenden Abschnitt wird Fragen nachgegangen, die Ähnlichkeiten, kulturgeschichtliche Verwandtschaften, aber auch Unterschiede und gegenläufige Entwicklungen zur Situation der Mütter in beiden Gesellschaften betreffen. In diesem Zusammenhang wird ein fokussierter Forschungsüberblick präsentiert, der Antworten anbietet. Da in meiner Studie Mutterfiguren der Gegenwartsliteratur analysiert werden, können historische Fragestellungen lediglich angerissen werden, um für die Diskussion der Literatur zu sensibilisieren. Meine Absicht ist die Historizität und damit Veränderbarkeit der Kategorie Mutter zu verdeutlichen.

Im 17. Jahrhundert war laut Martina Sitt Mutterschaft auf Empfängnis und Geburt des Kindes reduziert. Mutterschaft sei noch keine Tugend mit besonderem gesellschaftlichem Wert gewesen, erst im Laufe des Jahrhunderts sei sie zu einer moralischen Verpflichtung aufgewertet worden. Nun wurde „die weithin hohe Kindersterblichkeit, die schlechte Ernährung der Kleinsten der Gesellschaft durch ‚liederliche Ammen‘ und deren ‚kraftlose Ammenmilch‘ als gewollte und nun tadelnswerte Vernachlässigung der Kinder interpretiert“ (Sitt 1996: 150).

In ihrer Untersuchung über die Geschichte der Mutterliebe versucht die französische Forscherin Elisabeth Badinter ebenfalls nachzuweisen, dass von instinktiver Mutterliebe nicht gesprochen werden kann und dass Mutterliebe eine moderne Erfindung sei, eine Normstruktur, die im 18. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Aufklärung entstand. Badinter nennt Beispiele für die geringe Bedeutung, die Kinder vor der Mitte des 18. Jahrhunderts oft hatten, und für die Gleichgültigkeit der Mütter, die in allen Sozialgruppen das Neugeborene gern einer Amme überließen, was durchaus als subtile

Land, in dem die Gleichberechtigung am meisten verwirklicht worden ist. Deutschland kommt erst auf Platz neun, was hinter Schweden und Skandinavien zurückfällt, aber immer noch zum Spitzenbereich der Liste gehört.

Form von Kindesmord eingestuft werden könne. Badinter findet verschiedene Hinweise auf geringes Engagement und Kälte der Mütter gegenüber den Kindern.¹⁰ Die Deutung früherer Forschung, dass dies der hohen Kindersterblichkeit zuzuschreiben sei, die den Müttern verbot, Gefühle der Liebe überhaupt erst entstehen zu lassen, um nicht von Kummer und Schmerz gebrochen zu werden, eine Art Schutzmechanismus also, verwirft Badinter als Bestreben der Forschung, die Mutterliebe als „eine transhistorische Konstante“ (Badinter 1981: 54) über die Zeiten zu retten. Ihrer Meinung nach ist es genau umgekehrt: „Nicht weil die Kinder wie die Fliegen starben, interessierten sich die Mütter so wenig für sie. Sondern sie starben in großen Zahlen, gerade weil die Mütter so geringes Interesse zeigten“ (Badinter 1981: 55).¹¹

Damit sei nicht Mutterliebe an sich bestritten, sondern lediglich ausgedrückt, dass über die Jahrhunderte hinweg Mutterschaft ganz andere Inhalte erfahren hat: „Wir sind völlig davon überzeugt, dass der Tod eines Kindes lebenslange Narben im Herzen der Mutter hinterlässt. [...] Doch früher herrschte eine geradezu gegenteilige Mentalität“ (Badinter 1981: 56).¹²

Setzt Badinter den Zeitpunkt der unwälzenden Veränderung des Familienkonzepts um die Mitte des 18. Jahrhunderts an, so geht andere Forschung weiter zurück bis in die Frühe Neuzeit, in die Zeit der Reformation und des Humanismus, in die Zeit Luthers, dem große Bedeutung bei der Revolutionierung der Familie und der Mutterrolle zugeschrieben wird.

Mit Luthers Reformation sei die ‚gute Mutter‘ als private Versorgungs- und Reproduktionsinstanz zur gesellschaftlichen Norm geworden. Mittels seines Mutterkonzepts sei es gelungen, die physische Mutterschaft über eine geistliche, symbolische und metaphorische zu stellen, repräsentiert durch die Jungfrau Maria und alle Nonnenbräute Christi (vgl. Vinken 2001: 109-144). In diesem Bestreben gingen Reformation und Humanismus Hand in Hand.¹³

¹⁰ Die schwedische Historikerin Karin Dirke berichtet, dass es bereits in der Antike durchaus akzeptabel war, unerwünschte Kinder auszusetzen, denn damit überließ man sie den Händen der Götter: „Att sätta ut barn ansågs [i den antika stadsstaten] acceptabelt eftersom man då överlämnade barnet i gudarnas händer“ (Dirke 2006: 13).

¹¹ „[...] det var inte därför att barnen dog som flugor som mödrarna intresserade sig så lite för dem. Utan det var till stor del därför att de inte intresserade sig för dem som de dog i så stort antal.“

¹² „Vi är idag absolut övertygade om att ett barns död lämnar ett outplånligt märke i moderns hjärta. [...] Det var en rakt motsatt mentalitet som rädde förr i världen.“

Helga Möbius relativiert diese Auffassung und verweist auf zahlreiche Beispiele von „fürsorglichen Müttern“ und „liebvollen Eltern“ in der Malerei des Mittelalters. Dabei warnt sie allerdings auch vor dem Missverständnis, „in solchen Familien wirkliche Verhältnisse abgebildet zu sehen“. Es gehe hier lediglich um die Vermittlung von Stimmungen und nicht um reale Mütter (Möbius 1996: 28).

¹³ Vinken verweist auf einen Text von Erasmus von Rotterdam, in dem er in der Form eines Zwiegesprächs zwischen der jungen Mutter Fabulla und einem Freund des Hauses die Bedeutung des Stillens durch die leibliche Mutter gegenüber der Inanspruchnahme einer Amme hervorhebt. Vinken nennt diesen Text „eines der ausführlichsten zeitgenössischen Traktate zur Propagierung des Stillens durch die leibliche Mutter“ (Vinken 2001: 115f).

Die Physikalisierung und Verleiblichung der Frau ließ gleichzeitig ihren Sexualtrieb ins Bewusstsein treten, den es zu kontrollieren galt. Neben dem Wohl der Kinder sei die Kontrolle über die weibliche Sexualität eins der wichtigsten Motive in Luthers Bestreben gewesen, die Familie als allgemeine Lebensform zu institutionalisieren. In der protestantischen Familie entstand die Norm, die bis heute ideologische Gültigkeit bewahrt hat: Wert und Würde der Frau definieren sich in erster Linie über die Funktion als Ehefrau und Mutter.

Diesen weitreichenden Umbruch in der Gesellschafts- und Geschlechterordnung belegt Vinken mit verschiedenen Beispielen, die zeigen, wie das Christentum vor der Reformation die Liebe zu Gott *über* die zu den Kindern stellt,¹⁴ wobei diese Liebe mit einer für heutiges Auffassungsvermögen verwirrenden Erotik geschildert wird.¹⁵ Mit Luther würden diese Verhältnisse in ihr Gegenteil verkehrt. Indem die Liebe zu den Kindern und die Verpflichtung auf die Reproduktion an erste Stelle gesetzt werden, erfüllten Christen ihre eigentlichen Aufgaben. Nicht mehr Enthaltensamkeit nach Augustinus, sondern Reproduktion nach Luther war das Wichtigste in der Ehe: „Denn dies Wort, da Gott spricht: ‚Wachset und mehret euch‘, ist nicht ein Gebot, sondern mehr denn ein Gebot, nämlich ein göttlich Werk [...]“ und die Fortpflanzung wird somit als Kern wahren Christentums benannt. Außerdem wird diese Aufgabe mit dem Vorzeichen der Natürlichkeit versehen: „Es ist eine eingepflanzte Natur und Art eben so wohl als die Gliedmaßen, die dazu gehören“ (Luther 2002: 14). Keuschheit und ein Leben außerhalb von familiären Strukturen wird als Bequemlichkeit verurteilt und das Großziehen von Kindern zur eigentlichen Aufgabe eines Christen bestimmt:

Es ist nichts Kirchen bauen, Messe stiften oder was für Werk genannt werden mögen, gegen dieses einzige Werk, dass die Ehelichen ihre Kinder ziehen, denn dasselbe ist ihre gerichtste Strass gen Himmel, können auch den Himmel nicht näher und besser erlangen denn mit diesem Werk (Luther 2002: 8).

¹⁴ Elisabeth von Thüringen bat Gott „die Liebe zu ihren Kindern aus ihrem Herzen zu reißen“, um sich ganz auf ihre Liebe zu Gott konzentrieren zu können. Bei Dorothea von Montau wird die Vernachlässigung ihres Säuglings – sie vergaß ganz einfach ihn zu stillen – als Beweis für ihre tiefe „Verzückung“ für Gott angeführt. Das Enthüllende liegt in der Bewertung dieser Frauen als Vorbildern von Gottverbundenheit. Vinken bemerkt richtig, dass „nach protestantischen Kriterien [...] aus einer außerordentlichen Heiligen eine Frau [wird], die ihre eigentlichen Pflichten um irgendwelcher Spinnereien wegen vernachlässigt [...]“ (Vinken 2001: 124-130).

¹⁵ Hierfür liefert Niklas Olaison einen eindrücklichen Beleg: „Bernhard av Clairvaux uppmanar till och med sina munkar att dia Kristi bröst. Metaforen Gud som moder var vanlig under 1100-talet och Jesusbilden sexualiserades. Jesus framträdde allt oftare som älskare. Detta är också förklaringen till de emotionellt högstämda brev där kristna prelater kunde förklara varandra sin kärlek“ (Olaison 2006: 45) [Bernhard von Clairvaux ermuntert sogar seine Mönche, sich von Christus stillen zu lassen. Die Metapher für Gott als Mutter war während des 12. Jahrhunderts üblich, und das Jesusbild wurde sexualisiert. Jesus trat immer öfter als Geliebter auf. Das erklärt auch, die emotional hochgestimmten Briefe, in denen christliche Prälaten einander ihre Liebe erklären konnten].

Nicht mehr wie vor der Reformation das Kloster, sondern der familiäre Raum wird nun zur Festung gegen eine pervertierte Welt. Luther hat den Gottesdienst zum Familiendienst gemacht und damit den Fokus christlichen Lebens grundlegend verschoben. Die Frau verbannte er ins Haus, womit ein entscheidender Schritt in der geschlechtlichen Dichotomie Frau/privat – Mann/öffentlich getan war, der im weiteren zementiert werden sollte. Reformismus und Humanismus war es gelungen, das Konzept der spirituellen Mütterlichkeit durch die körperliche zu naturalisieren (vgl. Vinken 2001: 142ff). Die ‚gute‘ allgegenwärtige Mutter war somit zu einer fundierten Kategorie geworden.

Diese Schlussfolgerung bestätigt Ann Marie Rasmussen in einer Untersuchung von überlieferten Mütter-Töchter-Gesprächen vor und nach der Reformation. Seit der Reformation stehe im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, ob die Frau „als sittsame Hausfrau“ tauglich sei: „Eine neue Epoche bahnt sich an, in der das sittliche Drama sich nicht mehr in der Öffentlichkeit, sondern im privaten Haushalt entfalten wird“ (Rasmussen 1993: 32). Und Helga Kraft konstatiert, dass das Vorbild der Maria nun durch die biblische Martha ersetzt worden sei, „die für Jesus nur häusliche Pflichten erledigte“. Damit habe Luther allerdings auch jeglichen Freiraum für Protestantinnen „völlig verriegelt“ (Kraft 1993a: 45).

In der protestantischen Ehe obliegt dem Mann die Verantwortung für Haus und Familie. Das Gebären von Kindern war die wichtigste Aufgabe der Ehefrau. Von ihr wurde erwartet, dass sie ihr Leben auf die Bedürfnisse von Mann und Kindern ausrichtet (vgl. Johansson 2007: 146, 164). War die Mutter in erster Linie für die leibliche Ernährung und Fürsorge verantwortlich, so trug der Vater die Verantwortung für die geistliche Erziehung der Kinder. Noch oblag ihm die Aufgabe, die Kinder zu „Gottesfurcht und Gehorsam“ zu erziehen, noch war er „„Hausvater“ im umfassenden Sinn“ (Beck-Gernsheim 1997: 41). Mit der Entstehung der bürgerlichen Familie sollte sich dies ändern, und auch die Mutter bekam große Bedeutung bezüglich der geistlichen Erziehung der Kinder, zu der sie allerdings – vom Mann – erzogen werden musste.

Einer dieser Erzieher, der immer wieder zum Thema Mutterschaft genannt wird, ist Jean Jacques Rousseau, der die Norm formulierte, die für die soziale Konstruktion Mutter bis heute Gültigkeit besitzt und als Paradigmenwechsel bezeichnet wird: „It was western culture’s turn, at the time of Rousseau, to a new focus on the *child* that produced the modern mother (in her role as there specially to care *for the child*) [...]“ (Kaplan 1992: 20).¹⁶

¹⁶ Auch die Literaturwissenschaftlerin Renate Darnedde bezeichnet die Mutterliebe „als eine Erfindung der Moderne“. Sie verweist ebenfalls auf die Trennung von Produktions- und Reproduktionssphäre, ein Auseinandertreten von Privat- und Erwerbssphäre, die eine Neudefinition der geschlechtlichen Arbeitsteilung zur Folge hatte (vgl. Darnedde 1994: 34-40).

Kaplan fasst das Konzept zusammen, das die moderne Mutter nach Rousseau ausmacht:

- „total attention to the child from an early age“
- „the woman’s function in cementing the family through her skills in emotions and relationship“
- „a woman’s business [is] to be a mother“
- „the public/male, private/female split“
- „ascribing to nature what is in fact cultural“ (Kaplan 1992: 20f).

Der Frau in ihrer Funktion als Mutter fällt nun die Hauptverantwortung für die Erziehung der Kinder zu. In ihre Hände wird das Überleben der Menschheit schlechthin gelegt. Damit wird ihr einerseits eine strategische Machtposition zugeteilt, die erfordert, dass sie angemessen erzogen ist, um ihre Macht ‚richtig‘ einzusetzen, andererseits ist der Grundstein für eine Schuld gelegt, die der Mutter auferlegt wird, wenn sie den Erwartungen nicht gerecht wird. Ihre Qualifikation für die Erfüllung ihres Auftrags bezieht sich in erster Linie auf Gefühle und zwischenmenschliche Beziehungen, ein Gebiet, auf dem sie sich zur Expertin entwickeln sollte. Ihr Wert und ihre Identität als Frau und Mensch sind eng an die Mutterrolle gekoppelt. Dies verweist sie weiterhin in einer kapitalistisch arbeitsteiligen Gesellschaft auf den privaten Raum, stets unter Berufung auf Biologie und Natur: „For Rousseau, the girl’s biological processes shape her to be a mother“ (Kaplan 1992: 20).

Dieses Konzept wird befestigt durch den Schweizer Pädagogen Johan Heinrich Pestalozzi (1746-1827), dem „unstrittig einflussreichste[n] Pädagoge[n] des deutschen Sprachraums“ (Vinken 2001: 160). Er schreibe die Trennung von Familie und öffentlichem Raum fest, erhebe die Mutter zur unentbehrlichen Instanz in der Erziehung der Kinder und kodiere diese Aufgabe im Hinblick auf Gefühl, Herz und Instinkt der Mutter.

Pestalozzi vertieft die Kluft zwischen Mütterlichkeit und Weiblichkeit, zwischen Mutter und Dame. Das Heil der Welt wird an die Mutter geknüpft, das „Weltweib“ dagegen wird zur Inkarnation von Eitelkeit, Putzsucht und Schein. Ein Leben in der Welt, d.h. in der Öffentlichkeit außerhalb der Familie, ist mit Mutterschaft nicht zu vereinbaren. Dem weltlichen Interesse liege Egoismus zugrunde, der im Widerspruch zur Mutterrolle stehe. Für Pestalozzi ist die leibliche Mutter unersetzbar. Weder Versorgung noch Erziehung können durch fremde Instanzen wie Amme, Hauslehrer oder Gouvernanten übernommen werden. Auch bei Pestalozzi erfolgt die Berufung auf die Biologie/Natur, die allein die leibliche Mutter befähige, die Grundlage für „sittliche Bildung“ zu legen. Pestalozzi geht es darum, die Kraft der ‚weiblichen Natur‘ freizulegen, um Müttern zu ihrer „Bestimmung“ und zum Durchbruch eines „gesunden Instinktes“ zu verhelfen (vgl. Vinken 2001: 164-174). Wer hier entscheidet, welcher Instinkt gesund ist, versteht sich von selbst –

der des (männlichen) Pädagogen. Und man kann nur Vinkens Polemik gegen Pestalozzi beipflichten:

Es ist ein merkwürdig verschütteter Instinkt, der in den höheren Klassen und in Städten so gut wie verschwunden ist, obwohl er so natürlichen wie göttlichen Ursprungs ist. Um wirksam zu werden, bedarf er trotz dieser doppelten Grundlegung der Erziehung. Um richtig erziehen zu können, muss die Mutter erzogen werden; Mädchenerziehung heißt von jetzt ab Erziehung zur Mutterschaft. (Vinken 2001: 175)

Auch von Braun deutet auf den Widerspruch hin, dass gemessen daran, dass man sich auf ‚Naturgesetze‘, also eigentlich auf selbstverständliche Gegebenheiten beruft, eine erstaunliche Fülle von Lehrmaterial veröffentlicht werde (vgl. von Braun: 1985: 15).¹⁷ Ein kulturelles Konzept wird als Konzept ‚natürlicher Weiblichkeit‘ verankert, bei dem es nicht um Kenntnisse geht, sondern um Ethik, um die adäquaten Wertmaßstäbe, die dem „gesunden Instinkt“ zum Durchbruch verhelfen sollen. Die Domänen der Frau werden somit das Heim, das Gefühl und die Mutterschaft. Das familiäre Heim wird zum „unverdorbenen Bereich“, gleich dem Kloster vor der Reformation, und erfährt somit eine religiöse Verklärung. Wie die Nonne solle die Mutter diese Enklave nicht verlassen, jeder Schritt nach außen wird bestraft und mit Schuld belegt. Damit ist der „lange Schatten eines Mythos“ begründet, der heute noch das Leben vieler Mütter verdunkelt (vgl. Vinken 2001: 172). Dieser Prozess der Naturalisierung war ca. Ende des 18. Jahrhunderts vollzogen. Mutterschaft wird nun nicht mehr als erlernbar gedacht, sondern zu einer intrapsychischen Struktur. Damit war der Boden bereitet, die neuen Vorstellungen um Mütterlichkeit zu Mythos und Ideologie werden zu lassen. Bestimmte mütterliche Dispositionen wurden ins Unterbewusstsein verwiesen, wodurch sie den Charakter nicht zu hinterfragender, vorgängiger Wahrheiten erhalten konnten.

Ob als Mythos, Ideologie oder intrapsychische Strukturen – bestimmte Komponenten des modernen, bürgerlichen Mutterkonzepts haben sich bis heute gehalten und sind im Mutterdiskurs in Schweden und Deutschland virulent.

Dass sich Schweden und Deutschland in ähnlichen ideologischen Konzepten bewegten und sogar interkulturell aufeinander Einfluss nahmen, zeigen auch die Auseinandersetzungen in der ersten bürgerlichen Frauenbewe-

¹⁷ Renate Möhrmann, Professorin für Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft, nennt ein schlagendes Beispiel aus den gesetzlichen Verordnungen des Allgemeinen Landrechts für die Preussischen Staaten von 1794, das zeigt, wie weitgehend das Bestimmungsrecht der Väter ging: „Wie lange die Mutter aber dem Kind die Brust reichen soll, hängt von der Bestimmung des Vaters ab.“ (§ 184, Titel 2)“ (vgl. Möhrmann 1996a: 74). Elke Liebs fällt der „widersprüchliche Seiteneffekt“ auf, dass nämlich derselbe Rousseau, der sich so stark für eine Hinwendung zur Mutterschaft einsetzte, seine eigenen Kinder ins Findelhaus steckte, obwohl die leibliche Mutter am Leben war (vgl. Liebs 1993: 118).

gung, in der es vor allem um verschiedene Strategien ging, Mütterlichkeit aufzuwerten (vgl. Stoehr 1991).

Mit Ellen Key¹⁸ hielt das Konzept einer geistigen Mutterschaft Einzug in den historischen Gender-Diskurs. Auch wenn Key für bestimmte Positionen des Differenzfeminismus und ihre Idealisierung des Mütterlichen vor allem aus heutiger Sicht kritisiert worden ist, so ist doch ihr Konzept der „Gesellschaftsmutter“ (samhällsmoder) und einer sozialen Fürsorglichkeit ein entscheidender Schritt von privater Ausgrenzung zu öffentlicher Präsenz gewesen. Key verlieh mütterlichen Werten eine politische Stoßrichtung durch den Anspruch, diese als feministische Strategie einzusetzen. Mit dieser Rhetorik gelang ihr ein Balanceakt zwischen Anpassung und gleichzeitiger Herausforderung der herrschenden Norm. Die politische Mutterschaft hat hierbei nicht die biologische zur Voraussetzung, kann also auch von kinderlosen Frauen und Männern realisiert werden.¹⁹

Getrennte Wege

Wann nun begann der besondere schwedische Weg und wodurch zeichnet er sich aus? Eine kürzlich erschienene Untersuchung fragt im Titel provokativ: „Ist der Schwede ein Mensch?“ (*Är svensken människa?*, Berggren, Trägårdh 2006). Die These wird verfolgt, dass die stark individualisierte schwedische Gesellschaft ihren Ursprung bereits im 15. Jahrhundert hatte (vgl. Berggren 2006: 61-76) und individuelle Unabhängigkeit eine dominante Wertvorstellung sei, die sich durch die Jahrhunderte hindurch verfolgen lasse und sich bis heute in der schwedischen Familienpolitik manifestiere. Hier wie in anderen historischen Phänomenen könnte die Unterschiedlichkeit von sozialen Konzepten in Deutschland und Schweden begründet sein, wobei gleichzeitig das gemeinsame Fundament immer wieder durchscheint.

Doch verhandeln Berggren/Trägårdh die „radikalindividualistischen Züge“ (Berggren 2006: 73) der Schweden vielleicht in allzu groben Schablonen. Schnell bewegt man sich durch die Jahrhunderte hindurch. Hinweise, die auf eine besondere Konstellation der ‚nordischen Familie‘ verweisen, geraten erst überzeugender, wenn der Beginn des 20. Jahrhunderts erreicht wird. Wird für Deutschland eine Vertiefung des patriarchalen Systems konstatiert, „in dem der Staat und die traditionelle Familienordnung ein gemeinsames Bollwerk gegen Forderungen der Frauen nach individueller Emanzipation bilden“ (Berggren 2006: 66)²⁰, so konstatiert man für Schweden eine liberale Einstellung zu Sexualität und Reproduktion. Als Beleg dafür wird das Ehegesetz in Skandinavien herangezogen, das bereits in den 20er Jahren umgeschrieben wurde, im übrigen Europa geschah dies erst in den 60er Jah-

¹⁸ Zur Rezeption von Ellen Key in Deutschland vgl. Vinken 2001: 219 ff.

¹⁹ Zur differenzierten Auseinandersetzung mit Ellen Key siehe auch: Lindén 2006.

²⁰ „[...] där staten och den traditionella familjeordningen bildade ett gemensamt bålverk mot krav på individuell emancipation av kvinnor.“

ren. Laut Ehegesetz von 1921 waren beide Ehepartner verpflichtet, zur Versorgung der Familie beizutragen. Frauen wurden neue Möglichkeiten zur Erwerbstätigkeit eröffnet. Unverheiratete Frauen hatten seit 1921 Zugang zum staatlichen Dienst, und seit 1925 waren Berufe wie Arzt, Universitätslehrer, Postbeamter und Sekretärin im Öffentlichen Dienst offen für alle (vgl. Leppänen 2006: 139). Christina Florin und Bengt Nilsson sind sogar der Auffassung, dass das Ehegesetz den schwedischen Frauen eine einmalige Position ermöglichte:

The married woman was placed on an equal footing with the man from the point of view of legal and economic affairs within the family – both husband and wife were given the same responsibilities and rights concerning the running of the home, providing for the family and the upbringing of the children. This was, for the married woman, the beginning of economic and social citizenship based on the concept of the individual. (Florin 1999: 21)

Man stärkte die gesetzliche Position unehelicher Kinder und liberalisierte bereits in den 30er Jahren die Gesetzgebung bezüglich Homosexualität und Abtreibung. Frauen bekamen ihre Rente zu gleichen Bedingungen wie Männer, und 1939 wurde ein Gesetz verabschiedet, das den Frauen das Recht auf Erwerbstätigkeit gewährte (vgl. Florin 1999: 21). Schwedens erster weiblicher Berufsinspektor, Kerstin Hesselgren, verkündete stolz: „In diesem Jahr, 1939, haben wir ein Gesetz verabschiedet, das Entlassung von Frauen [...] auf Grund von Ehe, Mutterschaft und Geburt [verbietet]“ (vgl. Leppänen 2006: 149).²¹

Bereits in den 30er Jahren machte Alva Myrdal als „Sozialingenieurin“ zusammen mit ihrem Mann Gunnar einen Vorschlag zur Lösung der Krise in der Bevölkerungsfrage (*Kris i befolkningsfrågan*, 1934), der vielen in der Bundesrepublik noch heute als zu radikal anmutet. Ihre Ausgangsfrage war dabei, wie der Staat der Frau die Mutterfunktion erleichtern könne, d.h. welche sozialen Unterstützungsmaßnahmen es für Frauen und Mütter möglich machten, sowohl familiären als auch beruflichen Aufgaben nachzugehen. „Eine paradoxe und typische Alva-Lösung“ nennt die schwedische Genuswissenschaftlerin Yvonne Hirdman Myrdals Auffassung, dass Frauen Zugang zur Erwerbstätigkeit bräuchten, wenn man sie anregen will, Kinder zu gebären. Sie wollen beides, Kinder *und* Arbeit (vgl. Hirdman 2006: 195). Bis zu diesem Zeitpunkt war die Reaktion auf demographische Probleme meistens gewesen, die Frau zurück an Heim und Herd zu schicken, damit sie sich ganz der Mutterschaft widmen konnte. Doch Alva und Gunnar Myrdal drehten den Spieß um. Sie sahen den Konflikt darin, dass Frauen ihren Beruf überwiegend der Mutterschaft vorziehen würden (vgl. Hirdman 2006: 195) – eine gewagte Behauptung, die damals sicher viele, auch Frauen, bestritten,

²¹ „I år, 1939, har vi stiftat en lag som förbjuder uppsägning på grund av giftermål, moderskap eller barnafödande.“

deren Richtigkeit sich allerdings heutzutage in der Bundesrepublik statistisch durch niedrige Nativität, besonders bei den ausgebildeten Frauen, bewiesen hat. Das Konzept der Myrdals ist ein Schritt, mit dem jahrhundertealten Muttermythos zu brechen und eine Neuverhandlung des mütterlichen Wertesystems einzuleiten. Nicht die aufopfernde, ins Private zurückgezogene Frau ist die gute Mutter, sondern die, die sich aktiv gesellschaftlich engagiert und öffentlich sozialpolitische Arbeit leistet. Eigentlich sind laut Myrdals die Frauen die besseren Erzieher, die sich für den Beruf entscheiden, und gerade ihnen sollte der Staat die Möglichkeit geben, auch Eltern *neben* der Erwerbstätigkeit zu sein.

Die Myrdals waren kein Einzelfall in ihrem Bestreben, die engen Grenzen des familiären Terrains zu überschreiten und Frauen zur aktiven Teilnahme an der politischen Gestaltung der Gesellschaft zu ermuntern. Die Mitbürgerinnenschule Fogelstad hatte eine ähnliche Zielsetzung. Eine Gruppe von Frauen, überwiegend aus dem Bildungsbürgertum, stellte sich die Aufgabe andere Frauen darin zu bestärken, ihre staatsbürgerlichen Rechte aktiv auszuüben. Die Initiative entstand in den 20er Jahren, kurz nachdem die Frauen 1921 das Wahlrecht bekommen hatten. Zwischen 1925 und 1954 nahmen mehr als 2000 Frauen an Sommerkursen auf der Mitbürgerinnenschule teil (vgl. Thunberg 2004: 15f). Auch hier war das Ziel die Erziehung zum politisch mündigen Menschen. Ulrika Knutson, die die Fogelstad-Gruppe eindrucksvoll portraitiert hat, zitiert eine Teilnehmerin, die die Absicht der Kurse im Kern trifft: „Als ich nach Fogelstad kam, war ich nichts, als ich es auf meinem Fahrrad verließ, war ich ein Mensch“ (Thunberg 2004: 14).²²

Ein lebhafter innovativer Diskurs zur Rolle der Frau und Mutter lässt sich also in Schweden verzeichnen zu einer Zeit, als Deutschland auf das dunkelste Kapitel seiner Geschichte zusteuerte, auch in Bezug auf die Stellung der Frau. Barbara Vinken beschreibt das Mutterbild des Nationalsozialismus drastisch, wenn auch zu eindimensional,²³ mit „unemanzipierte, blondbezopte, breithüftige Gebärkuh“ (Vinken 2001: 260). Doch dies bedeutete nicht unbedingt gleichzeitig die Vertiefung traditioneller Werte. Bei den Nazis wurde die Familie eine öffentliche Angelegenheit, sie sollte mit dem Volkskörper verschmelzen. Die Gebäraufgabe wurde rassenbiologischen Maßstäben unterstellt. Rückzug in den Innenraum der Familie wurde als Egoismus gebrandmarkt. Damit geschah eine Kolonisierung des Privaten: „Mutter und Kind tauchten jetzt im Plural, in Reih und Glied, den Kinderwagen im Gleichschritt schiebend, auf“ (Vinken 2001: 277). Die Kinder gehörten nicht den Eltern, sondern dem Volk. Zur Mutter wurde man erzogen durch Mutterschulungslehrgänge, die Funktion des Vaters reduzierte sich dagegen auf den arischen Samenspender. Gesunde Frauen hatten die

²² „Jag kom till Fogelstad som ett ingenting – och cyklade härifrån som en människa.“

²³ Zum differenzierten Frauenbild im Nationalsozialismus und den ‚Paradoxen der Modernisierung‘ siehe: Wischmann: 2006.

ausdrückliche Aufgabe, Kinder zu zeugen und diese auf den Krieg und damit den Tod vorzubereiten. Ob diese ehelich waren oder nicht, war nicht in erster Linie entscheidend, sondern die Reinrassigkeit der Nachkommen – der Nationalsozialismus zeigte erstaunlichen Liberalismus gegenüber unehelichen Kindern. „Lebensunwertes“ Leben wurde „Auslese und Ausmerze“ (Vinken 2001: 281) unterworfen.²⁴

Einerseits vollzieht sich im Nationalsozialismus eine Einschwörung der Frau auf ihre Hauptaufgabe, die Mutterschaft, andererseits wird diese Hauptaufgabe der Privatsphäre entzogen und in den Dienst der ideologisierten Öffentlichkeit gestellt. Sich der Berufung zur Mutterschaft zu entziehen, kam einem Verrat am Vaterland gleich.

Auf diese Umfunktionierung der Familie in eine öffentlichen Interessen unterstellte „Brutstätte für die Reinheit der Rasse“ (Vinken 2001: 296) reagierte man in der BRD stark nach dem zweiten Weltkrieg, als man sich so willig und geradezu sehnsüchtig ins Privatleben zurückzog. Die Reaktion auf die Verbrechen des Nationalsozialismus war häufig die vollständige Absage an die Politik und die Wiederbelebung des privaten familiären Raumes. Die Macht über die Kinder wurde den Eltern zurückgegeben, und Kinder sind wieder Privatangelegenheit. Die Restauration der patriarchalischen Kleinfamilie in der BRD in den 50er Jahren mit ihrer scharfen Trennung von Familie und Politik muss auch als eine Reaktion auf die nationalsozialistische (Anti-)Familienpolitik bewertet werden.

Mutterliebe – das am meisten ausgebeutete Gefühl der Geschichte

Deutlich tritt zutage, wie diametral entgegengesetzt sich die Familienideologie in Schweden und Deutschland bzw. BRD gerade in den 30er bis 50er Jahren entwickelte, der Zeit, in der Alva Myrdals Reformprogramm lebhaft diskutiert wurde. Es verwundert kaum, wenn Myrdal auf die Frage, warum sich gerade Schweden bezüglich sozialer Reformen zur Lösung der Bevölkerungskrise an die Spitze stellen konnte, Deutschland für ein solches Unterfangen mit der lakonischen Begründung zurückweist, es sei zu undemokratisch (vgl. Berggren 2006: 241).

Myrdal ruft den Staat zum Wohl des Einzelnen auf den Plan, mit dem Ziel die Kindererziehung zu sozialisieren. Ihre Reformvorschläge waren konkret und forderten z.B. den Ausbau des Mutterschutzes, Erziehungsberatung, Sexualunterricht, Aufklärung über Verhütung, Subventionen für Kinderkleidung, bezahlte Familienurlaube, kostenlose Haushaltshilfe für Kleinkindfamilien (vgl. Berggren 2006: 242). Auch präsentierte sie mit der ”Stor-

²⁴ Vgl. auch Bock 1991: 237. Bock führt aus, wie Beauftragte des Reichsinnenministeriums das Verhältnis von privat und öffentlich definierten: „Officials of the Reich Ministry of the Interior declared, referring to the sterilization law, that, the private is political’ and that the decision on the dividing line between the private and the political is itself a political decision.” Auf makabre Weise wurde so der Slogan der neuen Frauenbewegung bereits von den Nazis okkupiert.

barnkammare” eine Vorform für eine Kindertagesstätte, die Kindern zwischen zwei und sieben Jahren zugänglich sein sollte. Ihr Ziel war dabei nicht, die Familie zu eliminieren, sondern sie zu fördern, abzusichern und zu unterstützen. Damals bereits strebte sie in der vergesellschafteten Kinderversorgung nicht nur eine Notlösung in Form der Verwahrung, sondern eine pädagogisch hochwertige Erziehungsfunktion an.

Warum konnten Myrdals Ideen gerade in Schweden auf fruchtbaren Boden fallen? War es wirklich die Tradition von Unabhängigkeit und Radikalindividualismus? Vieles spricht dafür, nicht zuletzt Alva Myrdals eigene Auffassung: „Schweden ist, zusammen mit Norwegen und Island und im Gegensatz zum Rest von Europa ein Land, in dem die Bauern immer frei gewesen sind und wo der Feudalismus nie zu einer Bedrohung wurde“ (vgl. Berggren 2006: 241). Laut Alva Myrdal hat die schwedische Demokratie ihre Wurzeln in vorchristlicher Zeit (vgl. Berggren 2006: 241).

Myrdal ging einen Schritt weiter als Key, indem sie Befürworterin staatlicher Fürsorge oder gar Bevormundung wurde – etwas, worauf in Deutschland immer noch mit großer Empörung reagiert wird. Dort scheint die Familie weiterhin eine unantastbare Institution zu sein, deren Entgrenzung entweder durch den Staat oder das Individuum/die Frau als Bedrohung quasisheiliger bürgerlicher Werte aufgefasst wird. Doch zog Myrdal in ihrer Radikalisierung nicht die letzte Konsequenz. Auch für sie war die Familie noch „ein warmer Platz in einer kalten Welt“ (Berggren 2006: 245), und die Wärme sollte vor allem die Mutter garantieren, in ihrer doppelten Rolle als Mutter *und* Arbeiterin. Myrdal unterstützte einerseits die Erwerbstätigkeit von Frauen, legte aber andererseits immer noch die Hauptverantwortung für Haushalt und Kinder auf die Schultern der Mutter.

Erst Eva Moberg leitete 1961 eine Diskussion ein, im Rahmen derer das Konzept des mütterlichen Essentialismus radikal in Frage gestellt und angezweifelt wurde, dass Frauen ihre eigenen Interessen denen der Kinder unterordnen müssten. Moberg bezeichnete die Mutterliebe als das am meisten ausgebeutete Gefühl der Geschichte (vgl. Berggren 2006: 264). Das, was seit Luther selbstverständlich war, als normal und auch natürlich im biologischen Sinne galt, wurde von der Schwedin angegriffen – und das bereits 1961, zu einem Zeitpunkt, als man sich in Westdeutschland noch in das gemütliche Heim mit der fürsorglichen Mutter zurückzog, und noch lange vor der gesellschaftlichen Radikalisierung in den späten 60er Jahren und der Entstehung der neuen Frauenbewegung in den 70er Jahren. Moberg wusste, in welches Wespennest sie stach, als sie das Recht der Frau als Individuum ins Verhältnis zum Recht der Kinder setzte. Dies sei gleichbedeutend damit, als asozial, unnatürlich, unweiblich, unmenschlich, rabiat usw. zu gelten (vgl. Berggren 2006: 264). Die Debatte wurde lebhaft geführt und hatte schließlich in den 70er Jahren gesetzliche Änderungen zur Folge, die der schwedischen Frau eine Plattform sichern, auf der sie sich freier entfalten kann als in

den meisten anderen europäischen Ländern. Für Deutschland gelten Mobergs Worte bis heute:

Dass kinderlose Frauen arbeiten und Karriere machen, ist sozial akzeptiert, doch die Frau, die versucht Mutterschaft und Selbstverwirklichung auf dem Arbeitsmarkt zu kombinieren, wird leicht zur ‚Rabenmutter‘ gestempelt, einer Mutter, die ihre Kinder verlässt, noch bevor sie fliegen können (Berggren 2006: 295).²⁵

Das besondere schwedische Modell hat vielleicht nicht nur in der skizzierten historischen Entwicklung und der gründlichen Vorarbeit durch z.B. Alva Myrdal seine Ursachen. Auch arbeitsmarktpolitische Gründe haben dazu geführt, dass die gesetzliche Unabhängigkeit und Gleichstellung der Frau so konsequent realisiert wurde. Es gab auch in Schweden Ende der 50er Jahre eine größere Nachfrage nach Arbeitskraft, wobei Frauen als Reserve gesehen wurden, die es zu mobilisieren galt. Im Gegensatz zur Bundesrepublik setzte man in Schweden ausdrücklich auf die weibliche Arbeitskraftreserve. Das begründete 1965 der Vorsitzende des schwedischen Arbeitgeberverbandes damit, dass „the married women had an established infrastructure, they knew the language and they were loyal to the employers and their home district“ (vgl. Florin 1999: 57).

Mobergs Forderungen nach ökonomischer Unabhängigkeit der Frau, dem Sechs-Stunden-Tag für alle und der gerechten Arbeitsteilung der Eltern in Haushalt und Kinderversorgung stießen auf breite Resonanz, auch bei den Sozialdemokraten, die sich aktiv an der Diskussion beteiligten. Im Gegensatz zur BRD, die nach dem Krieg eine lange konservative Regierungsperiode (16 Jahre) erlebte, waren die schwedischen Sozialdemokraten ununterbrochen von 1933 bis 1976 an der Macht. Die Diskussion um eine neue Familienpolitik wurde in den 60er Jahren entscheidend von der Gruppe 222 initiiert, einer breiten sozialen Koalition aus Sozialdemokraten, Feministen und Vertretern der Gewerkschaftsbewegung.

Ein wichtiges Resultat war die Abschaffung der gemeinsamen Besteuerung von Ehepaaren zugunsten der individuellen. In Deutschland gilt noch heute, trotz allen Reformeifers aus jüngster Vergangenheit, das Ehegattensplitting, wodurch ein Hausfrauendasein belohnt wird. Je mehr die Frau dagegen verdient, desto drastischer wird sie durch Steuern bestraft. Dadurch wird das patriarchale Familienversorgermodell begünstigt und der Frau der Eintritt ins Erwerbsleben erschwert. Patriarchale Machtverhältnisse zwischen Mann und Frau werden so aufrechterhalten. Noch bis in die 70er Jahre

²⁵ „Att barnlösa kvinnor arbetar och gör karriär är socialt accepterat, men den kvinna som försöker kombinera moderskap och självförverkligande på arbetsmarknaden drar lätt på sig anklagelsen att vara en *Rabenmutter*, en korpomor som överger sina ungar innan de är flygfärdiga.“ Bezeichnenderweise wird auch im schwedischen Text das deutsche Wort „Rabenmutter“ verwendet, für das es auf Schwedisch keine sprachliche Entsprechung gibt.

konnte eine Frau nicht ohne die Erlaubnis ihres Ehemanns arbeiten. In Schweden wurde dagegen zu Beginn der 70er Jahre nicht nur die individuelle Besteuerung eingeführt, sondern es lässt sich darüber hinaus ein explosiver Ausbau der Kindertagesstätten verzeichnen – von 11.000 Plätzen 1962 auf 388.000 im Jahr 1992 – eine Versorgungslage, auf die berufstätige Mütter und Familien in Deutschland immer noch warten.

In Schweden stieß der ökonomische Bedarf an Arbeitskraft auf eine große Bereitschaft, die Geschlechterrollen in entscheidenden Bereichen der Gesellschaft zu verändern. Bereits Anfang der 60er Jahre bildete sich eine breite Koalition bestehend aus Akteuren und Akteurinnen, die Florin „labour, capital, science, culture, the media, politics and women’s organizations“ zuordnet (Florin 1999: 66). Diese bereiteten mit großem Engagement den Weg, der in den 70er Jahren zur staatlichen Institutionalisierung dieser Strömungen und zu gesetzlichen Neuregelungen (vgl. Florin 1999: 73) führte. Neue Wertvorstellungen hatten sich durchgesetzt, die die Berufstätigkeit von Frauen nicht gegen Mutterschaft ausspielten: „Swedish women had started to create a new form of family life after the war; they had started to work outside the home, give birth to fewer children, cohabit with their men, get divorces, change their sexual habits and so on“ (Florin 1999: 66).

Die neue Norm war so verankert, dass auch die wirtschaftliche Stagnation der 70er Jahre die Frauen nicht zurück ins Haus brachte: „The traditional pattern of ‚women as a reserve‘ had been broken during the recession of the seventies. Women working outside the home did not, as was expected, return to the homes“ (Florin 1999: 71f). Dass es sich hierbei nicht nur um ein Verdienst der Sozialdemokraten handelte, zeigt auch der Regierungswechsel von 1976: „Consequently, the right-wing government which took office in 1976 continued the work for gender equality and for the state feminism that had already been implemented and made permanent in the administration“ (Florin 1999: 76). Hier offenbart sich auch eine besondere Kultur des Konsensus „in which the attempt is made to resolve conflicts with a minimum of controversy“ (Florin 1999: 64).

Diese Sicht teilt Åsa Lundqvist in ihrer Dissertation über die Familie im Schwedischen Modell. Sie betont das fruchtbare Zusammenwirken von Wissenschaft, Politik und Genderdiskurs, das die Familienpolitik zwischen 1930 und 1975 entscheidend geformt hätte. Dabei habe vor allem die Praxis der staatlich verordneten Untersuchungen (SOU: *statlig offentlig utredning*) eine einmalige Position in der schwedischen Politik. Nirgendwo anders hätten staatliche Untersuchungen, in denen sowohl Experten als auch Politiker mitarbeiten, so großen Einfluss auf den politischen Entscheidungsprozess. Staatliche Untersuchungen sind damit wichtige Instrumente im Aufbau eines breiten gesellschaftlichen Konsensus’, der eine Voraussetzung bei der Durchsetzung des Schwedischen Modells gewesen sei (vgl. Lundqvist 2007: 10-14).

Die Individualisierung der Familie, die der Frau ein hohes Maß an Selbstverwirklichung ermöglichte, war also bereits in vollem Gange, als die 68er-Bewegung ins öffentliche Bewusstsein trat. Sowohl Berggren/Trägårdh als auch Florin/Nilsson haben überzeugend nachgewiesen, dass die Emanzipation der Frau in Schweden nicht in erster Linie das Verdienst der radikalen Frauenbewegung der 70er Jahre gewesen ist. Das bestätigt ja auch nicht zuletzt die Entwicklung in der BRD, wo sich eine parallele linkspolitische Bewegung mit anschließender Frauenbewegung entfaltet hatte, was aber kaum zu entscheidenden Konsequenzen in der Familienpolitik führte. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass die westdeutsche Frauenbewegung einer Institutionalisierung misstrauisch gegenüberstand und deshalb auf alternative, außerparlamentarische Lösungen gesetzt hatte. Aber vor allem fehlten in der BRD sowohl beginnende Initiativen für die Gleichberechtigung in den 30er Jahren als auch der breite gesellschaftliche Konsensus der 60er Jahre.

Die ‚heilige‘ Familie

Einen „climax of familisation“ nennt Wiebke Kolbe die unmittelbare Nachkriegszeit in der BRD, als nämlich die Familie zu einer Sicherheitszone und einem Rückzugsraum wurde, was sowohl in Abgrenzung zu Nazizeit und Krieg als auch zum ostdeutschen Kommunismus geschah (Kolbe 1999: 133). Die Radikalisierung und das Infragestellen traditioneller Werte in den 60er Jahren fiel nicht wie in Schweden auf breite gesellschaftliche Akzeptanz, sondern wurde als Krise des bürgerlichen Familienmodells erlebt. Im Gegensatz zu Schweden gab es in der BRD einen Konsensus über die Parteigrenzen hinweg *gegen* die Erwerbstätigkeit der Mütter: „Both the Christian-Democratic government and the Social-Democratic opposition united in the political goal to make the gainful employment of married women and mothers dispensable“ (Kolbe 1999: 145). Auch in der BRD war der Mangel an Arbeitskräften in den 60er Jahren beträchtlich, aber man löste ihn nur teilweise durch Inanspruchnahme weiblicher Arbeitskräfte und beabsichtigte dagegen, den Bedarf durch Einwanderung aus der DDR und Osteuropa bzw. nach der Errichtung des Eisernen Vorhangs und dem Mauerbau 1961 aus Südeuropa zu decken. Die Erwerbstätigkeit von verheirateten Frauen und vor allem Müttern kleiner Kinder wurde damals nicht als akzeptable Lösung, sondern eher als beunruhigende Alternative angesehen.

Konservative Bereiche der Gesellschaft befürworteten dagegen das Subsidiaritätsprinzip, das das Kollektiv Familie und nicht wie in Schweden das Individuum gegenüber dem Staat stärken sollte und dem Staat die Rolle des Helfers in der Not erteilte. Laut Kolbe entsprach dies der Haltung der Westdeutschen gegenüber dem Staat, „which was sceptical, if not distrustful, again due to the experiences with the Nazi regime“ (Kolbe 1999: 144). Zwar richtete man sich im Laufe der Jahre auch verstärkt an beide Elternteile und nicht nur an die Mutter in der Familienpolitik, doch wurde es nie erreicht, die Norm des alleinigen Familienversorgers zu überwinden, so wie dies in

Schweden der Fall war, „where the two-breadwinner family became the legal norm and the dominating social practice already in the seventies“ (Kolbe 1999: 153). Staatliche Familienpolitik nach dem zweiten Weltkrieg in der BRD strebte an, Erwerbstätigkeit für Mütter überflüssig zu machen und diese eher zu ermuntern zu Hause zu bleiben und die Kinder zu versorgen (vgl. Kolbe 1999: 166). Das Ergebnis dieser Politik war, dass die Erwerbstätigkeit der Mütter mehr oder weniger zur Privatangelegenheit herabgestuft wurde und individuell gelöst werden musste, eine Strategie, die stark als Norm von den Frauen selbst verinnerlicht wurde.

So bildeten sich zwei verschiedene Konzepte von Elternschaft heraus, in Schweden ein, zumindest dem Anspruch nach, partnerschaftliches Modell mit geteilter Verantwortung für sowohl Kinder als auch deren Versorgung. In der Bundesrepublik dagegen wurde die komplementäre Arbeitsteilung zwischen Vater und Mutter aufrecht erhalten (vgl. Kolbe 1999: 167).

Dies verweist zwar auf unterschiedliche Entwicklungen, bedeutet aber nicht, dass Schweden bereits die Vollendung der Gleichberechtigung erreicht hätte. Mit Recht konstatieren Berggren/Trägårdh eine Inkonsequenz in der schwedischen Familienindividualisierung bezüglich der Elternzeit. Die großzügig zugestandene Elternzeit von einem Jahr wird gemeinsam an beide Elternteile vergeben, ohne individuelle Zuweisung, lediglich zwei Monate sind ausschließlich für die Väter reserviert, womit indirekt eingestanden wird, dass die restlichen Monate der Mutter zugeordnet sind. Anstrengungen der Sozialdemokraten, dies zugunsten einer gleichen Verteilung an beide Elternteile zu ändern, wurden im Jahre 2005 aufgegeben, zusammen mit der Forderung nach dem Sechs-Stunden-Tag. Die Ursache für diese Inkonsequenz sehen Berggren/Trägårdh im „Zögern der Männer, die traditionelle Frauenrolle zu übernehmen, und im Unwillen der Frauen wertvolle Zeit mit den Kindern aufzugeben“ (Berggren 2006: 317).²⁶ Dies habe dazu geführt, dass Frauen Zwischenlösungen suchten, bei denen sie wenig Arbeit mit viel Zeit mit den Kindern kombinieren könnten. Deshalb seien Frauen eher auf Teilzeitstellen zu finden und bevorzugten oder tolerierten befristete Anstellungsverhältnisse, was auch mit der extremen geschlechtsspezifischen Segmentierung des Arbeitsmarkts korrespondiere. Hierauf verweist auch Vinken. Zwar wäre in Skandinavien eine Verstaatlichung „der traditionell in den Bereich der geistigen Mütterlichkeit fallenden Aufgaben“ zu konstatieren, doch sei „der skandinavische Arbeitsmarkt [...] dementsprechend nach Geschlechtern getrennt“, indem Frauen vor allem für das „Menschliche“ in den sozialen Bereichen zuständig seien. Dies veranlasst Vinken zu dem Schluss, dass sich in Skandinavien eine „Politik der Mütterlichkeit“ durchgesetzt habe: „Vater Staat ist zu einem mütterlichen Staat mutiert, in dem die als ethisch höher eingeschätzten Werte der Mütterlichkeit allgemein prägend

²⁶ „[...] männens tvekan att ta på sig en traditionell kvinnoroll, kvinnornas ovilja att ge upp för dem värdefull tid med sina barn.“

geworden sind“ (Vinken 2001: 264). Hier stehen sich die These des Staatsindividualismus und die der ‚Vermütterlichung‘ der öffentlichen Sphäre gegenüber, wobei sich unweigerlich die Parallele zu Ellen Key aufdrängt. Doch beiden Thesen entspricht die Situation, die Berggren/Trägårdh folgendermaßen beschreiben:

Der Staatsindividualismus hat vielleicht den Mann von seiner traditionellen Rolle als Familienoberhaupt, Versorger und Beschützer *befreit*, doch ist es zweifelhaft, ob dies zu der *Emanzipation* geführt hat, die Männer und Frauen gleichgestellt macht, sowohl in der Familie als auch auf dem Arbeitsmarkt. (Berggren 2006: 324)²⁷

Auch wenn Schweden als das Land gilt, „where gender equality has attained the highest level in the world“ und als „the best country for women to live in“, schließen auch Florin/Nilsson ihre Untersuchung damit ab, einen beunruhigenden Backlash in den 90er Jahren zu konstatieren: „The most recent official investigation on women and power speaks [...] of a backlash for women in the labour market, crises in family life, the difficult situation of single mothers and continuing wage differentials between the sexes“ (Florin 1999: 77). Seit den 70er Jahren haben sich die Lohnunterschiede zwischen Männern und Frauen nicht verringert.

In Deutschland scheint man dagegen endlich zu reagieren, wobei das Nachbarland Schweden eine nicht unwesentliche Rolle als Vorbild spielt. Die Einkommensanbindung des Elterngeldes und die Vätermo-nate sind erste Schritte, um eine Voraussetzung dafür zu schaffen, dass Mütter das Familienghetto verlassen können, ohne dass sie dabei ihre Kinder vernachlässigen oder ganz auf sie verzichten müssen.

Hiermit kehre ich zur Ausgangsfrage nach Verwandtschaften und Unterschieden in Deutschland und Schweden zurück. Auch wenn beide Staaten elementare Unterschiede bezüglich der Familienpolitik und der Gesetzgebung aufweisen, auch wenn die Voraussetzungen für Frauen und Familien, Kinder und Beruf zu kombinieren, diametral verschieden sind, so sind offenkundig in beiden Ländern Komponenten eines Mutter-Mythos nach wie vor anzutreffen. Der Mütterdiskurs umfasst in Schweden und Deutschland ein breites Spektrum an Positionen, dessen Auffächerung um so interessanter wirkt, wenn diese in einem literarischen Diskussionszusammenhang erfolgt.

Obleich dieser historische Abriss sporadisch und unvollständig bleiben muss, so wird dennoch nachvollziehbar, dass die Kategorie Mutter sowohl diachron als auch synchron ständig neuen kulturellen Konstruktionen unterworfen ist. Kategorisierungen und Normierungen haben sozialhistorische

²⁷ „Statsindividualismen har kanske *befriat* mannen från hans traditionella roll som familjens överhuvud, försörjare och beskyddare, men det är tveksamt om den har lett fram till den *emancipation* som skulle göra kvinnor och män jämställda både inom familjen och på arbetsmarknaden.“

und nationale Ursprünge. Gleichzeitig halten sich bestimmte Genderkonzepte hartnäckig am Leben, die sich über Hunderte von Jahren zurückverfolgen lassen. Gemeinsam ist ihnen, dass das soziale Geschlecht naturalisiert wird, d.h. dass über verschiedene Mechanismen die Naturbedingtheit geschlechtlicher Verhaltensmuster, z.B. Mutterschaft, reaktiviert und reproduziert wird, obwohl der soziale Referenzrahmen sich längst gewandelt hat. Mythen zur Mutterschaft existieren weiter über unbewusste, emotionale Strukturen und mittels zielgerichteter Instrumentalisierung. Wie ist es möglich, dass gewisse Wertvorstellungen zu Geschlechterkonzepten und zur Mutterschaft über Zeit und Raum fortbestehen?

Pierre Bourdieus Theorie der symbolischen Herrschaft

Pierre Bourdieus Verständnis vom Habitus kann hier Erklärungsansätze bieten. Danach geschieht Sozialisierung durch die Zusammenführung objektiver und kognitiver Strukturen. Ein Individuum erlebt und verinnerlicht eine Übereinstimmung zwischen den inneren Erwartungen und dem äußeren Geschehen, der Natur. Der Habitus ist das Ergebnis eines Prozesses, in dem die soziale Identität mit der biologischen Natur zusammenfällt, wodurch soziokulturelle Konstruktionen naturalisiert erscheinen. Damit entstehen symbolische Herrschaftsstrukturen, die verankert sind im Habitus, dem sozialisierten Körper. Seine Dispositionen bezieht der Habitus aus der doxischen Erfahrung, dem „Einklang zwischen der Verfassung des Seins und den Formen des Erkennens, zwischen den inneren Erwartungen und dem äußeren Lauf der Welt“ (Bourdieu 1996: 159). Entscheidend dabei ist, dass die Unterdrückungsmechanismen unbewusst wirken und ihre Äußerungsformen damit die der ‚Natürlichkeit‘ angenommen haben. Im Habitus vollzieht sich die Transzendenz des Sozialen, die Körper geworden ist, ein Prozess, „in deren Verlauf eine soziale Identität instituiert [...], sich in eine biologische Natur eingräbt und zum Habitus wird“ (Bourdieu 1996: 173). Gerade diese „Einprägungsarbeit“ in den Körper (die sich ausdrücken kann in Gestik, Mimik, Körperhaltung, Körpersprache, aber auch Kleidung, Schminken, kurz einer Ästhetisierung des Körpers) lässt sozial Konstruiertes natürlich erscheinen.

Die ständige Reproduktion von symbolischer Herrschaft kann nur solcherart Zwang ausüben, „der durch eine abgepresste Anerkennung vermittelt ist“ (Bourdieu 1996: 164). Folgerichtig übersetzt Bourdieu symbolisch auch mit verkannt (im Gegensatz zu erkannt, also im Sinne von *nicht* erkannt), was darauf verweist, dass sich symbolische oder auch „sanfte“ (Bourdieu 1996a: 218) Gewalt unerkannt, unbewusst vollzieht und von den Opfern sowohl akzeptiert als auch reproduziert wird. Die Unterdrückten machen sich das „negative Vorurteil“ der Unterdrückenden zu eigen, d.h. die ersteren internalisieren den Blick und die Beurteilungskriterien der letzteren und

richten sie auf sich selbst, womit diese zu ihrem Nachteil (negativ) reproduziert werden.

Gerade was die Unterdrückung der Frau anbelangt, so handelt es sich heutzutage vor allem um symbolische im Gegensatz zu direkter Gewalt, denn die formale Gleichberechtigung ist bereits so gut wie vollzogen. Bourdieu verweist selbst auf tiefgreifende Veränderungen für Frauen, z.B. „gestiegene Bildungsbeteiligung im weiterführenden Schulwesen und im Hochschulsektor, im Zugang zur Erwerbsarbeit und damit zur öffentlichen Sphäre“ und er stellt „eine gewisse Distanz zu den Reproduktionsaufgaben“ fest, d.h. zu Familie, Haushalt und Kinderversorgung. Doch diese Veränderungen „verbergen Kontinuitäten“ (Bourdieu 1996a: 226) in der Herabsetzung der Frau, die weniger leicht zu durchschauen seien und somit den Charakter von symbolischer, „verkannter“ Gewalt angenommen haben, die in Form von „Selbstausschluss“ (Bourdieu 1996a: 170) und „Unterwerfungsbereitschaft“ (Bourdieu 1996a: 228) wirkt.

Bourdieu's Theorie deckt sich in vielen Punkten mit der Gender-Theorie. Er geht aus von der kulturellen Bedingtheit der Kategorien Mann und Frau, denn „[a]lles, worüber wir zum Denken verfügen, ist bereits gendered, geschlechtsstrukturiert“ (Bourdieu 1996a: 221). Auch der biologische Körper ist bereits gesellschaftlich geformt, „also ein politisierter Körper oder, wenn man das vorzieht, eine inkorporierte Politik“ (Bourdieu 1996: 186). Bourdieu betont gegenüber „der feministischen Kritik“, dass „auch die Männer Gefangene und auf versteckte Weise Opfer der herrschenden Vorstellung [sind], die gleichwohl so perfekt ihren Interessen entspricht“ (Bourdieu 1996: 187). Er stellt Gender neben andere soziale Kategorien und hebt vor allem die Bedeutung der Klassenzugehörigkeit hervor und hält es für bedenklich, „aus dem Geschlecht die Hauptvariable zu machen“ (Bourdieu 1996a: 224). Er hält es sogar für unmöglich, wissenschaftlich auseinander zu halten, „was der Klasse und was dem gender zukommt“ (Bourdieu 1996a: 225).

Darüber hinaus weist er einen Weg, verinnerlichte Strukturen der Unterdrückung aufzuspüren und Dispositionen von Männlichkeit und Weiblichkeit bewusst zu machen, die auf den ersten Blick nicht ersichtlich sind. Damit lässt er Begriffe der Gendertheorie wie „doing gender“ und „Performativität“ lebendig werden. Charakteristisch dafür ist der Fokus auf den Prozess, d.h. es geht nicht um fertige Resultate, sondern um Prozesse und soziale Praktiken (vgl. Rosenberg 2005: 14).

Die heterosexuelle Matrix hat sich historisch kulturell herausgebildet und ist in ständiger Veränderung begriffen. Dies drückt der Begriff Performativität aus: Gender *ist* nicht, Gender *wird*. Im sozialkonstruktivistischen Sinne werden soziale Kategorien – z.B. Mutter – durch soziale, auch sprachliche Praktiken geschaffen. Ein Untersuchungsfeld für diese sozialen Praktiken ist der Diskurs, durch Regeln gesteuerte Darlegung von Aussagen, Begriffen, Thesen und Theorien, die zusammengenommen eine Kette von artikulierten

Vorstellungen über z.B. die Kategorie Mutter, ausmachen. Was normal/unnormal, richtig/falsch oder einfach ‚das Andere‘ ist, wird über den Diskurs ausgehandelt. Obwohl diskursive Praktiken stark auf Wiederholung aufbauen und von den Akteuren unbewusst oder absichtsvoll angestrebt werden, ist der Diskurs instabil und veränderlich, ständigen Bedeutungsverschiebungen ausgesetzt und erweist sich stark von unterschiedlichen Kontexten und ‚Aufführungssituationen‘ geprägt. In diesem Sinne ist auch die Literatur eine diskursive Praxis und die ausgewählten ‚Mütter-Texte‘ gehen in den literarischen Diskurs über Mutterschaft ein.

Ich gehe im Folgenden davon aus, dass Geschlechterkonzepte und Geschlechtsidentitäten keinen natürlichen Ursprung haben, sondern ständig durch immer wieder neue oder zitierte Handlungen, sprachliche Praktiken und Inszenierungen auf den gesellschaftlichen Arenen reproduziert oder neu konstituiert werden. Ein Ort für das „Gender-Doing“ ist der literarische Text. Dieser kann einerseits die Illusion von Natürlichkeit aufbauen, diese allerdings andererseits auch als hergestellt durchschaubar machen. Damit erhält ein Text möglicherweise ein subversives Potential (vgl. Schulte 1995 und Vinken 1992: 19).

Literarische Inszenierungen/Performanzen der sozialen Kategorie *Mutter* sind der Gegenstand dieser Untersuchung. Bourdieus Theorie der symbolischen Gewalt wird bei der Analyse der literarischen Texte ein Leitfaden sein und den Blick dafür schärfen, inwieweit Dispositionen der Kategorie Mutter Gender-Hierarchien reproduzieren oder durchkreuzen. Vor allem geht es mir darum, immer noch angewandte Strategien der Naturalisierung und Mythologisierung von Mutterschaft freizulegen und ihnen damit das symbolische Potential des Nicht-Erkennens bzw. Verkannt-Werdens zu entziehen.

Das Spannungsverhältnis zwischen Kultur und Literatur

Was den Mutterdiskurs betrifft, so kommt auch hier zum Ausdruck, was sich in fast allen Bereichen der spät/postmodernen westlichen Kultur zeigt: Ambivalenz. Damit meine ich die Gleichzeitigkeit und Koexistenz von zählebigen Strukturen einerseits und schnellen Veränderungen andererseits. Das Nebeneinander von traditionellen und neuen, alternativen Familienstrukturen evoziert nicht nur eine explosive Dynamik der Inhalte. Die Dichotomie von Tradition und Innovation bzw. Festhalten an alten Normen bei gleichzeitigem Infragestellen hat weiterhin eine Destabilisierung von Kultur, Gesellschaft und Subjekt zur Folge: Die Zeit der großen Erzählungen ist vorbei, Grenzüberschreitungen traditioneller Wertvorstellungen sind unübersehbar (vgl. Ganetz 1997: 25ff). Dabei sollte allerdings nicht nur das Moment der Verwirrung und Entfremdung betont werden, sondern auch die Möglichkeit der diskursiven Neuverhandlung der Normen. Ein Bereich, in dem dies lebhaft passiert, ist die Gegenwartsliteratur, die das Nebeneinander von Traditi-

on und Innovation in einem breiten Spektrum von Mutterfiguren veranschaulicht. Dabei ist die Ambivalenz der Moderne und Spätmoderne nicht nur auf der historischen Achse nachzuvollziehen, sondern lässt sich auch geografisch verankern, wie der Vergleich und die interkulturellen Relationen zwischen Deutschland und Schweden im Folgenden deutlich machen werden.

Aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive betrachte ich Literatur als „Träger“ von Kultur, verstanden als textlich gefasstes kollektives Bewusstsein einer Gesellschaft, das deren gemeinsame Normen, Erfahrungen, Verhaltensmuster und Denkstrukturen thematisiert und reflektiert (Ganetz 1997: 22). „Träger“ bedeutet nicht, dass die literarischen Äußerungen konstant und stabil seien, sondern sie gehen in einen Prozess ein, dessen symbolische Ausdrucksform, hier vor allem die Sprache, dynamisch und veränderbar sind.

In der Literaturwissenschaft gibt es allerdings immer wieder Stimmen, die von einem Gefühl der Bedrohung durch kulturwissenschaftliche Ansätze zeugen. So sieht z.B. die deutsche Literaturwissenschaftlerin Vivian Liska die Gefahr, dass sich die Literaturforschung in kulturelle Analysen auflöse und damit „ihres besonderen Potentials als widerständige Tätigkeit und als Arena des Kritischen“ beraubt werde (Liska 2002: 22). Nach der Auseinandersetzung mit meinem Material scheint mir eher das Gegenteil der Fall zu sein. Gerade die kulturelle Dimension in der Analyse öffnet für kritische und widerständige Elemente. Die schwedische Literaturwissenschaftlerin Ebba Witt-Brattström hat dies in einer öffentlichen Diskussion zur Rolle der Literatur in der Schule anschaulich eingefangen:

Belletristik erweitert die Grenzen der menschlichen Psyche, dramatisiert die Dynamik von Selbsthass, weckt die Lust seinen Nächsten zu lieben, konfrontiert uns mit der Angst vor dem Anderen in uns, kurz gesagt, macht alles, was unreflektiert als fremd erlebt wird, zu „unserem“, etwas, was kein Antidiskriminierungsgesetz der Welt vermag (Witt-Brattström 2006).²⁸

Belletristik ist Teil des kulturellen Diskurses. Sie ist anderen Texten nicht übergeordnet, sondern unterscheidet sich von jenen dadurch, dass sie mit anderen Mitteln und zu anderen Bedingungen am Diskurs teilnimmt. Was damit gemeint sein kann, versucht der schwedische Literaturwissenschaftler Anders Pettersson näher zu erläutern und zwar nicht aus der üblichen Perspektive der Textinterpretation, sondern aus derjenigen der Leser. Pettersson fragt sich, was passiert, wenn man Literatur liest und erlebt (Pettersson 1998: 116). Im Kern gehe es um eine andere Art von Kommunikation mit dem Text. Der Wert wird weder im empirischen Wahrheitsgehalt noch im Grad

²⁸ „Skönlitteratur tänjer på det mänskliga psykets gränser, dramatiserar självhatets dynamik, väcker lusten att älska sin nästa, konfronterar rädslan för den andre inom oss, kort sagt gör allt som oreflekterat upplevs som främmande till 'vårt' på ett sätt som inga antidiskrimineringslagar i världen förmår.“

an Information über faktische Verhältnisse gesucht. Dennoch wird Literatur für wertvoll befunden, dadurch dass der Leser den Text auf sich selbst und seine eigene Situation appliziert: „Wir müssen also auch eine Verbindung schaffen zwischen dem Kommunizierten und unserem eigenen Leben: Wir müssen zulassen, dass der Text unser Wirklichkeitsbild reguliert und uns emotional beeinflusst“ (Pettersson 1998: 120).²⁹ Man fragt sich also unweigerlich beim Lesen, ob es um glaubwürdige Bilder ginge, ob die Wirklichkeit so sei, ob es sich um angemessene Einstellungen handele. Das Literaturerlebnis ist Ausdruck für implizite Wertvorstellungen des Lesers und der Leserin über die Wirklichkeiten, die während des Leseaktes entstehen. Die Form und die Wahl der literarischen Stilmittel dienen dazu, die vermittelten Vorstellungen zu nuancieren und somit auch das potentielle Leseerlebnis zu nuancieren (vgl. Pettersson 1998: 123ff).

Auch die amerikanische Literaturwissenschaftlerin Rita Felski geht von dem Erfahrungswert in Literatur aus, wenn sie diese als *eine* der kulturellen Sprachen bezeichnet, „through which we make sense of the world; it helps to create our sense of reality rather than simply reflecting it. At the same time, it also draws on, echoes, and bounces off our other frameworks of sense-making. No text is an island“ (Felski 2003: 13). Auch wenn es Rahmenbedingungen für die Sinnentstehung gibt, so kennt doch Literatur keine Grenzen oder Tabus, sie ist ein unendliches Feld für Experimente, Visionen und Utopien. Sie kann alles sagen, alles akzeptieren, alles annehmen, alles aushalten und alles vorspiegeln. Gleichzeitig ist sie eine Arena für aktuelle Fragen. Kulturelle Normen, Verhaltensmuster, Wertmaßstäbe und natürlich auch Genderkonzepte werden festgeschrieben oder in Frage gestellt, unterlaufen oder reproduziert.

Mein Blick auf Literatur ist geprägt von kulturwissenschaftlichen Ansätzen. Doch das muss nicht bedeuten, dass sich die literarische Ästhetik in einem kulturellen Allgemeinen auflöst. Dagegen setzt eine Untersuchung mit kulturwissenschaftlicher Perspektive nicht die Frage nach der literarischen Qualität ins Zentrum, sondern verschiebt den Fokus auf soziale Praktiken. Der Wert eines literarischen Textes wird somit nicht mehr nach dem Kriterium gemessen, inwieweit er ein Kunstwerk ist, sondern danach, inwieweit er in der Lage ist, an die Lebenserfahrungen eines Individuums anzuknüpfen, ohne dass dabei die künstlerischen Techniken ausgeblendet werden. Diese Position findet ihre Entsprechung in der Theorie zum postmodernen Roman, der respektlos populärliterarische mit modernistischen Zügen vermischt und dabei gegen herkömmliche ästhetische Kriterien verstößt (vgl. Öhman 2002: 19). Ich begrüße diese Respektlosigkeit, und meine Literatúrauswahl hat sich danach gerichtet, wie in verschiedenen Texten „Lebenspraxis“ von Müttern literarisch verhandelt und gebrochen wird. Hierbei bewege ich mich frei

²⁹ „Vi måste alltså också skapa en förbindelse mellan det kommunicerade och vårt eget liv: vi måste låta texten justera vår verklighetsbild, eller låta den påverka oss emotionellt [...]“

zwischen Genre- und Wertkriterien, ohne dabei jeweilige ästhetische Ausformungen außer Acht zu lassen. Insofern bewege ich mich auf der Grundlage eines erweiterten Textbegriffes und möchte auch zur kulturwissenschaftlichen Öffnung und Sensibilisierung der schwedischen Literaturwissenschaft beitragen: In ihrem Pamphlet zu Problemen und Möglichkeiten der Literaturwissenschaft erinnern die schwedischen Literaturwissenschaftler Torbjörn Forslid und Anders Ohlsson an die lateinische Grundbedeutung des Wortes ‚Literatur‘: alles (!) Geschriebene (vgl. Forslid 2007: 85). Darauf gelte es sich heute mehr denn je zurückzubedenken, in „der Bewusstseinsindustrie der postindustriellen Gesellschaft“, in der Literatur die Aura der hohen Kunst verlassen habe und sich nun öffnen müsse für ein weiteres kulturelles und mediales Feld (vgl. Forslid 2007: 35). Die Grenzen zu Journalistik, Film, TV, Musikdramatik und Computerspiel seien fließend, denn sie alle benutzen Techniken, die ihre Wurzeln in der Literatur haben (vgl. Forslid 2007: 35).

Ausgehend von einem erweiterten Textbegriff habe ich eine weitere Textsorte in die Untersuchung einbezogen, den Presstext. Gerade bei der Behandlung von Gegenwartsliteratur und noch stärker von Populärliteratur gibt es auffällige Querverbindungen zwischen Zeitungsartikeln und belletristischen Texten. Auch Presstexte greifen aktiv in den Diskurs ein, der literarische und der journalistische Diskurs reflektieren sich wechselseitig. Bestimmte Komponenten und Ideologeme von Mutterschaft erweisen sich sogar als gemeinsame interdiskursive Elemente.

2. Der Pressediskurs

Zeitungstexte und literarische Texte gehören beide zu den Medien, in denen Normen, Ideologien und Wertmaßstäbe gebildet und hinterfragt werden. Sie unterscheiden sich aber vor allem durch den jeweils geschlossenen Vertrag mit den Lesern, aber auch durch verschiedene Kontexte, Praktiken und Zielgruppen. Beide Diskurse können sich durch fiktionale Merkmale auszeichnen, auch wenn von journalistischen Texten in der Regel angenommen wird, dass sie auf Recherchen und zitierter Expertise aufbauen. Presstexte können mit Wirklichkeits*anknüpfung* Realitäten schaffen, die dann auch wieder als existierende Phänomene *wahr* genommen werden können.

Von Literatur hingegen wird erwartet, dass die dargestellte Realität ästhetisch gebrochen, vielleicht sogar visionär gestaltet wird, sie kann aber durchaus in den Bereich der Journalistik hineinreichen. Die Grenzen sind fließend, und die Diskussionen um eine Abgrenzung zahllos. Insbesondere die Rahmenbedingungen des Fiktiven sind andere. Für die Journalistik sind sie enger, immer gekoppelt an die Referenz auf die außertextliche Welt und die Vorstellungen von Authentizität, für die fiktionale Literatur sind sie potentiell grenzenlos, was Zeit, Raum und Phantasie angeht.

Beiden gemeinsam ist, dem Charakter als Medium inhärent, der *Leserkontakt*, was dazu führt, dass häufig ähnliche Fragestellungen in beiden Diskursen diskutiert werden, da sie ein existentielles Anliegen der Leserinnen und Leser sind. Was das ‚Gender-Doing‘ bzw. die Reproduktion von symbolischen Herrschaftsstrukturen zwischen den Geschlechtern betrifft, haben beide Textebereiche normbildende Kraft.

Überblick zur deutschen Presse

Die mediale Öffentlichkeit hat in den letzten Jahren der Mutterrolle auffallend viel Beachtung geschenkt.¹ Anlass ist die rückläufige Geburtenrate und damit verbunden die Angst vor einer überalterten Gesellschaft, in der immer weniger Erwerbstätige immer mehr Rentner versorgen müssen.

Im *Stern* vom 30.6.2005 (Rosenkranz 2005) ist auf dem Titelblatt ein Storch zu sehen, dessen Schnabel mit der deutschen Fahne zugebunden ist.

¹ Ich beziehe mich im Folgenden auf Artikel aus den Jahren 2004 und 2005 aus den großen, meinungsbildenden Zeitschriften, vor allem *Die Zeit*, aber auch *Focus* und *Stern*.

Darunter sind die Schlagzeilen zu lesen: „Land ohne Kinder. Die familienfeindliche Gesellschaft: Wie Deutschland seine Zukunft verspielt.“ Die sogenannte kinderfeindliche Einstellung der Deutschen und damit das wachsende Problem einer Rentnergesellschaft wird als so gravierend gesehen, dass man diesen Fragestellungen eine zehnteilige Titelgeschichte widmet, die dann auch neue interessante Informationen sowohl zur Statistik als auch zu diesbezüglichen Wertvorstellungen liefert. Mit 8,7 Geburten auf 1000 Einwohner habe Deutschland neben Slowenien die niedrigste Geburtenrate der Europäischen Union. In den Gebieten der ehemaligen DDR habe sich seit der Wende eine noch drastischere Entwicklung gezeigt: Die Fertilitätsrate ging von 1,6 auf 0,77 Kinder pro Frau zurück, „der niedrigste Wert, der weltweit je gemessen wurde“ (Rosenkranz 2005: 28f).

Genussgeneration ohne Mut und Aufopferungsbereitschaft

Vor diesem Hintergrund widmet man sich häufig der Frage, warum Frauen überhaupt nicht oder erst spät Mütter werden wollen. Mit der Antwort macht man es sich einfach. Der Generation im Elteralter wird schlichtweg Egoismus und Bequemlichkeit vorgeworfen. Damit wird gleichzeitig die Möglichkeit und Notwendigkeit von politischen Maßnahmen ausgeblendet und die Schwierigkeit heruntergespielt, in der Bundesrepublik Eltern- und Berufsrolle zu kombinieren.

Sprachlich drastisch präsentiert sich in diesem Zusammenhang der *Spiegel*, der der „Genussgeneration“ vorwirft, „die Anbetung des eigenen Bauchnabels“ zur „Leitkultur“ zu machen. Ein Horrorszenerario wird entworfen von einer Gesellschaft ohne Liebe, die dabei sei, den Umgang mit Kindern zu verlernen. Die Schuld wird den 68ern gegeben, die den Kampf gegen die bürgerliche Familie „im kulturellen Code fest verankert“ hätten. Die Konsequenz dieser vaterlosen Gesellschaft seien assoziale Scheidungskinder, Drogenprobleme und Kriminalität. Die einzige Hoffnung sei nun, dass die Frauen sich auf ihre ‚natürlichen‘ Eigenschaften zurückbesinnen würden, „als sozialer Kitt“ hätten sie die „Gabe der Selbstlosigkeit und Aufopferungsfähigkeit“ (vgl. Gatterburg 2006).

Als Ursache für geringe Nativität wird auch Mangel an Mut konstatiert. Debatten zu familienpolitischen Maßnahmen hätten „verhütende Nebenwirkung“, denn sie vermittelten den Eindruck, Kinder zu haben sei mit großen Risiken verknüpft. Diese Angst sei vor allem unter Akademikern zu finden. Ihnen wird „verkopfte Überempfindlichkeit“ und „bedrückende Lebensängstlichkeit“ vorgeworfen, obwohl sie in einem der reichsten Länder der Welt mit äußerst guten Zukunftschancen lebten. Die Eltern fühlten sich gespalten in Anbetracht der alltäglichen Entscheidung zwischen Arbeit und Kind. Familie zu haben sei für Berufstätige zu einem faustischen Konflikt geworden, der „zerreißt“ und „würgt“ (vgl. Ulrich 2005).

Anderenorts werden Mütter zynisch verhöhnt, die ihre Selbstverwirklichung durch Hausarbeit bedroht sähen. Väter dagegen wähten ihre Karriere

in Gefahr. „Und Mütter und Väter singen im Gleichklang landauf, landab, ihr Sexleben sei ohne Kinder besser gewesen.“ Die Eltern sollten sich dagegen besser als Individuen zurücknehmen, um für ihre Kinder da zu sein. Sie hätten so etwas zu sein „wie der perfekte Dienstleistungsbetrieb“. Es mangle vor allem an „Grundsolidarität“, was unter Frauen mit Kindern zu unfruchtbaren Streitereien führe, wer die bessere Mutter sei, die Hausfrau oder die Berufstätige (vgl. Lebert 2005).

Die Tendenz zur Individualisierung des Problems findet sich auch in der vermeintlich solidarischen Kommunikation ‚von Frau zu Frau‘: „Mehr Ehrgeiz, Schwestern“, lautet Susanne Gaschkes Rat. In Anbetracht der Tatsache, dass über 60 Prozent der Akademikerinnen unter 35 Jahren kinderlos seien, wird das Bestreben von Politikern, Familie und Beruf in Einklang zu bringen, als eine unrealistische „Zauberformel“ bezeichnet. Mehr Kindergarten- und Krippenplätze würden das Problem nicht beheben, denn junge, hochqualifizierte Frauen hätten ohnehin keine Kinder. Offensichtlich will die Textverfasserin nicht an die Reversion dieser Logik denken, dass diese Frauen vielleicht Kinder hätten, wenn die öffentliche Hand ihnen eine Versorgung bei gleichzeitiger Ausbildung und Berufstätigkeit ermöglichen würde. Jungen Frauen wird empfohlen, „weiterhin selbst zu kämpfen“, denn Kinder seien ebenso wenig ein Karrierehindernis wie ihre Abwesenheit eine Erfolgsgarantie (vgl. Gaschke 2004).

Weitere Ursachen für niedrige Geburtenraten werden in der Mentalität der Deutschen gesucht, wobei man sich auf den Soziologen Norbert Elias bezieht, der Deutschland als eine verspätete Nation bezeichnet. Auch habe die Konsumforschung herausgefunden, dass der Lebensstil der Privilegierten den gesellschaftlichen Trend präge, was die Gefahr berge, dass Kinderlosigkeit zur gesellschaftlichen Norm werden könnte (vgl. Gaschke 2005). Ferner wird „unmodernes Paarungsverhalten“ angeführt, womit die Angst der Männer vor starken Frauen und gleichgestellten Beziehungen gemeint ist. Für Akademikerinnen gebe es einfach zu wenig Männer, „solche, die das Leben auf einer Augenhöhe verhandeln“ (Mayer 2005).

Dagegen wird die Opferbereitschaft amerikanischer Mütter gepriesen, die trotz großer Anstrengungen nicht auf Kinder verzichten im Gegensatz zu ihren deutschen Schwestern, die lieber über „die Last des Nachwuchses“ philosophieren (vgl. Brinck 2004).

Was auch immer als Erklärungsstrategie in obigen Presstexten angeboten wird, der Mangel an Kindern wird als privates Dilemma behandelt. Subjektives Fehlverhalten wird diagnostiziert, das sich vor allem in einem kinderfeindlichen Egoismus verorten lasse. Damit wird das Problem von einer öffentlichen, sozialen Verantwortung des Staates losgelöst und privatisiert.

Karriere: nicht nur, sondern auch...

Nun bleibt die oben dargelegte privat-subjektivistische Argumentation nicht unwidersprochen. Viele Artikel protestieren direkt dagegen und verweisen

auf die unhaltbaren sozialen Bedingungen, die dem Wunsch nach Kindern im Wege stehen.

Man wehrt sich dagegen, dass Kinderlose als Asoziale dargestellt und Probleme in der Familienpolitik als private Schuldfrage verhandelt werden (vgl. Mayer 2004). Gegen den Egoismusvorwurf wird angeführt, dass Frauen nicht „nur“, sondern „auch“ Karriere machen wollten. Es ginge nicht um einen „geheimen Gebärstreik“, sondern um die Möglichkeit, auch mit Kindern berufstätig zu sein. 80 Prozent der Studentinnen wünschten sich Kinder, obwohl rund 40 Prozent aller Akademikerinnen kinderlos blieben (vgl. Kienle 2004).

Die ökonomischen Nachteile werden aufgegriffen, die für Familien ab der Geburt von Kindern zu verzeichnen sind. Der Wunsch, mehr als zwei Kinder zu bekommen, sei in finanzieller Hinsicht ganz einfach „verrückt“. Eingehend wird die Zwickmühle ambivalenter Gefühle geschildert. Die finanziellen Folgen hinterlassen einen bitteren Nachgeschmack bei der Freude über die „wunderbaren Wunschkinder“. Neid stelle sich ein auf die, die ohne Kinder ein „fettes Auto“ und ein „großes Gehalt“ haben, was wiederum zu Schuldgefühlen führe, weil man damit die Kinder für materielle Nachteile verantwortlich macht. Die soziale Situation wird so mit der Liebe zu den Kindern verknüpft, als ob sie sich umgekehrt proportional zur finanziellen Lage der Familie verhalte: Je mehr Opferbereitschaft, desto größer die Liebe (vgl. Borgeest 2004).

Doch auch politische Maßnahmen werden eingefordert. Missstände werden angeprangert, dass z.B. im Westen noch nicht einmal drei Prozent aller Kinder unter drei Jahren in Krippen betreut werden können. Bundesweit warten über eine Million Eltern zumeist vergeblich auf einen darüber hinaus teuren Kita-Platz. Das Ehegattensplitting wird als fragwürdig angegriffen, da der Staat so mit 22 Milliarden Euro jährlich die „Hausfrauenehe“ subventioniere. Auf diese Weise könnte ein kinderloser Spitzenverdiener durch seine nicht erwerbstätige Ehefrau im Jahr 2002 bis zu 820 Euro im Monat sparen (vgl. Rosenkranz 2005).

Das Dilemma der Eltern findet seine Bestätigung in einem Erfahrungsbericht über sieben Mütterkarrieren, vor allem den Berufswegen von Akademikerinnen (sic!), die sich trotz allem auf das Experiment Kind eingelassen haben. Das Fazit: Die Garantie, nach der Elternzeit auf den Arbeitsmarkt zurückzukehren, sei eine Illusion (vgl. Sussebach 2004).

Kinderreichtum wird als „das größte Armutsrisiko Deutschlands“ bezeichnet, wogegen das „Jetzt-traut-euch-doch-endlich-Gekeife“ in keiner Weise helfe. Eher sei es ein Wunder, dass sich immer noch ein paar optimistische Träumer fänden, die Kinder in die Welt setzen (vgl. Klotzeck 2004).

Kinder werden vor allem für Frauen als Behinderung in der beruflichen Entwicklung bezeichnet. Bei Anstellungsgesprächen wird der Kinderwunsch als Minus verbucht. Der Kinderwunsch sei „keineswegs absozialisiert“, aber

unter herrschenden Bedingungen „ein ziemliches Risiko“ (vgl. Bittner 2004).

Eine Mutter gehört zu ihrem Kind

Eine weitere starke Strömung im Pressematerial ist die kritische Auseinandersetzung mit der herrschenden Mutterschaftsideologie. Dabei steht ihr Kernstück, die unentbehrliche Mutter, im Zentrum. Es wird versucht, sozio-kulturelle Wurzeln freizulegen, um einen angeborenen Mutterinstinkt in Frage zu stellen. Es gebe keine genetische Garantie dafür, dass sich eine Mutter um ihr Kind kümmere. Was heute traditionell erscheint – die ausschließliche, liebevolle Hingabe einer Frau an ihre Kinder – sei historisch neu. Widersprüchlichkeiten in sogenannten wissenschaftlicher Expertenmeinungen werden aufgedeckt. Einerseits wird der Mutter „eine enorme Verantwortung“ für das ‚Gelingen‘ ihrer Kinder aufgebürdet, andere Experten vertreten dagegen die Auffassung, Mütter seien gar nicht so wichtig für ihre Kinder, wie man sie glauben machen möchte. Im Bestreben, eine ‚gute‘ Mutter zu sein, zelebrierten sie „den Tanz ums Goldene Kind“ und füllten den Tagesablauf mit einem intensiven Curriculum, vom Babyschwimmen bis zum Kinderbauchtanz. Dennoch hinterließen alle Anstrengungen lediglich das Gefühl, unzureichend zu sein: „Was Mütter auch tun, sie machen es falsch“ (vgl. Borgeest 2004).

Die deutsche Mutter zeichne sich durch besonders großes Schuldbewusstsein aus und befinde sich in Definitionsschwierigkeiten. Die berufstätige Mutter scheitere an eigenen zu hohen Ansprüchen, und die Vollzeitmutter schäme sich ihrer vermeintlich langweiligen Hausfrauenrolle. Die Frage der geeigneten Kinderbetreuung sei in Deutschland mehr als in anderen Ländern ideologisch geladen, die (Un-)Vereinbarkeit von Beruf und Familie werde mehr als in anderen Ländern diskutiert. Der Kernsatz der 50er Jahre: „Eine Mutter gehört zu ihrem Kind“ halte sich hartnäckig in den Köpfen der deutschen Frauen, die weiterhin an der Rolle der „Übermutter“ festhielten. Leidensbereitschaft sei eines der wichtigsten Indizien für eine ‚gute‘ Mutter.

Das Ideal, das dem Egoismus gegenübergestellt wird, sei die unermüdliche, ständig gegenwärtige Mutter, die ihre eigenen Bedürfnisse gänzlich aufgibt. Muttersein sei dominiert von „Opfermentalität, Pflichtgefühl und verbissenem Ehrgeiz“ (vgl. Piepgras 2004).

Das Glück der Kinder messe sich an der Opferbereitschaft der Mütter. Begierig werden Ratschläge aufgenommen, die das Leben mit dem Kleinkind noch komplizierter machen, wie z.B. Stoffwindeln, von Hand ausgepresster Zwiebelsaft bei Mittelohrentzündung und „Stillen bis kurz vorm Abitur“.

Gerade erwerbstätige Frauen seien „Zielscheiben für Erziehungswissenschaftler ohne Mandat“. Ständig könnten sie nachlesen, wie sie dem Kind durch „Fremdbetreuung“ Schaden zufügen, was zu „Jugendkriminalität, Gewaltbereitschaft und politischem Extremismus“ führe. Eine ‚gute‘ deut-

sche Mutter sei eine am Rande des Nervenzusammenbruchs, die sich trotzdem schuldig fühlt (vgl. Rosenkranz 2005).

Mit der Geburt der Kinder komme es zu drastischen Veränderungen in den Partnerschaften, die zur „Mutterrolle rückwärts“ führe. Ohne Kinder lebten die meisten Frauen in Deutschland gleichgestellte Partnerschaften, doch ab dem ersten Kind wähle die große Mehrheit der Paare das Modell der 50er Jahre: „Mutti bleibt zu Hause [...], Vati schafft“ (vgl. Borgeest 2004).

Dennoch scheint es durchaus Zeichen zu geben, die auf eine Änderung des Leitbildes hoffen lassen. Im *Stern* wird, erinnernd an die Kampagne der 70er Jahre gegen den §218 *Wir haben abgetrieben*, eine Initiative zur Umwertung des Wortes ‚Rabenmutter‘ ergriffen: „Ja, wir sind Rabenmütter“. So stellen sich zehn gut ausgebildete Mütter vor, die nicht bereit sind, wegen Kindern auf eine Karriere zu verzichten. Doch erinnern statistische Angaben daran, dass das vorherrschende Normsystem noch nicht ernsthaft ins Wanken geraten ist, auch wenn man daran rüttelt. Noch immer sind es 56 Prozent der befragten Bundesbürger, die nicht uneingeschränkt zustimmen können, dass ein einjähriges Kind in einer Kinderkrippe oder von einer Tagesmutter betreut wird (vgl. Sellmair, 2007).²

Der Neue Vater: ein Wurm, ein Jammerlappen

Lebhaft werden im Pressediskurs die ‚Neuen Väter‘ diskutiert, Männer, die präsent und verantwortungsbewusste Väter sein wollen. Doch scheint diese Identität noch ziemlich unklar und starken Schwankungen unterworfen und wird deshalb ein dankbares Objekt für Verhöhnungsstrategien der Medien.

In dem Artikel mit dem bezeichnenden Titel „Haltungsschwäche“ wird der engagierte, *Neue Vater* als „Katastrophe“ bezeichnet und zur Karikatur verzerrt: „ein Wurm“, „ein Jammerlappen“, „blass, schwächlich, beinahe inexistent“. Er verfüge weder über Autorität noch Profil, sei harmoniesüchtig und nachgiebig „bis zur Charakterlosigkeit“. Der „Papi-muss-sein-Diskurs“ sei nun also auch etwas verspätet in Deutschland angekommen, um dann auch gleich der Lächerlichkeit preisgegeben zu werden. Ein verweiblichter Mann wird hier gezeichnet, der „seine selbst entdeckten weiblichen Anteile stolz präsentiert“. Bei der Geburtsvorbereitung übe er die Presswehen, nehme aus Solidarität auch während der Schwangerschaft zu, „windelt“ besser als die Mutter, „sitzt stundenlang im Sand und spielt Wauwau und Muh“ und hofft, dass des Kindes erstes Wort „Mapa“ sein wird: „Eigentlich fehlen ihm nur Gebärerlebnis und die Milchdrüsen“ (vgl. Strassmann 2004).

² Hier macht sich allerdings eine abweichende Einstellung der ehemaligen DDR-Bürger geltend. 62% finden es richtig, die öffentliche Betreuung in Anspruch zu nehmen, gegenüber 34% aus dem Westen. Nur am Rande sei vermerkt, dass die Wende mit den unterschiedlichen Erfahrungen aus dem DDR-System durchaus zur aktuellen Auseinandersetzung beigetragen hat. Dies bestätigt Eva Kolinskys Forschung: „In the West, unification left women’s social and economic situation untouched but brought some issues more forcefully on political agenda [...]“ (Kolinsky 1992: 275).

Immer mehr Väter wollen sich für ihre Kinder engagieren, doch hätten diese „Kümmerväter“ ihre neue Rolle noch nicht verstanden, wenn ihr Ziel die vollendete Harmonie sei. Der „Kümmervater“ riskiere keinen Streit und keine Tränen. Demgegenüber unterstellt man dem Kind den „geheimen Wunsch nach dem väterlichen NEIN“. Alexander Mitscherlichs Begriff der „vaterlosen Gesellschaft“ habe sich auf neue Weise bewahrheitet. Der ‚vermütterlichte Vater‘ verderbe eine ganze Generation, denn Väter müssten streng sein und „durchgreifen“. So wie die ‚schlechten‘ Mütter werden die Neuen Väter für eine ganze Liste von Symptomen verantwortlich gemacht, von ADS-Diagnose und Hyperaktivität bis hin zu Ernährungsstörungen und anderen Tendenzen zur Selbstverletzung. Verwöhnte, narzisstische, aggressive und autoaggressive „Gören“ seien die Produkte der Erziehung durch Neue Väter.

Wenn die „Kümmerväter“ selbst zu Wort kommen, wird traditionelle Geschlechterdifferenz mit biologistischen Vorzeichen vermittelt. Freiwillig kündigte ein Neuer Vater seinen Job und widmete sich der Säuglingspflege. Da diese ihn an die Grenze seiner körperlichen und nervlichen Belastung brachte, schlussfolgerte er, dass Frauen „von Natur aus besser auf die neue Situation vorbereitet“ und deshalb „die besseren Säuglingspfleger“ seien. „Diverse Hormoncocktails“ machten aus der Frau bei der Geburt einen neuen Menschen. Die Geburt unter Schmerzen schweiße Mutter und Kind zusammen. Dem Vater fehlten einfach die Glückshormone der Mutter, neun Monate Beziehung zum Kind und die Erfahrung der Geburt. Ausgehend von der Unmöglichkeit einer Kombination von Karriere und Familie, setzt er sich für eine Aufwertung der privaten Eltern-Kind-Welt ein. Der kalten Welt der Unternehmen stellt er den Kontakt mit den Kindern entgegen, was „mehr Tiefe als alle Meetings dieser Welt“ hätte. Kommunikation mit Kindern verlange „höhere Kompetenzen, als einen Stapel Powerpoint-Folien an die Wand zu klatschen“ (vgl. Nürnberger 2004).

Hier zeigt ein Mann ‚weibliche‘ Opferbereitschaft, ganz auf berufliche Verwirklichung zu verzichten und sich mit der Nur-Eltern-Rolle zufrieden zu geben. Er meint, geschlechtliche Ungerechtigkeit zu kompensieren, indem die Vorzeichen lediglich ausgetauscht werden. Denn die Vorstellung, dass Männer und Frauen sich ihre Familienpflichten partnerschaftlich teilen und dennoch Karriere machen, müsse man sich abschminken. Hier präsentiert sich eine ideologische Variante, die eine innovative Vaterrolle mit differenzfeministischen Genderkonzepten verknüpft.

So scheinen die Auffassungen Bestätigung zu finden, die behaupten, dass man den Opferdiskurs der Frauenbewegung imitiere, was absurderweise zu einem Konkurrenzkampf hinsichtlich der Aufopferung führe (vgl. Lau 2004).

Besonders seit der Neuregelung des Elterngeldes mit den umstrittenen obligatorischen Vatermonaten sind Väter stärker in den Fokus des medialen Interesses gerückt. Die Zeitschrift *Brigitte* widmet dem Thema „Väter und

Job“ ein ganzes Dossier, das von „willigen Vätern“ handelt in einer Gesellschaft, die sie zur Nebenrolle verdamme (vgl. Blasberg 2006). Und der *Tagesspiegel* berichtet von dem dürftigen Ergebnis von sieben Prozent Väteranträgen auf Elternzeit – immerhin einer Verdoppelung im Vergleich zum Jahr davor. Mut werde verlangt, denn die gesellschaftliche Anerkennung einer aktiven Vaterschaft müssten sich Männer erst noch erstreiten. Neue Leitbilder bieten sich an, die allerdings noch einer normativen Verankerung entbehren.

Zwischenresümee

Die Stimmen der Presse zeugen von einer Umbruchsstimmung. Vor allem mit Hinweis auf die demographische Krise wird Veränderung eingefordert. Dabei sind die Meinungen dominierend, die zu einem traditionellen Rollenverhalten zurückkehren wollen und von einer ‚natürlichen‘ Bestimmung der Geschlechter ausgehen. Genau wie in den 60er Jahren wird das Bedürfnis von Frauen nach Erwerbstätigkeit und Karriere als Bedrohung und Notsituation aufgefasst. Frauen, die ihrem mütterlichen Auftrag nicht nachkommen, wird Egoismus vorgeworfen und Männer, die diesen Auftrag übernehmen wollen, werden verhöhnt. In beiden Fällen wird ein Katastrophenszenario aufgeboten, das ein Aussterben der Nation heraufbeschwört oder zumindest zur Kriminalisierung und Asozialität einer ganzen Generation vernachlässigter und falsch erzogener Kinder führen muss.

Das Festhalten an der Familie als privatem, unabhängigem Bereich dominiert immer noch stark. Was bereits im Kapitel zu Verwandtschaften und Unterschieden deutlich wurde, bestätigt der Pressedikurs einmal mehr. In der Bundesrepublik entwickelte sich nach dem zweiten Weltkrieg die Ideologie des starken patriarchalischen Familienkollektivs, das dem Individuum, vor allem Frauen eine untergeordnete Position zuweist, gleichzeitig aber eine gewisse Unabhängigkeit vom Staat impliziert, diesen von familiären Verpflichtungen entledigt und ihm lediglich die Rolle des Helfers in der Not (Subsidiaritätsprinzip) zuteilt. Das Konzept der starken Familie wird mit einer traditionellen Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern verknüpft. Deshalb sind häufig Strategien der Hervorhebung von Gender-Differenzen in den Pressetexten zu finden, Bemühungen bestimmte Eigenschaften und Verpflichtungen in die sogenannte Natur der Geschlechter einzuschreiben. Biologistische Tendenzen sollen dazu beitragen, die hierarchische Ordnung der Geschlechter aufrecht zu erhalten.

Die starke Position der Familie im Dreieck Staat – Familie – Individuum ist nicht nur durch die Gesetzgebung untermauert worden, sondern hat auch eine ideologisch normative Absicherung erfahren, die sich ständig in den untersuchten Artikeln in der Auffassung durchsetzt, Kinder seien Privatsache und demzufolge sei staatliche Einmischung abzulehnen. Kinder verlangten subjektive Opferbereitschaft und individuelle Einbußen. Damit obliegt das Wohl oder Nicht-Wohl der Kinder weiterhin der Verantwortung der Mutter.

Je geringer die Erfolgchancen dieses Modells, desto größer scheint die Erwartungshaltung und der moralische Druck auf die Mütter zu sein. Das Projekt Kind erscheint schließlich so umfassend und herausfordernd, dass sich Frau ihm verweigert und sich so verhält wie Alva Myrdal es bereits in den 30er Jahren für Schweden vorausgesagt hatte: Die ausgebildete Frau wählt die öffentliche Arbeit vor der familiären (vgl. S. 22).

Gleichzeitig sind die Bemühungen, am traditionellen Familienmuster festzuhalten, immer mehr zum Scheitern verurteilt, was in dem desperaten und nahezu aggressiven Ton einiger Artikel zu Tage tritt.³ Die Diskrepanz zwischen traditionellen Normvorstellungen und kollektivem Bewusstsein wird immer größer. Die Überwindung demographischer Probleme kann allem Anschein nach nur gelingen, wenn Frauen die Kombination von Mutterschaft und Erwerbstätigkeit erleichtert wird. Das Rad der Geschichte, das Frauen politische Rechte, Ausbildung und Anteil an der öffentlichen Macht ermöglicht hat, lässt sich nicht zurückdrehen. Auch hiervon legt der Pressediskurs Zeugnis ab, so wie auch die letzten Maßnahmen in der Familienpolitik der Großen Koalition aus SPD und CDU/CSU, die Elternzeit nach schwedischem Vorbild zu reformieren.⁴

Die Stimmen der Presse spiegeln einen Mutter-/Elterndiskurs, der geprägt ist von Vielschichtigkeit, Unsicherheit und Ambivalenz bezüglich der Elternidentitäten. In der Bundesrepublik des 21. Jahrhunderts werden überlieferte Normen und neue Entgrenzungen von familiären Konzepten verhandelt.

Dabei zeigt sich ideologisch eine starke Polarisierung der Fronten. Die Traditionalisten versuchen verzweifelt, an der Naturalisierung von Mutterschaft nach dem Unentbehrlichkeitsprinzip festzuhalten, was immer stärker im Widerspruch steht zu sozialen Tendenzen und Bemühungen, Frauen und Mütter über Erwerbstätigkeit stärker im öffentlichen Raum zu verankern.

³ Vgl. die Bürgerkriegsmetaphorik im *Stern*: „In Deutschland herrscht längst Erziehungsnotstand – ein Frontbericht“ (Wüllenweber 2007).

⁴ Die Auseinandersetzung um die neuen Regelungen zum Elterngeld wären eine eigene Untersuchung wert. Hier soll lediglich daran erinnert werden, dass diese Neuregelung fast identisch mit der geltenden schwedischen ist. Die Reaktionen, bei denen es vor allem um die zwei obligatorischen Vätermomate geht, waren auch hier wieder geprägt von emotionaler Polarisierung, einerseits der Zurückweisung eines „überfürsorglichen“ Staats, „der sich in die Privatangelegenheiten seiner Bürger kräftig hineindrängt“ (Knaup 2006: 25), andererseits dem euphorischen Begrüßen von Maßnahmen, die schon lange überfällig seien (vgl. z.B. Leserbriefe in: *Der Spiegel*, 18/2006, S. 10 und 14).

Überblick zur schwedischen Presse⁵

In Schweden scheint man sich der Errungenschaften in punkto Gleichberechtigung bewusst zu sein. Auch ein gewisser Stolz scheint durch, wenn die Journalistin Anna Larsson die Position der Frau in der Gesellschaft von heute beschreibt:

Die Anzahl Frauen im schwedischen Reichstag ist in den letzten 10 Jahren von 40 auf 47 Prozent gestiegen. Der väterliche Anteil an Elternzeit hat sich von 10 auf 17 Prozent erhöht. Frauen arbeiten weniger Teilzeit. Der Anteil Frauen in den Vorständen der Aktiengesellschaften hat sich vervielfacht. Wir leben länger. Fast alle Frauen haben Zugang zu Internet und Handy. Mehr Frauen besitzen Autos. Sie lesen regelmäßig Bücher. Sogar die Ehen halten im Schnitt zwei Jahre länger als vor zehn Jahren. (Larsson 2005)⁶

Auch den Ergebnissen einer im Auftrag der Regierung durchgeführten Untersuchung zu Fragen der Gleichberechtigung⁷ wird viel Aufmerksamkeit in den Medien geschenkt (Åström 2005). Fortschritte, aber auch Missstände der letzten 15 Jahre werden dokumentiert, wobei die letzteren immer noch derartig gravierend scheinen, dass die Einrichtung eines Amtes für die Gleichstellung der Geschlechter gefordert wird. Als Fortschritt wird hervorgehoben, dass Frauen ihre bezahlte Arbeit erhöhen und die unbezahlte Hausarbeit verringern konnten. Die Gehaltsunterschiede hätten abgenommen. Die Anzahl von Frauen gegründeter Unternehmen hat sich verdreifacht. Bezüglich der höheren Ausbildung haben Frauen Männer überholt. In den gesellschaftlichen Eliten habe sich der Anteil der Frauen verdoppelt. Männer hingegen nähmen verstärkt an der Kinderbetreuung teil.⁸ Die öffentliche Kinderbetreuung ist voll ausgebaut, und das gemeinsame Sorgerecht für die Kinder bei Scheidungen habe zugenommen. Bei Gewalt gegen Frauen erwähnt der

⁵ Das Material sind vor allem Artikel der größten Tageszeitungen Schwedens, *Svenska Dagbladet* und *Dagens Nyheter*. Vor allem die letztere ist überrepräsentiert. Sie entspricht mit ihrem liberalen Anspruch am ehesten der politischen Couleur der *Frankfurter Rundschau* oder der *Süddeutschen Zeitung*.

⁶ „De senaste tio åren har andelen kvinnliga riksdagsledamöter ökat från 40 till 47 procent. Pappornas del av föräldraledigheten har gått upp från 10 till 17 procent. Kvinnor jobbar mindre deltid. Andelen kvinnor i börsbolagens styrelser har mångdubblats. Vi lever längre. Nästan alla kvinnor är uppkopplade till internet och mobiltelefon. Andelen personbilar som ägs av kvinnor har ökat. Fler kvinnor läser böcker regelbundet. Till och med äktenskapen håller i snitt två år längre idag än för tio år sedan.“

⁷ „Makt att forma samhället och sitt eget liv – jämställdhetspolitiken mot nya mål“ [Über die Machtmöglichkeiten, die Gesellschaft und sein eigenes Leben zu formen – neue Ziele der Gleichstellungspolitik], SOU [social offentlig utredning, soziale öffentliche Untersuchung] 2005:66.

⁸ Dies wird immer wieder berichtet. Nicht zuletzt in der Lokalzeitung *Nerikes Allehanda*, 6.3.2007, *NA2, 1*: Pettersson, Elisabeth: „Allt fler pappor tar ut sin ledighet“ [Immer mehr Väter nehmen Elternzeit]. Hier brüstet man sich mit der besonderen Fortschrittlichkeit seiner Region, die auf dem fünften Platz landet in der Statistik zum „Papaindex“.

Bericht „bahnbrechende“ Reformen in der Gesetzgebung, vorbeugenden Maßnahmen und der Betreuung misshandelter Frauen.

Dabei geht man keineswegs davon aus, dass der Prozess der Gleichstellung abgeschlossen sei. Auch eine Liste von kritikwürdigen Punkten wird aufgeführt: In der Altenpflege habe eine Verlagerung auf die familiäre Fürsorge stattgefunden. Dadurch sei für weibliche Angehörige die unbezahlte Versorgungszeit für Pflegeleistungen gestiegen. Immer noch herrschen verschiedene Normen für Männer und Frauen am Arbeitsplatz. Frauen haben häufiger unsichere Anstellungen, arbeiten öfter Teilzeit, haben schlechtere Arbeitsbedingungen und niedrigere Löhne. Diese Mängel werden auch in einem anderen Bericht über die Ergebnisse einer Untersuchung des schwedischen Gesundheitsinstituts zur geschlechtsspezifischen gesundheitlichen Verfassung in der Bevölkerung genannt (Wamala 2006). Schwedens Ruf als Vorreiter in Bezug auf Gleichstellung wird in Frage gestellt. Für Frauen sei das Risiko 65 Prozent größer als für Männer, mit ihrem Einkommen im Alltag nicht auszukommen. In eine finanzielle Krise zu geraten, sei bei Frauen 33 Prozent wahrscheinlicher. Dies erstaune nicht, da Frauen immer noch 20 Prozent weniger als Männer verdienten.

Um größere Gleichstellung zu erreichen, formuliert der oben referierte Bericht u.a. die Ziele, dass Frauen und Männer eine bezahlte Arbeit haben, die ökonomische Selbständigkeit für die gesamte Lebensdauer garantiert, und dass unbezahlte Hausarbeit geteilt werden müsse. Weiterhin fordert der Bericht besondere Maßnahmen für alleinstehende Mütter, die öfter als andere Gruppen nicht erwerbstätig und von Sozialhilfe abhängig sind (Wamala 2006).

Ein großes Thema der öffentlichen Diskussion ist die medizinische Versorgung von und Forschung über Frauen. Krankschreibungen bei Frauen seien stark gestiegen und haben Rekordhöhe erreicht. Zwei Drittel aller Krankengeschriebenen seien Frauen, besonders aus den Pflegebereichen. Zwei Ärztinnen verlangen radikale Maßnahmen bezüglich der Vorsorge bei Herzkrankheiten von Frauen (Swahn 2004). In der Medizin werde die Genderperspektive zu wenig beachtet. Die Forschung konzentriere sich zu sehr auf Männer, Frauen seien dagegen zu wenig in Versuchsgruppen repräsentiert. Am 4. März 2007 lanciert das Abendblatt *Aftonbladet* die großangelegte Kampagne „Rettet das Frauenherz“ (Rädda kvinnohjärtat) mit vier Seiten Berichterstattung zur Gesundheit von Frauen.

Auf welcher unterschiedlichen Weise der Mutterdiskurs in der Presse in Schweden aufgegriffen wird, davon zeugt auch die Diskussion zum Themenkomplex Frau/Mutter und Karriere.

Rabenmütter und Karrieremütter

Am Beispiel einer Konzernchefin wird diskutiert, wie eine Spitzenposition in der Wirtschaft mit dem Familienleben (sie selbst hat drei Kinder im Alter zwischen 8 und 11 Jahren) kombiniert werden kann (Vikström 2004). Die

Überschrift des Artikels „Karrieremutter“ umreißt einen ganzen Komplex von Wertvorstellungen. So wie es im Schwedischen keine Entsprechung zu dem deutschen Wort ‚Rabenmutter‘ gibt, so ist das Wort ‚Karrieremutter‘ mit positiver Konnotation, als erfolgreiche Kombination von Berufs- und Mutterrolle, in Deutschland unbekannt. Die Konzernchefin wird als Vorbild präsentiert. Als erstes wird ihre Wahl zur Geschäftsfrau des Jahres erwähnt, die sie selbst als Bestätigung wertet für das, wofür sie kämpft, nämlich Karriere zu machen *und* Kinder zu haben. Im Weiteren werden dann verschiedene Modelle diskutiert, wie Unternehmen mehr tun könnten für angestellte Mütter mit Kleinkindern und wie der Karrierebruch verhindert werden könnte. Beachtenswert ist hier der Tenor des Artikels, der eine Frau in Spitzenposition zur Vorbildfigur macht und sich an keinem Punkt fragt, ob denn die Kinder vielleicht darunter leiden könnten, dass sich die Mutter ein Drittel des Jahres außer Hauses auf Reisen befindet. Hier gibt es keine Schuldzuweisung und keine Konstruktion von unüberwindbaren Gegensätzen.

Der Artikel von Vikström ist nur ein Beispiel für eine ganze Reihe, die sich immer häufiger in den Wirtschaftsteilen der Zeitungen finden lassen. So wird im August 2005 in einem ganzseitigen Artikel ein Buch der Autorin Liza Marklund und der Forscherin Lotta Snickare vorgestellt, das einzig davon handelt, wie Frauen leichter Karriere machen können (Snickare 2005): „Feministisch geschulte Frauen machen schneller Karriere“ lautet der Titel des Artikels.

Doch wird das Problem nicht übersehen (Hedlund 2005), dass Frauen in Spitzenpositionen weniger Kinder haben als Männer. Allerdings können die acht Frauen der weiblichen Machtelite, die in diesem Artikel befragt werden, zumindest ein bis drei Kinder vorweisen. In Deutschland ist die Kinderlosigkeit bei Frauen in hohen Positionen häufiger der Normalzustand: Managerinnen sind zu 60 Prozent kinderlos, Professorinnen zu 80 Prozent (Mayer 2005).

Auch in Schweden ist die Kombination Kinder und Karriere nicht ohne Hindernisse. „Karriere leidet unter Elternzeit“ (Andersson 2006) – so lautet die Überschrift eines Artikels zu diesem Thema. Die Lohnentwicklung stagniere für die Hälfte der Frauen, aber auch für ein Viertel der Männer. Dies zeugt zwar von einem Mangel an Gleichstellung, aber auch davon, dass Väter ebenfalls von diesem Problem betroffen sind. In der Gewerkschaft für Betriebswirte geht man davon aus, dass Karriereeinbußen bei Elternzeit keine Frauen-, sondern eine Elternfrage seien. Seminare zu Maßnahmen, wie man beruflichen Rückschlägen entgegenarbeitet, hätten genau so viele Männer wie Frauen angelockt. Das Problem sei zwar noch nicht gelöst, doch die veränderte Einstellung eröffnete neue Entwicklungsmöglichkeiten: Frauen haben genau so viel Recht auf Karriere wie Männer, und diese haben genau so viel Recht auf die Kinder wie Frauen.

Ein anderer Artikel handelt von unfreiwilliger Kinderlosigkeit (vgl. Jordebö 2004). Dass über den Kinderwunsch nicht lange reflektiert werden

muss, legt die Überschrift bereits fest: „Mit einem Bauch voller Sehnsucht“. Laut Artikel spiegelt das Problem „unsere“ Zeit. Damit bezieht sich die Journalistin auf die Tatsache, dass mehr und mehr Frauen später im Leben Kinder zur Welt bringen und damit Infertilität riskieren. Dies wird nun allerdings nicht auf die moralische Wagschale gelegt und mit allerlei Vorwürfen, von Egoismus bis Gebärstreik, kommentiert, sondern es wird als Problem behandelt, dass große Trauer bei den Betroffenen verursacht. Man zeigt Empathie und Verständnis für diese Frauen/Paare, die sich damit abfinden müssen, nicht die Erfahrung der Elternschaft machen zu dürfen. Wenn den Staatsbürgern die Entscheidung zum Kind überlassen wird, ohne moralisch abzustrafen, dann verweist das auch auf eine gewisse Balance zwischen Staatshaushalt und Kinderquote.

Diese Balance wird bestätigt in verschiedenen Artikeln, die von einem Babyboom zeugen, einem Phänomen, das für Deutschland eine Vision in weiter Ferne ist: „Mangel an Vorschulplätzen nach dem Babyboom“ lautet eine Schlagzeile (Cherif 2005), anderenorts wird darüber berichtet, dass die Entbindungsstationen Mangel an Hebammen aufgrund des Babybooms hätten (Keller 2006).

Bedrohliche Gleichförmigkeit

Doch lodert auch in Schweden der Disput zwischen Sozialkonstruktivisten und Biologen immer wieder auf. So erschien am 19.2.2005 in *Dagens Nyheter* ein ganzseitiger Artikel, in dem der Professor für Neurophysiologie Germund Hesslow behauptete, das Programm des modernen Feminismus könne in einer zivilisierten Gesellschaft nicht durchgeführt werden. Dafür seien Männer und Frauen biologisch zu verschieden. Seine Argumentation ist geschickt, denn bereits in der Überschrift ersetzt er den Begriff *Gleichstellung*, d.h. gleiche Voraussetzungen und Rechte, mit *Gleichförmigkeit*, was mit negativer Konnotation auf eine Nivellierung individueller Unterschiede hinausläuft. Hesslow bedient sich also einer semantischen Verzerrung, um wissenschaftliche Objektivität zu vermitteln. Dass die soziale Geschlechterverteilung so unausgewogen ist, führt er auf hormonelle Unterschiede zurück, die den Mann aggressiver, auf Konkurrenz und Machtkampf ausgerichtet machen, die Frau dagegen fürsorglich werden lassen, was zur Wahl von Berufen führt, die mit ihren hormonellen Neigungen korrespondierten, in dienstleistenden Bereichen wie z.B. Kinderbetreuung, Schule, Krankenpflege und anderen (vgl. Hesslow 2005).⁹

⁹ „Män är mer aggressiva och riskbenägna. Kvinnor är mer omhändertagande, särskilt när det gäller spädbarn. [...] Dels innebär den [biologin] att de olika livsval, som män och kvinnor gör, ofta har en biologisk grund och därför inte automatiskt kan tas som belägg för diskriminering.“

Fast genau zwei Jahre später, im Februar 2007, meldet sich die Forscherin Annica Dahlström mit ähnlichen Argumenten zu Wort.¹⁰ Aus biologischen Gründen könnten Väter nicht die Verantwortung für Säuglinge übernehmen, sie hätten zu wenig Fingerspitzengefühl, ein schlechteres Gehör und ein begrenztes Sichtfeld. Deshalb müssten Mütter zumindest die ersten drei Jahre bei ihren Kindern bleiben. Mangel an Mutterkontakt könne zu unsicheren und aggressiven Individuen führen, die ein größeres Risiko eingingen, alkohol- oder drogenabhängig zu werden. Auch ihr wurde vehement auf breiter Ebene widersprochen (vgl. Chrapkowska 2007).

Auch als die populäre Feministin Nina Björk im Herbst 2005 Ganztagsarbeit von Müttern in Frage stellte, löste dies eine hitzige Mediendebatte aus.¹¹ Ihre Auffassungen wurden von ihren Gegnern als Verrat an feministischen Errungenschaften gesehen, vor allem an der öffentlichen Kinderversorgung, und als Ausdruck eines realen Backlashs bewertet, der die Frauen wieder auf ihre traditionellen Reproduktionsaufgaben zurückzwingen wolle. Nur wenige beachteten Björks Argumentation in ihrer Gesamtheit. Sie forderte mehr Kinderzeit, nicht nur für Mütter, sondern auch für Väter, d.h. konkret einen Sechs-Stunden-Arbeitstag und ein Verbot für junge Väter, Vollzeit zu arbeiten, womit die Voraussetzung geschaffen wäre, Vätern die größere Teilnahme an der Kinderversorgung zu gewährleisten. Viele nahmen die Debatte zum Anlass, mehr Wahlmöglichkeiten zu verlangen – ein liberales Argument, das oft dafür benutzt wird, gesetzliche Schritte gegen Diskriminierung zu unterlassen.

Ob es sich zur Zeit in Schweden um einen Backlash¹² handelt, sei noch dahingestellt. Verschiedene Zeichen weisen darauf hin, nicht nur die Politik der seit September 2006 bürgerlichen Regierung, die bezüglich der Geschlechter eher traditionelle Wertvorstellungen vertritt, sondern auch die Politik der Sozialdemokraten, die wesentliche Forderungen zur Gleichstellung der Geschlechter aufgegeben haben, so die Forderung nach dem Sechs-Stunden-Tag und die nach einer individuellen Regelung der Elternzeit.

Auch zwei Neuerscheinungen des Genres Ratgeberliteratur, die sich ausdrücklich an Mütter wenden, scheinen den Eindruck einer Rückläufigkeit in Gleichberechtigungsfragen zu verstärken. In einer Rezension zu Katarina Janouchs¹³ *Barnliv* (Kinderleben) sieht die Journalistin Marie Peterson „Ze-

¹⁰ Genau wie im Fall Hesslow lösten Dahlströms Behauptungen eine vehemente Diskussion aus, die auf breiter Ebene in allen Massenmedien geführt wurde.

¹¹ Vgl. verschiedene Artikel in *Dagens Nyheter*: Björk, Nina, 30.10.2005 und 10.11.2005; Ekdahl, Niklas; Wolodarski, Peter; Åman, Johannes, 11.11.2005; Ulmanen, Petra, 21.11.2005.

¹² Vgl. *Bang*, „*Det Möjliga*.“ Die Nr. 1/2007 der feministischen Zeitschrift widmet sich der Frage des Backlash.

¹³ Dieselbe Katarina Janouch wird von der Journalistin Karolina Ramqvist an anderer Stelle als Differenzfeministin angegriffen. Auf einem „Inspirationstag“ für erwerbstätige Frauen unter dem Motto „Wage Frau zu sein“ verkündete Janouch des öfteren, es liege „im Trend“ von Geschlechtsunterschieden zu reden. Auch wenn Janouch dafür von der Journalistin kriti-

chen der Zeit“, nämlich „den abwesenden Vater“. Eltern bedeute bei Janouch eigentlich Mutter. Daraus mache die Autorin kein Geheimnis, sei doch ihr Ziel, dass sich andere Mütter weniger einsam fühlten. Dies sei äußerst deprimierend in einem Buch über Elternschaft aus dem Jahre 2005, lautet der abschließende Kommentar der Rezensentin (Peterson 2005).

Das „Fernsehprofil“ Linda Nyberg ist da wesentlich direkter: „Handbuch zum Überleben für Mütter [sic!] mit kleinen Kindern“. Daran sieht man in der Sonntagsbeilage der Abendzeitung *Aftonbladet* (Hjortholt 2007)¹⁴ nichts Ungewöhnliches, sondern greift das Vorhaben dankbar auf, um „Tips von Linda“ gleich an die Leserinnen weiter zu vermitteln, versehen mit einer Großaufnahme: Linda mit dem einen Kind auf dem Arm und dem anderen an der Hand, gleichzeitig eine Einkaufstasche tragend – das neue Leitbild aus Schweden?

Offenbar haben obige Ratgeber ihre soziale Grundlage in der ungleichen geschlechtlichen Arbeitsteilung. Dies zeigt das Ergebnis einer Untersuchung zu Frauenlöhnen, die nach der Geburt des ersten Kindes deutliche Einkommens- und Karriereeinbußen hinnehmen, vor allem durch die Reduzierung der Arbeitszeit (vgl. Lionell Kakuli 2007). Ein anderer Artikel mit der Schlagzeile: „Frauen stehen weiterhin am Herd“ weiß zu berichten, dass 70 Prozent aller Mahlzeiten von Frauen gekocht werden (vgl. Bengtson 2007). Und die Gratiszeitung *metro* wartet mit der fettgedruckten Rubrik auf, dass Kinder bessere Noten hätten, wenn die Mütter (!) zu Hause sind, bzw. Teilzeit arbeiten. Hierbei verweist man auf die Ergebnisse einer Dissertation von Magdalena Norberg-Schönfeldt, wobei man sich nicht einmal die Mühe macht, den Titel anzugeben.

Zwischenresümee

Auch das Bild aus der schwedischen Presse ist kein homogenes, sondern zeugt von divergierenden Tendenzen und Strömungen, wobei ebenfalls deutlich wird, dass sogar das ‚gleichberechtigte Land der Welt‘ immer noch weit von der vollständigen Verwirklichung der Gleichberechtigung entfernt ist. Allerdings zeugt die Berichterstattung auch von einem gewissen Selbstbewusstsein, nahezu Stolz über das Erreichte. Die Auseinandersetzung wird weniger polarisiert als in Deutschland geführt. Das liegt sicherlich daran, dass Grundvoraussetzungen wie die doppelte Erwerbstätigkeit, öffentliche Kinderversorgung und großzügige Elternzeit bereits geschaffen sind. Das Schwedische Modell hat in der Tat zu einer Stärkung von Staat und Individuum gegenüber dem Kollektiv Familie geführt, was vor allem den Frauen/Müttern größeren Spielraum gewährt. Bestimmte Themen, die den deutschen Pressediskurs dominieren, werden im schwedischen gar nicht tangiert,

siert wird, so könnte hierin ein weiteres Zeichen für einen Backlash gesehen werden (Ramqvist 2007).

¹⁴ Zu: Nyberg, Linda: *Överlevnadshandbok för småbarnsmammor*.

so z.B. die Frage der niedrigen Geburtenrate, die in schwedischen Texten aus der Gegenperspektive diskutiert wird, als Mangel an Kita-Plätzen, der durch einen Babyboom entstanden ist. Auch die breite Diskussion zur ‚guten‘ Mutter fehlt in schwedischen Texten. Sie ist ganz einfach überflüssig, da die Erwerbstätigkeit der Frau/Mutter zur sozialen Norm geworden ist.

Die Berichterstattung zu Genderfragen ist kontinuierlich und zahlreich. Offenbar zeigt sich hier immer noch der breite Konsensus, der zu Fragen der Gleichberechtigung in den 60er Jahren entstanden ist und der dazu geführt hat, dass man in Schweden von einem Staatsfeminismus spricht (vgl. S. 28 f.). Hiervon zeugen auch die wiederkehrenden staatlichen Untersuchungen zur Gleichberechtigung, auf die die Presse ausführlich eingeht.

Gleichzeitig zeugen die Texte von tiefverwurzelten Wertvorstellungen, die die Frau ‚freiwillig‘ mehr Verantwortung für Haushalt und Kinder übernehmen lassen und die sich nur wenig von denen der Deutschen unterscheiden. Es lässt sich zwar nicht von einer neuen Mütterlichkeit sprechen, aber in vielen Familien scheint die Kombination von Kindern und doppelter Erwerbstätigkeit ein kompliziertes und ermüdendes Konzept zu sein, was zum Rückfall in traditionelles Rollenverhalten verführt.

Der Blick auf den Nachbarn

Das Bild vom anderen im interkulturellen Kontakt zwischen Deutschland und Schweden scheint obige Tendenzen und Strömungen zu bestätigen. Dies sei abschließend an einigen Texten illustriert.

Schweden und Skandinavien überhaupt sind in deutschen Texten unbedingte Vorbilder.¹⁵ Im Vergleich mit Schweden und Dänemark wird der Zusammenhang zwischen Geburtenrate und öffentlicher Kinderbetreuung hervorgehoben: „In Dänemark beispielsweise werden 64 Prozent der Kinder unter drei Jahren professionell betreut – bei uns sind es nur zehn Prozent.“ Dies entspräche einer Geburtenrate von 1,74 Kindern in Dänemark, verglichen mit 1,35 in Deutschland (vgl. Kienle 2004: 36). In ihrem Plädoyer für „praktizierende Mütter als Führungskräfte“ führt Susanne Mayer Skandinavien als erstrebenswert an, „wo sich Leute verdächtig machen, die nicht um 16 Uhr nach Hause gehen“ (Mayer 2004: 54).

Einen zweiseitigen Artikel widmet die *Zeit* dem schwedischen Vorbild (Mayer 2005a), das bezeichnenderweise das Land „der weiblichen Männer“ genannt wird. Sie sähen zwar aus wie Männer, aber betrachteten die Welt mit „weiblichem Blick“, sie seien „Feministen“. Mayer nennt eine Reihe von Fortschritten, die in Schweden erzielt worden sind. Im Report der Vereinten Nationen hätte Schweden die Spitzenposition bezüglich der Gleichstellung

¹⁵ Immer wieder wird Schweden in Vergleichen positiv hervorgehoben. Vgl. dazu auch: Blasberg 2006, Knaup 2006.

der Geschlechter. Schweden stehe „auf Platz eins bei der Beteiligung der Frauen an der Macht, fast die Hälfte der Abgeordneten im Parlament ist weiblich“. Dagegen gebe es im deutschen Bundestag lediglich 33 Prozent Frauen, „sogar Costa Rica hat mehr [...]“. Allerdings sei Schweden noch keineswegs am Ziel der Gleichberechtigungsträume: Mayer nennt die starke Segmentierung des Arbeitsmarktes, auf dem Frauen in unterbezahlten Jobs dominieren und schlechtere Aufstiegschancen haben. Frauen sind zwar in der Politik stark vertreten, aber nicht in der freien Wirtschaft, „nur in 10 Prozent der Vorstände finden sich Frauen“ und auch im Haushalt arbeiten Frauen mehr als ihre Männer. Jedoch könnten Familien ihre Kinderwünsche erfüllen, denn Kinderlosigkeit sei ein Randphänomen: „Drei Kinder haben Schwedinnen dreimal so häufig wie deutsche Frauen“.

Der Grund dafür, dass Schweden im Vergleich zu Deutschland das ‚Horrorszenario‘ einer vergreisten Gesellschaft erspart bleibe, sieht sie in den neuen Gesetzen, die in den 60er Jahren aufgrund von Arbeitskräftemangel geschaffen wurden, um die Einbeziehung der Frauen in den Produktionsprozess zu ermöglichen: „Die Gesetze kamen Schlag auf Schlag: Ausbau der Kindergärten, Einführung von Ganztagschulen. Abschaffung der Ehegattinensubvention durch Steuer oder Witwenrenten.“ Nur zwei Prozent der Schwedinnen würden sich als Hausfrau bezeichnen.

Statt ihren Frauen die Rolle der Mutter nahe zu legen, beklagten sich die schwedischen Männer über die „Usurpierung der Erziehung durch Mütter“, die den Vätern ihren Teil streitig machen. In der Diskussion gehe es nicht um Schuldzuschreibung, sondern man diskutierte ein Gesetz, das für jeden Elternteil individuell die gleiche Erziehungszeit festschreibt. Mayer verweist auf Alva Myrdal, die bereits in den 30er Jahren die Gleichstellung von Frauen aufgegriffen hat.

Der Blick auf Schweden ist der Blick aufs Vorbild. Zwar entbehrt dieser nicht kritischer Reflexionen, aber deutlich wird, dass Schweden für eine Vision steht, für vorbildliche Zustände, von denen man in Deutschland vorerst nur träumen kann.

Widmen wir uns nun der umgekehrten Richtung, dem Blick von Schweden auf Deutschland.

In *Svenska Dagbladet* hat sich die schwedische Politologin Lisbeth Lindeborg, wohnhaft in Marburg, mit der Situation von Frauen in der Bundesrepublik auseinandergesetzt (Lindeborg 2004). Bereits in der Überschrift „Der Mutterkult hemmt Deutschland“ und im einleitenden Text „Der Mann ist die Norm“ (mannen är norm) wird ihre Auffassung deutlich, dass Rückschrittlichkeit und Konservatismus die deutschen Verhältnisse prägen. Mit statistischen Angaben im EU-Vergleich belegt sie ihre Meinung: Nur 10 Prozent der Professoren seien Frauen, im Vergleich zum EU-Durchschnitt von 30 Prozent. Der Anteil weiblicher Unternehmensleiter betrage sechs Prozent (50 Prozent in den USA), was sie „einen Skandalrekord“ nennt, „symptomatisch für das herrschende Frauenbild“. Den Ausschluss von Frauen aus dem Er-

werbsleben aufgrund mangelnder öffentlicher Kinderbetreuung bezeichnet sie als gravierend. Und sie verweist auf die Teilzeitproblematik: „Wenige Frauen arbeiten Vollzeit: 46,4 Prozent (in Schweden 65,4 Prozent), von diesen sind nur 16% Mütter, die in festen Beziehungen leben.“¹⁶

Mütter hätten keine Zeit zu arbeiten, schlussfolgert Lindeborg, denn der Schultag endet seit Generationen spätestens um ein Uhr, die Ganztagschule sei immer noch Experiment, obwohl sie in allen anderen EU-Ländern praktiziert werde. Auch die Kindergärten schicken die Kinder um die Mittagszeit nach Hause. Nur fünf Prozent nehmen Kinder unter drei Jahren auf. Und nur acht Prozent der Kinder, die älter als drei Jahre sind, gehen in die Vorschule. Außerdem ist die öffentliche Kinderbetreuung teuer, ca. 5000 Euro pro Jahr. Als weitere Ursache für die rückständigen Verhältnisse nennt Lindeborg den ‚Mutterkult‘, der die Mutter zum unentbehrlichen und unersetzlichen Bestandteil der Kindererziehung macht: Man gebe seine Kinder nicht in „fremde Hände“.

Sie verweist auf eine „neue OECD-Studie“¹⁷, aus der hervorgehe, dass 71,1 Prozent der Mütter in Westdeutschland davon überzeugt sind, dass es schädlich für die Kinder wäre, wenn sie arbeiten. Erwerbstätige Mütter werden immer noch zu Rabenmüttern gestempelt. Die Lohnunterschiede sind groß: Weibliche Arbeitnehmer haben durchschnittlich 20 Prozent niedrigere Löhne als ihre männlichen Kollegen.

Die Ursache für den extremen Mutterkult sieht Lindeborg in einer Reihe von Verspätungen, die sich wie ein roter Faden durch die deutsche Geschichte ziehen: verspätete Nation, verspätete industrielle Revolution, verspätete Demokratie und verspätete Reformen zur Gleichberechtigung. Sie deutet damit zwar wichtige Gründe an, greift aber zu kurz, wenn sie die Deutschen als die ewig Zuspätkommenden bezeichnet.

Das hier offerierte Deutschlandbild ist einseitig und eindimensional, weshalb kaum Platz für Differenzierung und die Schilderung neuer Strömungen bleibt. Bestehende Stereotypen finden ihre Bestätigung und die Konstruktion der Gegenpoligkeit beider Länder wird zementiert.

¹⁶ „Av landets professorer är bara 10 procent kvinnliga (EU:s genomsnitt på 30 procent be-tecknas som lågt). Andelen kvinnliga företagsledare inom näringslivet är 6 procent, jämfört med 50 procent i USA – säkerligen ett skandalrekord och symptomatiskt för den rådande kvinnosynen i Tyskland. [...] utstötningen av kvinnor ur förvärvslivet genom bristen på barn-omsorg är graverande. Nyligen rapporterades i en EU-Studie att antalet yrkesarbetande kvin-nor i Tyskland stigit till 58,5 procent (i Sverige: 75,8 procent). Men arbetsvolymen har samti-digt minskat. Kvinnor arbetar inte lika många timmar som för fem år sedan. [...] Av 7,5 miljoner minijobbare är två tredjedelar kvinnor. Få kvinnor arbetar heltid: 46,4 procent (i Sverige 65,4 procent); endast 16 procent av dem som är mödrar och lever i parförhållanden.“

¹⁷ „Enligt en ny OECD-studie är 71,1 procent av mödrarna i västra Tyskland övertygade om att det är illa för barnen om modern arbetar. Yrkesarbetande mödrar utpekade fortfarande som Rabenmütter. I östra Tyskland där mödrar ofta var yrkesarbetande under kommunisttiden är däremot bara 33,7 procent av samma uppfattning (i Sverige är de än färre: 28,5 procent).“

Zusammenfassung

Bei näherer Untersuchung lässt sich die schematische und plakative Gegenüberstellung von Deutschland und Schweden in der Diskussion zur Kategorie Mutter nicht aufrechterhalten. Die Themen im Diskurs überlappen sich. Auch wenn traditionelle Wertvorstellungen im deutschen Diskurs vorherrschend sind, lässt sich über Brüche und Risse nicht hinwegsehen. Der deutsche Diskurs befindet sich in einer lebhaften Periode der Umverhandlung von Mutterschaftskonzepten. Dies bezeugen nicht zuletzt die 2007 eingeführten Reformen zur Elternzeit, die sich strikt nach dem schwedischen, richtiger hieße es wohl skandinavischen Vorbild richten, erstens durch die Einkommensanbindung des Elterngeldes und zweitens durch die obligatorischen Vätermomate. Weiterhin wird am Ausbau der öffentlichen Kinderbetreuung gearbeitet und das teure und rückschrittliche Ehegattensplitting in Frage gestellt. Da die radikale Reformierung der Familienpolitik zu Beginn der Untersuchung noch nicht aktuell war, ist sie kaum im Pressediskurs berücksichtigt worden. Doch offensichtlich hat die lebhafte, polarisierte und auch aggressiv geführte Diskussion nicht nur ein Stück des Weges bereitet, sondern auch gezeigt, dass die gesellschaftliche Situation für Veränderung reif ist. Dabei haben sich offenbar Einsichten durchgesetzt, die in Schweden bereits in den 60er Jahren erzielt wurden. Es kann also durchaus von einer zeitlichen Verschiebung von ca. 40 Jahren gesprochen werden, die, wie oben ausgeführt, in vielerlei Hinsicht der spezifischen deutschen Geschichte mit Nationalsozialismus und Teilung in zwei Staaten mit konträren Systemen angelastet werden muss.

In Schweden scheint man dagegen an eine neue Mauer im Bestreben nach Gleichberechtigung gestoßen zu sein. Auch wenn soziale Voraussetzungen für partnerschaftliche Familienkonzepte geschaffen worden sind, so scheinen sich diese noch nicht bis in die Privatsphäre durchgesetzt zu haben. Von müden, kranken Müttern ist häufig die Rede, die immer noch stark unter der Doppelbelastung leiden, eine gerechte Arbeitsverteilung ist noch nicht erzielt. Dies führt offensichtlich zum Wiederaufleben verschiedener rückschrittlicher Tendenzen, die mit der Rückkehr zur traditionellen Arbeitsteilung den Weg des geringsten Widerstandes gehen wollen.

Die Bedeutung von Natur und Kultur für die Kategorie Mutter ist keineswegs ausdiskutiert, weder in Deutschland noch in Schweden. Der Mythos der Natürlichkeit von gewissen mütterlichen Attributen wie Fürsorglichkeit, Aufopferungsbereitschaft und Unentbehrlichkeit ist noch stark im Diskurs in beiden Ländern verankert.

3. Mütter als Protagonistinnen

Selten im Zentrum der Handlung

Mütter hat es natürlich in der Literatur als Figuren immer gegeben, doch wird häufig darauf hingewiesen, dass sie selten im Zentrum der Handlung stehen, geschweige denn aus ihrer Perspektive erzählt wird. Eher sind sie Nebenfiguren oder passive Projektionsflächen (vgl. Nilsson 2004: 172ff). Hierin scheint sich die Forschung sogar international einig zu sein. In Schweden verweist man auf den Widerspruch, dass einerseits für viele Mütter die Geburt des Kindes das bedeutendste Ereignis in ihrem Leben sei, das aber andererseits selten in der Literatur geschildert werde. Man müsse sich anstrengen, um in der Belletristik eine Darstellung aus der Perspektive einer Mutter zu finden (vgl. Grive 2001: 7).

Ähnlich äußert man sich auf deutscher Seite, wo man zu dem Schlusssatz kommt, dass heutzutage immer noch nicht an literarische Beispiele zu denken sei, in denen die Mutter und ihre Empfindungen und Reflexionen Hauptthema sind (vgl. Meyer-Gosau 2003: 25).

Auch in der amerikanischen Literaturwissenschaft wird von ähnlichen Tendenzen berichtet. Mütter werden zwar literarisch betrachtet und begutachtet, aber aus ihrer Perspektive heraus wird der Text selten gestaltet. Viel zu oft werde der Mutter die Handlung entzogen, und man verlangt dagegen, dass die Geburt häufiger vom Standpunkt der Mutter aus geschildert werde (vgl. Joannou 2000: 45).

Die wissenschaftliche Diskussion über die Gründe dafür ist vielschichtig und teilweise widersprüchlich. Die historische Perspektive kann in dieser Hinsicht erhellend sein. Für den deutschsprachigen Raum wird hervorgehoben, dass die Hausfrau durch die Entstehung der bürgerlichen Kernfamilie im 18. Jahrhundert bedeutend an Macht und Einfluss verloren hat. Plötzlich findet sie sich am unteren Ende der bürgerlichen Rangskala wieder. Dieser Verlust an sozialer Bedeutung spiegele sich vor allem im Drama, dem bürgerlichen Trauerspiel, wo Kindesliebe mit Vaterliebe gleichgesetzt werde, die Liebe zur Mutter dagegen werde dramatisch ausgespart. Die gesellschaftliche Abwertung der Mutter findet ihre Fortsetzung in ihrer literarischen Nichtbeachtung, was dazu geführt habe, dass starke, kluge, lebendige Mütter in der deutschen Literatur bis zum Ende des 19. Jahrhunderts Ausnahmen gewesen seien. Diese Abwertung der Mutter habe sich bis heute als verinnerlichte Wertvorstellung bei beiden Geschlechtern gehalten und sei *ein* Grund,

warum Mutterfiguren selten in literarischen Werken richtungsweisend im Zentrum stehen (vgl. Becker 1994: 165f).

Obwohl auch Renate Möhrmann die Vernachlässigung der Mutter im bürgerlichen Trauerspiel konstatiert, widerspricht sie dem obigen Erklärungsansatz. Das Vergessen der Mütter führt sie nicht auf die empirische Position der Mutter in der Gesellschaft zurück, sondern auf eine Ungleichzeitigkeit zwischen empirischer und ästhetischer Realität. Die bürgerliche Mutterrolle bewertet sie als eine Aufwertung der Frau, die nun als lebenswürdige und gütige Hausmutter einen Gegenpol zur feindlichen Außenwelt darstelle. Sie sieht einen Widerspruch zwischen ihrer gesellschaftlichen und ihrer dramatischen Positionierung als vergessener Figur. Dies ist für sie gerade ein Beweis dafür, dass einfache Widerspiegelungstheorien zu falschen Schlussfolgerungen führen. Interessant ist der Hinweis auf die Differenz zwischen empirischer und ästhetischer Bedeutung, dagegen ist ihre Erklärung dafür, es sei die nachlassende Attraktivität der Mutter, die sie zur uninteressanten Person degradiert habe, eher unbefriedigend, denn die schwindende Attraktivität kann ja gerade in einer soziokulturellen Marginalisierung begründet sein (vgl. Möhrmann 1996a).

Mit der Moderne sollte sich die ästhetische Marginalisierung der Mutter erneut vollziehen. „Die Tötung des Weiblichen im männlichen Schöpfungsmythos“ nennt Doris Hansmann bezeichnenderweise ihre Untersuchung zu den Mutterbildern des Malers Egon Schiele. Auf der Grundlage der Theorien Otto Weiningers, der um die Jahrhundertwende des 19. Jahrhunderts Genialität als „eine Art höherer Männlichkeit“ definierte, wurde die Rolle der Mutter im ästhetischen Schaffensprozess reduziert zu einem „Aufenthaltort und Behälter, gleichsam nur zum ewigen Durchpassieren für neue Wesen“ (vgl. Hansmann 1996: 187f). So wird der physische Akt von Empfängnis und Geburt abgewertet und durch einen männlichen, künstlerischen Schöpfungsakt ersetzt:

Das Weibliche geht zwar als Stoff in die neue Schöpfung ein, wird aber darin verbraucht, stirbt darin ab. Die männliche Kunstproduktion [...] verdankt sich dem Weiblichen, vollzieht sich aber letztlich nur über seine Zerstörung. Die Tötung des Weiblichen erweist sich damit als konstitutiv für die Hervorbringung der kulturellen männlichen Ordnung, einer ihrem Selbstverständnis nach autonomen intellektuellen und künstlerischen Produktion“ (Hansmann 1996: 190f).

Hansmann zieht den Schluss, dass die Frau in ihrer Funktion als Lebensspenderin und Gebärende konsequent aus dem ästhetischen Bereich ausgeschlossen werde. Dies lasse sich bis zum Ausgang des 20. Jahrhunderts verfolgen. Die ästhetische Inszenierung fokussiere auf das Kind, die Mutter als Subjekt werde dabei unterschlagen (vgl. Hansmann 1996: 192).

Diese Position scheint auch von Frauen selbst verinnerlicht worden zu sein. Eine intellektuelle oder künstlerische Laufbahn stand häufig im unlös-

baren Widerspruch zur Mutterschaft. Hierfür mögen die Lyrikerinnen Anne Sexton und Sylvia Plath als traurige Beispiele stehen (vgl. Swigart 1991).¹

In der Neuen Frauenbewegung der 1970er Jahre wurde die traditionelle Mutterrolle zwar stark diskutiert, doch deren Abwertung führte entweder zu einer Fortsetzung der literarischen Nichtbeachtung oder zu einer Negativbesetzung. Da man allzu sehr mit der Verortung der Frau als Opfer der patriarchalischen Gesellschaft beschäftigt gewesen sei, habe es keinen Raum gegeben, die Rollen der Frau innerhalb der weiblichen Welt zu untersuchen. Die Mutter wurde literarisch entweder vernachlässigt oder abgelehnt. Dies sei vor allem im westdeutschen Kulturraum festzustellen (vgl. Aulls 1993: 43f, 82).

Doch muss für westdeutsche Verhältnisse auch konstatiert werden, dass sich diese antimütterliche Haltung Ende der 70er Jahre in ihr Gegenteil verkehrte, was sich in der Strömung der ‚Neuen Mütterlichkeit‘² niederschlug. Hier kehrte man zur Position der geistigen Mutterschaft zurück, mütterliche Eigenschaften aufzuwerten und im öffentlichen sozialen Raum zu verankern, um Probleme von Krieg und Frieden zu lösen. Müttern wurde aufgrund ihrer Gebärfähigkeit unterstellt, die besseren Pazifisten zu sein.

Dominiert die Mutterfigur immer noch als negative Muse? Sind Mutterfiguren immer noch mit negativen Vorzeichen versehen? Sind es mörderische, abwesende, herzlose, verhasste, nichtgeliebte Mütter, die das literarische Feld beherrschen? Wird die Mutterfigur zum Vehikel für Vergangenheitsschilderungen? Dies behauptet zumindest die Kulturjournalistin Frauke Meyer-Gosau. Die literarische Mutter spiele nur scheinbar eine Hauptrolle, vor allem werde sie als Medium zur Selbstfindung und Spiegelung verwendet. Gerade die nationalsozialistische Vergangenheit mache die Mutter zum „Geschichts-Vehikel“ (Meyer-Gosau 2003: 24): „Die Generation der Nazi-Mütter hat ihre Kinder mit einem familiären Totalitarismus überzogen und ihnen folglich die Möglichkeiten eigenständiger Entwicklung fast vollständig beschnitten – die Nazi-Kinder waren demnach Opfer im eigenen Haus.“ Von emotionaler „Vereisung“³ sei der Blick auf die Mutter geprägt. Somit habe sich gerade über westdeutsche Vorstellungen vom Muttersein „das Schreckbild einer nach Mutterkreuzen lechzenden Frauengeneration“ gelegt. Bezeichnend scheinen Meyer-Gosau die Worte von Tanja Dückers (*Him-*

¹ Auch die Psychoanalytikerin Helene Deutsch scheint in ähnlicher Manier sich selbst als Mutter eher verdrängt zu haben. Jane Swigart erwähnt z.B., dass sie während ihrer therapeutischen Sitzungen bei Freud nie über ihre Tochter und ihre ambivalenten Gefühle zu ihrer Mutterschaft gesprochen habe (vgl. Swigart 1991: 49).

² Vgl. z.B. Karin Struck: *Die Mutter*, 1975.

³ Der Begriff „Vereisung“ passt auch auf die Mutterfigur in Julia Francks erfolgreichem Roman *Die Mittagsfrau* (2007), in dem die emotionale Erkaltung aufgrund der politischen Verhältnisse im Nationalsozialismus zu Kommunikationslosigkeit und schließlich zum unwillkürlichen Bruch mit dem Sohn führt. Doch wäre es zu kurz gefasst, die Mutterfigur mit dem Begriff Vehikel abzufertigen, denn über lange Strecken hinweg wird aus ihrer Perspektive erzählt, wodurch sich ihre erlebte Gefühlskälte nachvollziehen lässt.

melskörper, Berlin 2003) schwangerer Icherzählerin zum Verhältnis zu ihrer Mutter: „Wir haben uns verpasst.“ Diese Position scheint beschreibbar, „weil man sich leicht von ihr abstoßen kann“ (vgl. Meyer-Gosau 2003: 25).

Auch für Schweden wird konstatiert, dass es keineswegs ungewöhnlich sei, dass Töchter ihre Mütter darstellen, aber das Gegenteil sei immer noch selten, dass nämlich Mütter über Schwangerschaft, Geburt und Kinder schreiben (vgl. Munck 2004: 130f). Auch hier ist ein Erklärungsansatz die Verweisung der Frau auf den privaten Raum und die Okkupierung des Ästhetischen durch den Mann (vgl. Sjöblad 2001: 30).⁴ Die erste Schilderung einer Entbindung findet sich in der schwedischen Literaturgeschichte bei Christina Charlotta Hiärne aus dem Jahre 1747. Danach wird das Thema erst wieder 1933 von Moa Martinsson in *Kvinnor och äppelträd* (Frauen und Apfelbäume) aufgegriffen, was Kritiker, vor allem männliche, als stark bedrohlich empfanden (vgl. Munck 2004:131).

In den 70er und 80er Jahren dominiert auch in schwedischer Literatur die Mutter als „negative Muse“, indem Töchter über die komplizierte Mutterbeziehung schreiben.⁵ Doch gebe es auch viele Beispiele für liebevolle Mütter in der Literatur, selten steht indessen im Zentrum, was die Mutter selbst empfindet. Die schwedische Literaturwissenschaftlerin Christina Sjöblad vermutet, dass dies mit Rücksichtnahme auf das Kind zu erklären sei, das man nicht bloßstellen, belasten oder verletzen wolle (vgl. Munck 2004: 132). Auch wird vermutet, dass für viele Frauen Mutterschaft immer noch etwas Geheimnisvolles, mit dunklen Seiten Behaftetes sei, das man nicht gern der Öffentlichkeit preisgibt. Man wolle dem Mann nicht offenbaren, um welche Art von Liebe es sich hier handele. Diesen Bereich wollten die Frauen für sich selbst behalten. Oder seien es vielleicht eher die negativen Gefühle, die die Mutter manchmal gegenüber dem Kind empfinden kann, die sie hindern, darüber zu schreiben, weil sie tabuisiert seien? (vgl. Grive 2001a: 15) Die ständigen Schuldgefühle der Mutter werden als Ursache dafür vermutet, dass Erzählungen zu Mutterschaft und Mutterliebe Randerscheinungen geblieben sind (vgl. Fjelkestam 2001: 126). Auch müssten sich Künstlerinnen, die aufsteigen wollen, den männlichen Bewertungsnormen anpassen und in dem Zusammenhang sei Mutterschaft nun einmal nicht gerade populär (vgl. Grive 2001: 8f). Oder verhält es sich ganz einfach so, dass die Bindung zum Kind so subtil und tief ist, dass sie an der Grenze zum Nichtsagbaren liege? Es fehle der Sprache an Worten, um derartige Gefühlsströmungen auszudrücken (vgl. Sjöblad 2001: 36).

Doch gibt es auch Verweise auf sich abzeichnende Veränderungen. Vor allem von jüngeren Autorinnen werde Schuld in Frage gestellt, z.B. durch

⁴ „Historiskt sett är detta mindre förvånande, så länge författaryrket utövades vid männens bord och deras hustrurs främsta uppgift var att vara just maka, mor och husmor.“

⁵ Als Beispiele werden die Autorinnen Sun Axelsson, Kerstin Strandberg und Margareta Strömstedt genannt (vgl. Munck 2004: 130f).

ästhetische Verfremdungseffekte der Materialisierung (vgl. Fjelkestam 2001: 128f).⁶ Um die Jahrtausendwende sei ein Wendepunkt auszumachen. Eine neue Müttergeneration aktualisiere aufs Neue die Geburt im Text: Diese Mütter wollen über ihre Geburtserfahrungen, über Stillen und Mutterschaft schreiben und verlangen Raum dafür in verschiedenen Genres und Medien (vgl. Munck 2004: 132).⁷

Pippi lebt

Die Darstellung von Mutterschaft ist in literarischer Hinsicht immer noch ein kompliziertes Unterfangen. Doch scheint sich der lebhafteste Mutterdiskurs in der Gesellschaft auch in der Literatur niederzuschlagen. Fiktionale Mütter mischen sich quasi in die Diskussion ein. Diesen gilt in erster Linie mein Interesse, erstens den verschiedenen Gestaltungen und Ästhetisierungen von Mutterfiguren und zweitens den Darstellungen des Verhältnisses von Natur und Kultur.

Bei der Textauswahl spielte auch eine Rolle, inwieweit die Romane in beiden Ländern rezipiert werden. Schwedische Literatur hat stark an Popularität bei deutschen Lesern gewonnen. Dies hängt meines Erachtens auch mit den präsentierten Genderrollen zusammen. So geht es nicht nur darum, Mutterfiguren aus den beiden Ländern gegenüberzustellen, sondern auch interkulturellen Beziehungen durch literarischen Kontakt nachzuspüren. In einem Artikel mit der Überschrift „Pippi lebt“ beklagt die Spiegel-Redakteurin Annette Bruhns z. B. den Mangel an weiblichen Vorbildern in Deutschland, Vorbildern, die für „gelungene“ Mutterschaft stehen. Frauen wollen zwar öffentlich etwas bewegen, aber deshalb nicht auf privates Glück verzichten. Die Vorbildfigur, die sie in Deutschland vergeblich sucht, findet sie schließlich in Schweden in der Erfinderin von Pippi Langstrumpf, Astrid Lindgren, einer Repräsentantin für Stärke, Selbstbewusstsein und Freiheit (vgl. Bruhns 2007). Die Literatur bietet allerdings weitaus mehr Vorbilder an.

Wie die aktuelle Diskussion zur Mutter zwischen Beruf und Familie literarisch umgesetzt wird, welche geschlechtlichen Dispositionen symbolischer Herrschaft reproduziert werden und auf welche Weise der Balanceakte zwischen Tradition und Innovation gestaltet wird, sind Fragen, die die Textanalyse bestimmen. Hierbei wird auch berücksichtigt, welcher narrativen Strategien sich die Autoren bedienen. Ironie und Satire spielen dabei eine wichtige Rolle.

⁶ Fjelkestam nennt Malin Lindroth (*Vaka natt*, 1999), Åsa Lantz' (*Splitta nota*, 2000), und Cecilia Bornäs' (*Jag, Jane*, 2003).

⁷ Als Beleg dafür nennt sie für die Zeit der Jahrtausendwende: Åsa Maria Kraft: *Exlibris*, 1998; Aasa Berg: *Forsla fett*, 2002, die Anthologie: *Uppdrag: mamma* (Hrsg.: Karin Salmson) und auch eine Debatte in *Dagens Nyheter* (v.a. Beiträge von Ulrika Milles) und ein Radioprogramm *Mamma milda moder* (Schwedisches Radio P1).

Die Auswahl der hier behandelten Texte richtet sich nach der Thematik und nicht nach literarischen Gattungskriterien. Bestimmte Texte sind eine unmittelbare Reaktion auf eine aktuelle Debatte. Mit der Absicht, ein breites Publikum zu erreichen, wird versucht, populäre Themen aufzugreifen, die in Medien und Massenmedien diskutiert werden. Die Literatur reagiert also auf ein momentanes, vielleicht zeitweiliges Interesse und zeichnet sich deshalb eher durch ein großes Aktualitätspotential als durch literarische Komplexität aus. Der Aktualitätsanspruch zwingt einerseits zu schneller Produktion, was wiederum literarische Formen verlangt, die schnelle Konsumtion ermöglichen. Andererseits geben diese Texte Einblick in verschiedene Tendenzen und Strömungen in der Gesellschaft und die implizite Erwartungshaltung ihrer Leser. In einer komparativen Analyse werden diese Texte kulturelle Dokumente, die unter Berücksichtigung der Genderperspektive wichtige Information zu sozialen Geschlechteridentitäten und geschlechtlichen Interaktionsmustern geben können.

Auch auf die populäre Textgattung Kriminalliteratur wird an ausgewählten Beispielen eingegangen. Der ‚Schwedenkrimi‘ ist in Deutschland vielgelesen und dies hängt vielleicht auch mit den Genderkonzepten zusammen, die in den schwedischen Beispielen präsentiert werden.

Aufgrund ihrer herausragenden Stellung auf dem deutschen Buchmarkt wird Marianne Fredriksson besondere Aufmerksamkeit zuteil. Eine Textanalyse wird mit einer vergleichenden Untersuchung zur Rezeption in beiden Ländern ergänzt.

Auch der jüngsten Autorinnengeneration wird Aufmerksamkeit geschenkt, vor allem mit der Fragestellung, welche Konsequenzen sie aus der Kritik am Feminismuskonzept ihrer Mütter gezogen haben. Hierfür lassen sich Beispiele in beiden Ländern finden.

Weiterhin wende ich mich Autorinnen zu, die mit dem Konzept der traditionellen ‚guten‘ Mutter abrechnen und sich dabei dekonstruktivistischer Ästhetisierungsstrategien bedienen.

Gilt der erste Schwerpunkt der Untersuchung vor allem Texten, die sich in den aktuellen Mutterdiskurs auf die eine oder andere Weise einmischen, wobei vor allem Beispiele gewählt wurden, die der Mutterfigur eine Protagonistenrolle zugestehen, so handelt der zweite Schwerpunkt von der eher traditionellen Strömung der mütterlichen Retrospektive, in der die Mutter eine Neben- bzw. passive Rolle spielt, da sie bereits verstorben ist. Hiermit meine ich die starke literarische Tradition, die die Beziehung Mutter – Kind ins Auge fasst. Diese Texte sind oft (auto-)biographisch bzw. haben narrative Formen gewählt, die sie als solche erscheinen lassen.

Die Behandlung von Literatur der Gegenwart, in der man selbst verortet ist, erschwert den distanzierten Blick. In dieser Hinsicht kann der komparative Ansatz von Vorteil sein, der es erleichtert, analytische Distanz zum Gegenstand zu gewinnen. In unserer heutigen Zeit, in der Geschlechtsidentitäten und Geschlechterhierarchien ständig neu ausgehandelt werden, kann die

komparative Perspektive den Blick schärfen, wie ein Romanzitat bekräftigt: „[w]er mittendrin steht, sieht auf jeden Fall schlechter. Alles, Fakten und Sachverhalte [...], sieht man besser von außen oder schräg von der Seite. Der, der sieht, beeinflusst das, was sichtbar ist.“⁸

Zwei Strategien zur Kombination von Mutterschaft und Erwerbstätigkeit⁹

Populärkultur ist kulturelles Ausdrucksmittel, das Einsichten in gesellschaftliche Strömungen und Tendenzen vermitteln kann. In diesem Sinne erscheint mir die Beschäftigung mit zwei Romanen aus Schweden und Deutschland zur Mutterrolle aufschlussreich. Die kontrastierende Analyse mit Fokus auf den Genderaspekt kann wichtige Information über den gesellschaftlichen Geschlechterdiskurs und geschlechtliche Interaktionsmuster liefern. Wie nun diese Unterschiede literarisch diskutiert werden, möchte ich an zwei Romanen veranschaulichen: Pia Hintze: *En ska bort* (Eins muss weg, 2006, keine deutsche Übersetzung) und Susanne Fröhlich: *Frisch gemacht* (2003).

Die Romane sind in höchstem Grade vergleichbar. Vor allem lösen sie ein, was häufig in literaturwissenschaftlichen Untersuchungen als Mangel angesprochen wird, dass einerseits für viele Mütter die Geburt des Kindes das bedeutendste Ereignis in ihrem Leben sei, das aber andererseits selten und vor allem nicht aus ihrer Perspektive geschildert werde.

Die hier untersuchten Romane stellen dagegen die Mutter ins Zentrum und wählen eine Perspektive der Mutterfiguren. Darüber hinaus reagieren sie direkt auf die aktuelle Diskussion zur Mutterrolle. Beide fokussieren auf die junge Mutter, die sich als modern versteht und darum kämpft, den Stress zwischen Arbeit und Familie zu bewältigen. In beiden Fällen haben die Mütter Kinder, die nun zur Kita sollen, um ihnen die angestrebte Erwerbstätigkeit – zunächst Teilzeit – zu ermöglichen. Ein Leben außerhalb der Familie hat für beide Mütter Priorität, und sie erwarten von ihrem Mann Beteiligung an Kinderversorgung und Hausarbeit, was allerdings nicht zufriedenstellend eingelöst wird. Oft beschwerten sie sich über das Desinteresse der Väter, haben auf der anderen Seite allerdings starke Schuldgefühle gegenüber dem vernachlässigten Kind. Beide Protagonistinnen werden im Laufe der Handlung zum zweiten Mal schwanger.

Die Romane sind ungefähr zur selben Zeit erschienen, beide sind Fortsetzungsromane.¹⁰ Die Autorinnen bedienen sich einer Erzähltechnik, die darauf

⁸ „Hur som helst ser den sämre som står i mitten. Allt, fakta och sakförhållanden – det vill säga förbindelserna mellan saker och ting – märks tydligare utifrån eller snett från sidan. Den som ser påverkar det som syns“ (*Mest om min mamma*, Stockholm, 2003, S. 90).

⁹ Dieser Abschnitt ist bereits in leicht abgewandelter Form publiziert in: Farhan 2007.

abzielt, die Lektüre zu erleichtern und den Unterhaltungswert zu erhöhen: Sie wählen eine einfache Sprache, die einen unkomplizierten Handlungsverlauf mit vielen Dialogen gestaltet. Es wird in der Ich-Form aus der Perspektive der Mutter erzählt. Ironie und Selbstironie sind häufig benutzte Stilmittel.

Doch zeigen sich große Unterschiede in der Bearbeitung des zentralen Konfliktes zwischen Erwerbstätigkeit und Familie. Dies lässt sich bereits den Titeln entnehmen, die im Zusammenhang mit der Reaktion auf die zweite Schwangerschaft gedeutet werden müssen. Sarah (Hintzes Protagonistin) fasst den schweren Beschluss zur Abtreibung: *Eins muss weg*, womit die Entscheidung für die Unterbrechung der zweiten Schwangerschaft bereits vorweggenommen ist. Die Beziehung zum Partner Karl ist dabei zu zerbrechen, denn den Eltern will die Zusammenarbeit um das Kind nicht gelingen, der Traum von der harmonischen Kernfamilie ist ausgeträumt. Sarah wählt ganz bewusst den Weg der Unabhängigkeit von Mann und Kindern, wählt sich selbst, wenn auch unter Schmerzen. Andrea (Fröhlichs Protagonistin) dagegen geht den entgegengesetzten Weg: Sie begrüßt die zweite Schwangerschaft ([Das zweite Kind] *Frisch gemacht*), wenn auch nicht ohne ironische Distanzierung. Doch nun ist ihr das mühselige Pendeln zwischen Arbeit und Familie abgenommen worden. ‚Mutter Natur‘ hat für sie entschieden: Mit zwei Kindern ist ihr Platz zu Hause. Hier zeigen sich am deutlichsten die unterschiedlichen Strategien der Autorinnen, die sich allerdings bereits viel früher anbahnen und die Texte konsequent durchziehen, was im Weiteren ausgeführt werden soll.

Die Beziehung zum Partner

Auf den ersten Blick ähneln sich die Väter Karl (bei Hintze) und Christoph (bei Fröhlich). Beide können der Kategorie ‚Neue Väter‘ zugeordnet werden, die an der Entwicklung ihrer Kinder teilnehmen möchten und sich für eine Teilung der Arbeit um das Kind aussprechen. Aber sie können ihre Ansprüche nicht einlösen. Ohne dass sie es offen eingestehen, werten sie ihre Arbeit höher als die der Frau, die diese Einschätzung bestätigt, indem sie freiwillig und selbstverständlich den größten Teil der Verantwortung fürs Kind übernimmt. Die Frauen beklagen sich häufig, aber nichts geschieht. Die Stimmung zwischen den Partnern wird immer schlechter, bis sie schließlich nur noch neben einander statt mit einander leben.

Doch findet man bei Karl eher eine solidarische Einstellung und zumindest den Versuch, häusliche Aufgaben zu übernehmen. Wenn Sarah nach der Arbeit nach Hause kommt, genießt sie „das Brutzeln von Zwiebeln in der Pfanne“, was bedeutete, dass sie sich an den gedeckten Tisch setzen durfte

¹⁰ Fröhlich, Susanne: *Frisch gepresst*. Frankfurt a.M. 1998. Hintze, Pia und Stefanie Werner: *Der Schnuller-Schock. Mein erstes Jahr als Mutter*, 2003 (schwedisch: *baby blues*. Falun 2000).

(136).¹¹ Ab und zu wird der Eindruck erweckt, das Paar sei auf dem Weg zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit. Immer wieder versuchen sie verinnerlichte Verhaltensmuster zu durchbrechen und ihre Probleme konstruktiv zu lösen. Sie führen Regeln ein, die eine gerechte Arbeitsteilung garantieren sollen: „Wer gekocht hatte, brauchte nicht abzuwaschen: das war eine einfache Regel, die uns viel Streit ersparte“ (127).¹² Beziehungsprobleme werden nicht als Geschlechterkrieg oder Machtkampf geschildert. Genau dies ist allerdings der Fall bei Fröhlich. Andrea scheint radikale Lösungen, zumindest dem Wortlaut nach, vorzuziehen und überlegt, Christoph des gemeinsamen Heims zu verweisen („Noch so 'ne Nummer, und der kann in die Kanzlei ziehen“, 36f), da er seinem Anspruch, „an jedem Entwicklungsschritt meiner Prinzessin“ (36) teilzunehmen, nicht gerecht wird. Im Gegensatz zu Karl, der einsichtig beteuert: „Nun muss es genug sein mit dem Reisen für eine Weile“ (118)¹³, zeigt Christoph völliges Unverständnis für Andreas Forderung, seinen Teil der Kinderbetreuung zu übernehmen: „Wie, zu Hause bleiben, sag mal spinnst du, Andrea. Ich bin berufstätig. Ich habe eine Aufgabe“ (139). Hier steht deutlich zwischen den Zeilen, dass er im Gegensatz zu seinem Beruf als Rechtsanwalt die Betreuung des Kindes *nicht* als Aufgabe auffasst. Auf diese Einstellung reagiert Andrea mit bissiger Resignation: „Auf Wiedersehen, neue Männer. Willkommen in den Fünzigern“ (139). Auch wenn Andrea im Verlauf der Handlung weitere radikale Versuche unternimmt, ihren Mann in die Vaterrolle zu zwingen – der Höhepunkt der Dramatik wird erreicht, als sie die Tochter einfach im Vorzimmer der Kanzlei ihres Mannes absetzt und sich an ihren Arbeitsplatz begibt – so verbleibt Christophs Position unverändert uneinsichtig. Fröhlich schildert Mann und Frau nahezu als Feinde, Exemplare verschiedener Gattungen, deren Gegensätze antagonistischer Natur sind.

Beziehungen zu anderen Frauen und Freundinnen

Bei Fröhlich sind die Beziehungen unter Frauen stark von Konkurrenz geprägt. Vor allem der satirischen Schilderung verschiedener Muttergruppen wird sehr viel Platz eingeräumt. Der Kindergarten ist das Forum, wo die Mütter mit ihren „pädagogischen Fähigkeiten“ konkurrieren (55). Die Trennungslinie verläuft vor allem zwischen berufstätigen Müttern und „Nur-Hausfrauen“. Die Ersteren „haben ständig das Gefühl, ihrem Kind vielleicht nicht so viel zu bieten wie die anderen“, die letzteren dagegen sehen in den Berufstätigen „Mahnmale, die ihnen Faulheit und Unemanzipiertheit vorwerfen“ (56). In der „selbst ernannten Mutterdomina“ (92) Thea ist z.B. die Übermutter karikiert, die sich immer besonders hervortut, wenn es um El-

¹¹ „[...] fräsandet av hackad lök som skrapades ner i en het stekpanna, ljudet som betydde att jag skulle få sätta mig till dukat bord.“

¹² „Den som lagat mat slapp diska: det var en enkel regel som besparat oss många gräl.“

¹³ „Nu får det räcka med resor ett tag.“

terninitiativen à la Flohmarkt oder Kuchenbacken geht und die ihr Kind kreativ fördert durch „musikalische Früherziehung“ (92), „Hobbythek“ (56), Kinderturnen, Kinderschwimmen, Frühenglisch oder Kindertheater.

Eine andere Mutterkategorie personifiziert Inge, „das lebende Komplett-Esoterikseminar“ (69). Sie ist die Karikatur der alternativen Mutter, dessen Sohn schon früh „geschrotetes Müsli zum Frühstück“ erhält, dabei allerdings das Aussehen eines „Tiefkühlhühnchens“ hat (64). Hier wird die selbstgewählte Leidensbereitschaft der Mutter satirisch problematisiert. Im Gegensatz zur Protagonistin, die sich immer dafür geschämt hat, dass sie nicht stille, stillt jene ununterbrochen, was zu „zerklüftet[en] und leicht blutig[en]“ Brustwarzen geführt hat, auf die sie nahezu stolz ist (72). Bei Fröhlich lässt sich nirgends eine positive Frauenfigur finden, weder am Arbeitsplatz noch im Umfeld der Kita, der Familie oder dem Freundeskreis. Dies verstärkt deutlich die Einsamkeit und Isolierung der Protagonistin.

Hintzes Figur Sarah findet dagegen in der Kita schnell Kontakt zu anderen Müttern. Zu einer entwickelt sie nach kurzer Zeit großes Vertrauen und kann sogar mit ihr über ganz intime Beziehungsprobleme sprechen. Im Gegensatz zu Andrea hat Sarah Freundinnen, z.B. eine Freundin aus der Kindheit, zu der sie mitten in der Nacht nach einem Streit mit ihrem Mann fliehen kann, oder eine ältere, mütterliche Freundin, bei der Sarah sich Trost und Rat in schweren Situationen holt. Sarah hat ein starkes, funktionierendes Netzwerk, was Andrea vollständig fehlt.

Wie Andrea leidet auch Sarah unter Schuldgefühlen gegenüber dem ‚vernachlässigten‘ Kind. Doch während das soziale Umfeld im deutschen Roman diese ständig bestätigt und verstärkt, helfen die Freundinnen im schwedischen Text dabei, das schlechte Gewissen wegzudiskutieren. Sie sind solidarisch und unterstützend und auf konstruktive Weise kritisch.

Die beiden Protagonistinnen sind also ganz unterschiedlich in ihrem jeweiligen sozialen Umfeld verortet, wobei der deutschen Mutterfigur eine geschwächte Einzelgängerposition zukommt, die schwedische dagegen als ein durch soziale Kontakte gestärktes Individuum hervortritt.

Der Generationskonflikt

Die Beziehung zur Mutter der Protagonistin ist bei Fröhlich statisch. Diese verkörpert durch den Roman hindurch den gleichen Typ von Frau: besserwisserisch, einmischend, dominant und ständig kritisierend. Den Ambitionen ihrer Tochter begegnet sie mit Unverständnis. Die Beziehung der beiden Frauen ist kühl und distanziert. Deutlich tritt zu Tage, dass Andrea den Weg der Mutter unreflektiert wiederholt. Auch diese hatte zum Schluss ihre Rolle als Ganztagsmutter akzeptiert.

Im Gegensatz zur fatalistischen Einstellung bei Fröhlich ist Hintzes Blick auf die Mutter-Tochter-Beziehung analytisch und dynamisch. Auch Sarahs Ablehnung der Mutter beruht vor allem auf der Angst, in dieselbe Spur zu geraten. Doch kommt sie zu der Erkenntnis, dass *beide* Frauen, Mutter und

Tochter, in einem traditionellen Rollenverhalten gefangen sind, was schließlich dazu führt, dass Mutter und Tochter sich als Frauen gegenüber treten können, die für einander Verständnis entwickeln. Hintze macht durchsichtig, wie Wertvorstellungen von einer Generation auf die nächste übertragen werden und lässt auch ihre Protagonistin diese Einsicht erlangen, was ihre Beziehung zur Mutter deutlich positiv verändert.

Die Einstellung zur Kita

Nicht nur Mann, ‚Freundinnen‘ und Verwandte werden von der deutschen Protagonistin als feindlich gesinnt aufgefasst. Auch gegenüber dem Kitapersonal fühlt sie sich ständig unterlegen und der Kritik ausgesetzt. Sie empfindet sich als untauglich und vom Personal zur ‚schlechten‘ Mutter gestempelt, denn Berufstätigkeit ist nicht selbstverständlich, sondern gehört zu den Ausnahmen. Andrea hat das Gefühl, dass das Personal ihr ständig beweisen will, dass sie ihr Kind zu Gunsten egoistischer Karriereambitionen vernachlässigt. Das Personal wird zur Quelle für ständig neue und stärkere Schuldgefühle.

Auch die schwedische Hauptfigur ist nicht frei von Schuldgefühlen. Auch für sie ist es nicht leicht, ihr Kind ‚abzuliefern‘. Doch stellt sich eine gewisse Ambivalenz ein: Sie empfindet nicht nur Leere, sondern auch Erleichterung. Außerdem wagt sie, Sehnsucht nach der Arbeit auszudrücken. Doch darüber hinaus wird die Arbeit und damit der Aufenthalt des Kindes in der Kita als ökonomische Notwendigkeit dargestellt. Alle Mütter befinden sich in der selben Situation, Berufstätigkeit für Frauen gehört zur sozialen Norm und liegt außerhalb individueller Wahlfreiheit. Die öffentliche Kinderbetreuung als Quelle für Schuldgefühle hat sich daher weitgehend erübrigt. Es gibt keine Grundlage mehr für das Personal, der berufstätigen Mutter ein schlechtes Gewissen zu vermitteln. Dagegen haben die Angestellten den Anspruch, die Einschulung des Kindes auch für die Eltern zu erleichtern. Sie reagieren aufmunternd statt verurteilend, sogar als Sarah ihre Arbeitszeit auf Vollzeit ausdehnen will. Der Kitaaufenthalt wird nicht als schädlich geschildert, sondern als Möglichkeit für das Kind, Phantasie und Kreativität zu entwickeln. Das Personal hat hohe pädagogische Ambitionen, die sich sogar auf die Eltern erstrecken. Auf einer Elternversammlung wird traditionelles Geschlechterverhalten aufgegriffen, Wege werden diskutiert, wie dieses verändert werden kann. Hier versäumt Hintze es nicht, kritisch auf die starke Segmentierung des schwedischen Arbeitsmarktes zu verweisen: Warum es nur weibliches Personal gebe, fragt sich eine Mutter. Auch die Verschlechterungen der Serviceleistungen und Personalabbau werden benannt. Darüber hinaus greift Hintze das mangelhafte Verständnis der Arbeitgeber an, das Eltern zu grotesken Handlungen zwingt, z.B. kranke Kinder zur Kita zu schicken. Obwohl Eltern in Schweden gesetzlich 60 Tage für die Pflege kranker Kinder zustehen, haben Arbeitgeber wenig Verständnis für die Abwesenheit der Eltern, d.h. auch in Schweden meist der Mutter.

Hintze legt kritisch frei, wie im schwedischen Sozialstaat Vision und Praxis auseinander klaffen und mischt sich so aktiv in eine politische Debatte ein. Strukturen werden damit als veränderbare präsentiert.

Die Bedeutung der Arbeit

Fröhlich knüpft an die Schwierigkeiten an, mit denen Mütter in Deutschland auf dem Arbeitsmarkt nach der Elternzeit konfrontiert werden. Bei ihrem ehemaligen Chef stößt Andrea nur auf Unverständnis und Ablehnung. Halbtagskräfte kommen für ihn nicht in Frage, und er legt ihr nahe, sich dem Kind zu widmen und sich durch den Mann versorgen zu lassen. Von ihrem „Recht auf Wiedereinstieg“ (17) macht Andrea keinen Gebrauch, sondern gibt stolz diesen Arbeitsplatz auf. Schließlich bekommt sie bei einem kommerziellen Fernsehkanal nach längerer Vertretung eine feste Anstellung. Ihre berufliche Tätigkeit wird eindeutig als sinnentleert dargestellt. Ihre Arbeit als Assistentin für die Unterhaltungsshow „Raten mit Promis“ wird von Anfang an ins Lächerliche gezogen. Die abschätzigste Einstellung zur beruflichen Tätigkeit ihrer Protagonistin verquickt Fröhlich ständig mit berechtigter Kritik an den Medien, die oberflächliche Unterhaltung als Massenware produzieren. Eingehend wird geschildert, wie verlogen der Fernsehbetrieb ist. Die Quoten seien „die Bibel der Fernsehschaffenden“ (20), „Parole Dauerschleim“ nennt Andrea die wichtigste Qualifikation für ihre Tätigkeit als Redaktionsassistentin, was sie selbst als die „unterste Hierarchiestufe“ bezeichnet. „Widerlich, aber wahr“ (22) sind die zusammenfassenden Worte für die Beschreibung ihres Arbeitsplatzes. Fröhlich verzahnt hier die radikal anmutende Medienkritik mit der negativen Einstellung der Protagonistin zu ihrer Arbeit. Die Mischung verschiedener Perspektiven macht es der Leserin schwer, die negativen Werturteile auseinander zu halten. So erscheint Andreas negative Einstellung durch die Medienkritik folgerichtig. Sie selbst kann ihre beruflichen Aufgaben nicht ernst nehmen, warum sollten andere das tun? Die angestrebte Erwerbstätigkeit der jungen Mutter wird somit zum Fetisch, zu einer fixen Idee, degradiert und scheint jeglicher rationalen Grundlage zu entbehren. Das Streben vieler Frauen nach Sinnerfüllung, auch durch berufliche Tätigkeit, wird stark unterminiert und ad absurdum geführt.

Während die dargestellte deutsche Mutter nach der Elternzeit unter großen Anstrengungen eine Teilzeitstelle bekommt, eine uninteressante Tätigkeit als Bürokraft, so kehrt die schwedische Figur zurück auf eine Stelle mit Status. Der Wiedereintritt ins Berufsleben ist mit Freude und Enthusiasmus verknüpft. Sarah hat ein großes Bedürfnis, die Sphäre zu verlassen, in die sie die Schwangerschaft versetzt hatte, „ein Land, wo ein ganz anderes Leben gelebt und eine ganz andere Sprache benutzt wurde“ (13).¹⁴ Das Berufsleben scheint eine existenzielle Notwendigkeit für sie zu sein. Sie will „die Symbiose durchbrechen, will zurück ins Berufsleben“, fühlte „im ganzen Körper,

¹⁴ „[...] ett land där ett helt annat liv levdes, ett helt annat tungomål brukades.“

dass ich mich nach meiner Arbeit sehnte. Mein Gott, wie ich mich sehnte“ (21).¹⁵ Die Arbeit wird beschrieben als wesentlicher Teil des Lebens: Die Berufsidentität ist genau so wichtig wie die Mutteridentität, so Hintzes Botschaft an die Leserin. Dabei spielt eine große Rolle, welche Arbeit die Autorin für ihre Protagonistin wählt. Wenn Fröhlich für ihre Protagonistin eine Arbeit als Sekretärin ohne besondere Qualifikationen wählt und ihr Berufsleben als lächerlich und bedeutungslos schildert, so wird die Konsequenz nahe gelegt, sich mit der Mutterrolle allein zu begnügen, was ja auch Andreas Schlussfolgerung wird. Sarahs oben zitierte Sehnsucht nach der Arbeit wäre in Andreas Mund völlig undenkbar. Hintze hat dagegen für Sarah eine berufliche Position mit Status und Verantwortung gewählt. Sie zeigt Selbstbewusstsein als Berufstätige und kennt ihre starken Seiten. Sie beschreibt sich selbst als „Gruppenmensch“, der „eigene Initiative ergreifen kann, eine gut gelaunte und kooperative, professionelle Ideenspritze“ (28).¹⁶ Sie hat nicht nur eine führende Position im Unternehmen für Werbung, sondern kann sich auch in ihrer Position gut behaupten, den Konkurrenzkampf am Arbeitsplatz scheut sie nicht.

Bei den Schwierigkeiten, auf die Hintze Sarah stoßen lässt, wird die Genderproblematik mit dem Klassenaspekt verknüpft. Sarahs Chefin tritt ihr nicht als Frau, sondern als Vorgesetzte und profitorientierte Unternehmerin gegenüber. Aufgrund ihrer Mutterschaft ist Sarah nur noch bedingt einsatzfähig und verlässlich. Ihre Aufgaben werden bei ihrer Rückkehr von einem kaltblütigen ‚Karrierehengst‘ ausgeführt, der keinerlei Anstalten macht, ihren Stuhl zu räumen, geschweige denn ihr die Rückkehr zu erleichtern. Sarahs Versuche, durch erhöhten individuellen Einsatz sowohl Mutter- als auch Berufsrolle zufriedenstellend auszufüllen, enden in einer privaten und beruflichen Niederlage. Doch wiederum liefert Hintze literarische Lösungsstrategien in der Figur der Unternehmerin Birgit, die weiß, wie man sich vor dem Burn-out als Frau in einer Spitzenposition schützt: keine Sitzungen abends, Einhaltung des Normalarbeitstages, um Zeit für die Kinder zu haben, regelmäßige Mahlzeiten, Arbeitsteilung und -delegierung, sowohl zu Hause als auch am Arbeitsplatz. Hintze schildert die Situation der berufstätigen Mutter zwar als schwierig, aber nicht wie Fröhlich als unmöglich. Sie gibt sogar ganz konkrete Ratschläge.

Zwischenresümee

Deutlich schälen sich die unterschiedlichen Ausgangspunkte der Autorinnen heraus: Geht Hintze von einem sozialkonstruktivistischen Ansatz aus, der Rollenverhalten als kulturbedingt und damit veränderlich betrachtet, so ist

¹⁵ „bryta symbiosen, komma tillbaka till ett yrkesliv“; „det kändes i hela kroppen att jag längtade efter mitt jobb. Herregud, vad jag längtade.“

¹⁶ „gruppänniska som också kunde ta egna initiativ, en glad och samarbetsvillig professionell idéspruta...“

Fröhlichs Ausgangspunkt von essentialistischen Vorstellungen geprägt, die die Position der Frau in vorausgesetzten Strukturen festschreiben. Andreas Streben nach Erwerbstätigkeit erscheint aufgesetzt bzw. als Irrweg, der sie am Ende auf den für sie bestimmten Posten der ‚Nur-Hausfrau‘ zurückführt, was sie, wenn auch mit einem Seufzer, akzeptiert. Darüber hinaus enthält der Text zahlreiche biologistische Verweise auf Gene oder Hormone, die die sozialen Rollen der Geschlechter als naturgegeben erscheinen lassen. Dies geschieht häufig mit Ironie oder in Form von rhetorischen Fragen. Damit bietet die Autorin die biologistische Auslegung an, entzieht sich allerdings selbst einer klaren Positionierung.

Andrea wird zwar als rebellische Frau beschrieben, aber sie kämpft mit den „Waffen der Schwächeren“, ohne dass diese als solche sichtbar gemacht oder problematisiert werden. Zu diesen zählt Bourdieu den „Eklat, der nur als Laune oder hysterischer Ausbruch erscheinen kann“ und die „Koketterie“ (Bourdieu 1996a: 228). Beide „Waffen“ sind bei Fröhlich wiederzufinden. Ihren ‚Kampf‘ für die Rechte der Frau führt Andrea in Form von „Eklats“, Zornausbrüchen, in denen sie sich letztendlich nur der Lächerlichkeit preisgibt, was sie sich sogar selbst eingesteht und damit als Niederlage markiert. Das deutlichste Beispiel ist die bereits oben erwähnte Aktion, als sie ihre Tochter einfach auf dem Teppich der Kanzlei ihres Mannes absetzt, um ihn so in die Verantwortung zu zwingen. Die Wirkungslosigkeit dieser scheinradikalen Handlung zeigt sich dann darin, dass nicht der Mann die Verantwortung für das Kind übernimmt, sondern seine Sekretärin.

Auch Beispiele für Koketterie lassen sich häufig bei Fröhlich finden. Sei es, dass Andrea die Sexlust ihres Partners durch aufreizende Dessous zurückgewinnen oder ihn dazu bewegen will, ihr einen romantischen Heiratsantrag mit Diamantring zu machen. Mit List und Manipulation setzt Frau ihre Interessen durch, eine offene Auseinandersetzung oder Verhandlung scheint bei Fröhlich aufgrund des hierarchischen Machtverhältnisses nicht möglich zu sein. Die Überlegenheit des Mannes wird also vorausgesetzt und, da der ‚männlichen Natur‘ inhärent, als natürlich eingeschrieben und akzeptiert. Sie kann demzufolge nur mit List und Taktik manipuliert, nicht aber abgeschafft werden. Unbewusste Dispositionen der Unterlegenheit werden somit ständig reaktiviert. Aus der scheinbar kämpferischen Frau wird eine, die „die bestehende Beziehung symbolischer Herrschaft [...] stabilisiert“:

Diese sanfte, unsichtbare, unmerkliche Diskriminierung ist nur mit der abgepressten und gleichfalls unbewussten Komplizenschaft der Frauen möglich. Die männliche Herrschaft trifft auf eine Unterwerfungsbereitschaft, die allein mit den Waffen des Bewusstseins um so schwerer abzubauen ist, als sie sich in den Gewohnheiten des Körpers niedergeschlagen haben (Bourdieu 1996a: 228).

Die unbewusste Komplizenschaft wird hier durch eine literarische Gestaltung gewährleistet, die zwar mit modernen Attributen behaftet ist, aber dennoch letztendlich traditionelles Rollenverhalten vermittelt. Meistens geschieht dies, wie schon oben angesprochen, im stilistischen Gewand der Ironie, die Raum bietet sowohl für Elemente der Akzeptanz als auch der Rebellion gegenüber traditionellen Genderkategorien.

Auch der Sprachstil muss in diesem Zusammenhang genannt werden. Implizit ist ausdrücklich eine *Leserin* angesprochen, womit der Schein erzeugt wird, als ginge es hier um ein privates Gespräch unter Freundinnen oder Frauen unter sich, die Erfahrungen austauschen und sich gegenseitig Ratschläge geben. Dabei werden die Männer lächerlich gemacht, um Aggressionen gegen sie formulieren zu können und das kollektive „Wir“ zu konstituieren. Die Frauen bestätigen sich gegenseitig und formieren sich so gegen den Mann, als sei er ein unbekanntes Wesen vom Mars. Deshalb erscheint es auch vollkommen folgerichtig, dass Andrea ihren Anspruch aufgibt, Arbeit und Kinder mit einander in Einklang zu bringen, am Schluss scheint dies nämlich weder möglich noch erstrebenswert.

Auch im schwedischen Roman ist das Projekt, Kind und Beruf zufriedenstellend zu kombinieren, gescheitert. Der Anspruch bleibt allerdings bestehen und wird von der Autorin nicht nur aufrecht erhalten, sondern sie weist sogar durch zahlreiche Ratschläge und Lösungsvorschläge den Weg. Weibliche Verhaltensmuster und verinnerlichte psychische Strukturen werden als durch die kulturelle Norm vermittelte sichtbar gemacht.

Der Begriff der ‚guten‘ Mutter hat in den verglichenen Texten ganz unterschiedliche Konnotationen, was durchaus den sozialen Verhältnissen in den Ursprungsländern entspricht. In der deutschen Gesellschaft verhält sich der veranschlagte Grad an Güte proportional zur Zugänglichkeit der Mutter. Bei den verschiedenen Gruppen von Müttern, die hier wie auch in vielen anderen Beispielen der Frauenpopulärliteratur¹⁷ satirisch geschildert werden, geht es immer nur um den *Grad* der Aufopferung für das Wohl des Kindes. Die oft gelungene Karikatur verschiedener Muttertypen enthält zwar Elemente kritischer Distanzierung, doch entstammt sie gleichzeitig einer Position der selbstgewählten Unterlegenheit. Satire wird somit auch eingesetzt als Strategie der Rechtfertigung der weiblichen Unterwerfungsbereitschaft.

Für Schweden spricht die Soziologin Ylva Elvin-Nowak von zwei Idealen (vgl. S. 12): dem Zugänglichkeitsideal *und* dem Gleichberechtigungsideal. Scheint für deutsche Verhältnisse die Zugänglichkeit der Mutter entscheidendes Kriterium für ihr ‚Gütezeichen‘, so gehen in Schweden beide Ideale in den Begriff der ‚guten Mutter‘ ein.

Genau wie Hintze schildert, ist die Erwerbstätigkeit somit keine subjektive Wahl der Frau, sondern Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit und

¹⁷ Beispiele hierfür sind u.a. die Roman von Eva Heller und Hera Lind. Vgl. Frisch 2003: S. 139ff.

somit soziale Norm. Die Kita ist darum keine Notlösung für eine Frau, die wie bei Fröhlich egoistischen, irrationalen Bedürfnissen nachgeben will, sondern ein Ort, an dem der Staat familiäre Funktionen übernommen hat, die weit über die Verwahrungsfunktion hinausgehen. Bei Hintze werden die pädagogischen Effekte der Kita anschaulich geschildert. Somit ist sowohl eine Quelle für Schuldgefühle verschwunden als auch ein Anlass für den Mütterkrieg darum, wer die beste Mutter sei.

In der literarischen Gestaltung der Romanfiguren spiegeln sich die oben ausgeführten inhaltlichen Unterschiede. Zu Fröhlichs essentialistischem Ansatz passt die grobe Typisierung ihrer Figuren, denen, zu Karikaturen erstarrt, kein Raum für Entwicklung zugestanden wird. Gegenüber der Statik bei Fröhlich sind die Figuren bei Hintze facettenreicher und differenzierter. Eine Entwicklung findet statt, sowohl der Charaktere als auch ihrer Beziehungen zu einander.

Obwohl beide Romane einem leicht gängigen Literaturgenre zuzurechnen sind, stellen sich doch bei näherer Untersuchung recht bedeutende Unterschiede heraus. Dies bezieht sich nicht nur auf die inhaltliche Ausrichtung, sondern auch auf die entsprechende literarische Gestaltung. Deutlich wird auch, dass sich Literatur vor dem jeweiligen nationalen Hintergrund ganz unterschiedlich am Genderdiskurs beteiligen kann. Der komparative, kontrastierende Blick lässt deutlich werden, wie unterschiedlich politische, ideologische und moralische Perspektiven im gesellschaftlichen Kontext literarisch erprobt werden.

Populärkultur „verbraucht sich schnell und ist geprägt von einer verheerenden Kurzsichtigkeit“. So zwei Redakteure des schwedischen Kulturmagazins *ODD* in einer Debatte über Hoch- und Populärkultur in *Dagens Nyheter*.¹⁸ Was hier negativ gefasst ist, könnte auch positiver ausgedrückt werden: Populärkultur reagiert unmittelbar auf anhaltende aktuelle Debatten. Themen werden aufgegriffen, die lebhaft in den Medien diskutiert werden, weshalb Populärkultur ein bedeutendes Aktualitätspotential aufzuweisen hat. Populärkultur wird somit wichtiges kulturelles Ausdrucksmittel, das Einsichten in gesellschaftliche Strömungen und Tendenzen vermittelt – auch das müssen die oben zitierten Verfasser eingestehen (Leopold 2006: 6).¹⁹ Denn deutlich sind die Parallelen zum oben vermittelten Pressediskurs: der Egoismus der Frau/(Raben-)Mutter in ihrem Streben nach Erwerbstätigkeit, sprich Karriere, die Aufsplitterung von Müttern in verschiedene konkurrierende Gruppen, die Verhöhnung des Neuen Vaters als Illusion, die Verlagerung der Kind-Beruf-Problematik auf die private Ebene, womit sie für die Mutter eine zum Scheitern verurteilte Privatangelegenheit wird. Karen Pfund verweist auf den für deutsche Verhältnisse allgemeingültigen Charakter dieses Widerspruchs:

¹⁸ „[...] den [populärkulturen] bär på en glömska och en kortsiktighet som kan vara förödande.“

¹⁹ „Den [populärkulturen] är dagens viktigaste kulturuttryck [...]“

Die einen [Mütter] müssen arbeiten, weil keine Pause möglich ist oder das Geld nicht reicht, die anderen – nach allen Umfragen weit zahlreicheren – würden gern arbeiten und können es nicht, weil sie keine Betreuungsmöglichkeit für ihr Kind finden. In Deutschland gelten diese Widersprüche als Privatangelegenheit, als Preis, den eine Frau, die Kinder will, nun mal zahlen muss. Und jede Mutter verzweifelt auf ihre eigene Weise an der Situation und an den Entscheidungen, die sie treffen muss (Pfundt 2004: 100).

Im schwedischen Text macht sich dagegen der Staatsfeminismus geltend, in diesem Fall vor allem die sozial anerkannte Norm der Erwerbstätigkeit der Mutter, wodurch dem Staat die Verantwortung für gewisse familiäre Pflichten übertragen worden ist. Die Sozialisierung der Kinderbetreuung ist, wenn auch nicht gänzlich frei von Kritik, allgemein anerkannt. Die Kind-Beruf-Problematik ist damit deprivatisiert und in die Öffentlichkeit gezwungen worden. Dieser Hintergrund sensibilisiert für die im Text klar hervortretende sozialkonstruktivistische Perspektive und die sozialkritischen Ansätze.

Deutlich wird auch die unterschiedliche Gewichtung im Gefüge Staat – Individuum – Familienkollektiv in den beiden Ländern. Die Mutter wird im deutschen Diskurs stärker angehalten, sich in ihrer Funktion als Mutter dem Kollektiv Familie unterzuordnen. Im Gegensatz dazu wird im schwedischen Diskurs den Müttern weitaus größerer individueller Spielraum gelassen, was in Hintzes Roman deutlich durch Sarahs individualistische Perspektive zum Ausdruck kommt.

Doch sollte man Fröhlichs Roman zumindest die Möglichkeit eines kritischen Infragestellens zugestehen, was vor allem durch die starken Karikierungen gelingen kann. Dies ist allerdings weitgehend von der Rezeption abhängig. Identifiziert man sich mit Andrea, wird man auch ihre Auffassungen und Ratschläge aufnehmen, sieht man sie als Typus oder Karikatur, wird man das kritisch-satirische Element nicht übersehen. Dabei darf die der Ironie inhärente Ambivalenz nicht vergessen werden, die einer Undeutlichkeit von Positionen dienen kann. Marktstrategisch kann diese Ambiguität von Vorteil sein, denn man erweitert damit den potentiellen Leserinnenkreis beträchtlich und kann mit der unangestregten Leserinnenidentifikation rechnen.

Könnten die karikativen Elemente bei Fröhlich auch als subversive Performanz verstanden werden, wobei diskursive Tendenzen so stark überfrachtet werden, dass die satirisch-kritische Stoßrichtung zum Tragen kommt? Ein Indiz dafür könnte sein, dass nicht nur Fröhlich, sondern auch Pia Hintze großen Erfolg in Deutschland hat.²⁰ Auch die Popularität zahlreicher schwedischer Kriminalromane könnte in den optimistischen Genderkonzepten eine Ursache haben. Hierauf wird im nächsten Abschnitt eingegangen.

²⁰ Der Vorgänger des hier besprochenen Romans *Der Schnuller-Schock. Mein erstes Jahr als Mutter* (Pia Hintze zus. mit Stefanie Werner, 2003, schwedisch: *baby blues*) ist in Deutschland ein großer Erfolg.

Der Schwedenkrimi als Identifikationsangebot für deutsche Leserinnen

Der Kriminalroman ist ein internationales Genre mit langer Geschichte. In den letzten Jahrzehnten hat diese literarische Gattung nicht nur einen quantitativen Boom, sondern auch eine qualitative Aufwertung bei gleichzeitiger Auffächerung der Neuansätze erfahren. Der ‚Frauenkrimi‘ hat sich in diesem Zusammenhang eine eigene Nische geschaffen, in dem sowohl Autor als auch Protagonist weiblichen Geschlechts sind. Doch bezieht sich der Genderaspekt nicht nur auf die Geschlechtszugehörigkeit. Wenn man Untersuchungen zum Kriminalroman heranzieht, könnte man mit Fug und Recht von einer Feminisierung sprechen, die sich auf die inhaltliche Gestaltung bezieht. Der psychologisch-zwischenmenschliche Bereich nimmt bei allen Figurenkategorien, Tätern, Opfern und Ermittlern, immer größeren Raum ein. Und dieser Raum ist soziokulturell weiblich besetzt. Man geht sogar so weit, das traditionelle Täter-Opfer-Verhältnis umzukehren und den Täter als das eigentliche Opfer darzustellen. Die Ermittler dagegen sind nicht mehr eindeutig den aktionistischen Helden der „hard-boiled school“ zuzurechnen, sie können sich zu facettenreichen Persönlichkeiten entwickeln, die Schwächen und ein kompliziertes Privatleben haben (vgl. Nusser 1992: 138ff). Ähnlich argumentiert Evelyne Keitel, wenn sie feststellt, dass es vor allem weiblichen Krimiautoren der 50er bis 70er Jahre eher um „die innere Motiviertheit“ als um „äußere Konsequenzen“ des Verbrechens gehe, wobei die Konventionen der Gattung unterlaufen würden. Nicht das „Entschlüsseln eines Rätsels“ stehe im Vordergrund, sondern „psychologische Konstellationen“ und „Psychopathologien“ (Keitel 1999: 183), wobei der Schluss häufig offen bleibe. Das traditionelle Who-done-it-Konzept habe an Bedeutung verloren, statt dessen sei der Täter von Anfang an bekannt.

Seit den späten 70er Jahren gibt es die „neuen Detektivinnen“ mit den amerikanischen Vorbildern, einem „wild zusammengewürfelten Haufen. Sie sind heterosexuell oder lesbisch; Weiße, Indianerinnen oder Schwarze; arm, reich oder Sozialabsteigerinnen“. Sie machen Fehler, „sie altern und reifen“. Sie sind „Einzelgängerinnen und Einzelkämpferinnen“, stark und selbstbewusst mit einem gebrochenen Verhältnis zu Männern, mit denen Verständigung kaum möglich sei, da sie in einer anderen Welt lebten. Deshalb haben sie zu Frauen „ein weitaus besseres Verhältnis“. Sie lösen die Fälle mit Kreativität und Intuition. Zusammenfassend lautet Keitels Fazit: „Die Kriminalromane von Frauen für Frauen sind Verständigungstexte“ (vgl. Keitel 1999: 186-189).

Mit diesem „zusammengewürfelten Haufen“, namentlich den drei Großen des amerikanischen Frauenkrimis, Patricia D. Cornwell, Sue Grafton und Sara Paretsky, setzt sich Sabine Vanacker näher auseinander. Sie betont, dass es sich keinesfalls nur darum handele, männliche Actionhelden mit weiblichem Vorzeichen zu versehen. Die weiblichen Krimihelden bewegten

sich in Ambivalenz, einem Spannungsfeld der Applizierung und gleichzeitigen Infragestellung von Männlichkeit. Sie repräsentierten einerseits den Typus der Powerfrau, andererseits seien sie nicht nur Äquivalente ihrer männlichen Pendants. Mut und Offensivität gingen Hand in Hand mit Verletzlichkeit, einer Kombination, die sie zu einem faszinierenden dynamischen Leitbild mache, das darauf bestehe, traditionell männliche Attribute mit traditionell weiblichen zu kombinieren (vgl. Vanacker 1997: 65-67).

Auch unterscheiden sich die weiblichen Helden in der Art der Wahrheitsfindung von ihren männlichen Kollegen. Im Gegensatz zum ‚männlichen‘ objektiven und distanzierten Wissen lösten Frauen die Fälle mit Empathie und subjektivem Engagement (vgl. Vanacker 1997: 71-79). Damit erweisen sie sich als Spezialistinnen für Emotionen und psychologisches Einfühlungsvermögen.

Doch scheint dieses innovative Konzept in der Konsequenz ganz aus traditionellen Genderstrukturen heraustreten zu wollen. Man setzt auf familiäre Gegenwelten in Gestalt von Freundinnen und einem feministischen Netzwerk, das vor Sexismus und männlichem Machtmissbrauch schützen kann.

In Skandinavien und vor allem in Schweden sind die oben beschriebenen feminisierenden Tendenzen stark aufgegriffen worden und ließen den ‚Schwedenkrimi‘ zu einer eigenen Gattung werden, die in Deutschland viel beachtet und bewundert wird.

Die Frauenfiguren entsprechen den oben beschriebenen Feminisierungstendenzen, aber sie erweitern das weibliche Konzept mit Mutterschaft: Im ‚Schwedenkrimi‘ sind Ermittlerinnen auch Mütter. Ihr anspruchsvoller Beruf schließt ein Privatleben und Mutterschaft nicht aus. Diese Konstellation ist beachtenswert, denn das oben beschriebene Austreten aus traditionellen Familienzusammenhängen scheint im Schwedenkrimi überwunden zu sein. Die schwedische Heldin kombiniert ihren ‚toughen‘ Auftrag als Verbrechensbekämpferin mit liebevoller Fürsorglichkeit als Mutter bzw. stellt diese Kombination als anstrebenswert ins Zentrum. Nicht mehr der verbitterte Single mit ausgeprägter Beziehungsunfähigkeit macht die Protagonistin aus, sondern eine familiär verankerte Mutter mit Kindern unterschiedlichen Alters und deren banalen Alltagsproblemen. Die Außergewöhnlichkeit dieses literarischen Typus war beispielsweise Liza Marklund wohl bewusst. In einem Interview formulierte sie das deutlich: Die Frauenfiguren, die es bisher gab, zeichneten sich ihrer Meinung nach meistens durch Geschlechtsneutralität aus, sie waren alleinstehend, und die Männer gingen in ihrem Leben ein und aus. Sie sehnte sich dagegen nach einer Heldin, die wie sie selbst war: ‚hart arbeitende Frauen im Beruf mit Männern und Kindern und Abzahlungen und Essstörungen und einem maßlosen Appetit auf das Leben‘.²¹ Ähnlich wie Marklund haben viele andere schwedische Autorinnen dieses erfolgreiche Mutterkonzept in Kriminalliteratur aufgegriffen.

²¹ Vgl.: Frisch 2003: 136.

Drei Romane habe ich zur näheren Untersuchung ausgewählt, in denen das Genderkonzept einerseits wichtiger Bestandteil der Handlung ist, andererseits wird es auf verschiedene Weise literarisiert.²² Alle Texte stammen von Autorinnen der jüngsten Schweden-Krimi-Generation und thematisieren Konzepte von Mutterschaft:

1. Liza Marklund: *Nobels Testamente*, 2006 (deutsch: *Nobels Testament*, 2007).
2. Karin Wahlberg: *Flickan med Majblommorna*, 2004 (deutsch: *Tödliche Blumen*, 2005).
3. Helene Tursten: *Eldsdansen*, 2005 (deutsch: *Feuertanz*, 2006).

Gleichgewichtsübungen: Liza Marklund, Nobels Testament

Auch in diesem Roman, dem sechsten mit der Journalistin Annika Bengtzon als Protagonistin, wird das Geschlechterverhältnis spannungsreich geschildert. Die Bemühungen von Annika und ihrem Mann Thomas, sich die familiären Aufgaben partnerschaftlich zu teilen, drohen immer wieder zu scheitern. Trotzdem wird ihr Anspruch nie in Frage gestellt. Annika widmet sich leidenschaftlich ihrem Beruf. Gleichzeitig versucht sie, ihrer Rolle als Mutter und Ehefrau gerecht zu werden. Im Berufsleben ist sie selbstbewusst und offensiv, im privaten Bereich eher weich, mitfühlend und oft den Tränen nahe. Das bezieht sich allerdings in erster Linie auf die Kinder. Die Beziehung zu ihrem Mann wird eher als zäher Krieg der Geschlechter dargestellt, in dem um alte und neue Arbeitsteilung gekämpft wird. Eine Kluft besteht nicht nur *zwischen* den Geschlechtern, sondern jede Figur ist in sich ambivalent und ringt um Ausgeglichenheit. Marklund macht das deutlich an kleinen Szenen aus dem Alltag:

Als Annika z.B. eines Nachts spät nach Hause kommt – gerade ist sie Zeugin eines brutalen Mordes gewesen – will ihr Mann Thomas, der lange auf sie gewartet hat, ihr auf nach seinem Verständnis männliche Beschützerart Trost und Geborgenheit geben. „Nun hatte er endlich die Chance sie zu trösten“ (52).²³ Doch sie kann darauf nicht eingehen, kann sich nicht in der Rolle der schutzbedürftigen, schwachen Frau zurechtfinden: „Sie entzog sich ihm, griff nach ihrer Jacke und ging hinaus in den Flur“ (52).²⁴ Sie schafft deutlich Distanz, worauf er enttäuscht und wütend reagiert: „Der Abstand,

²² Zahlreiche weitere Beispiele könnten hier sicherlich angeführt werden, z. B. Camilla Läckbergs Roman *Stenhuggaren*, Stockholm 2005, in dem ein breites Repertoire an Mutterfiguren präsentiert wird, sowohl solche, die ihre Rolle missbrauchen, als auch solche, die von Ambivalenz und Unsicherheit geprägt sind.

²³ „[...] han fick chansan att trösta henne.“

²⁴ „Hon drog sig undan, böjde sig efter sin jacka, reste sig och gick ut mot hallen.“

den sie zwischen sich und Thomas legte, weckte seine Irritation aufs Neue, gemischt mit Enttäuschung und Wut“ (52).²⁵

An anderer Stelle bringt der ‚Neue Vater‘, Thomas, die Kinder morgens in die Kita, damit Annika ausschlafen kann. Doch hat er seine neue Identität im Rahmen der Familie offenbar noch nicht gefunden: „Gereiztheit schlich sich immer öfter ein, scheuerte wie ein Stein im Schuh. Dass sie nicht daran dachte, dass sie verheiratet war und Kinder hatte“ (51).²⁶ Hier geht es also einmal nicht um die Abwesenheit des Vaters, sondern der Mutter. Neue Rollen kristallisieren sich heraus, aber nicht ohne Irritation und Friktion.

Annika Bengtzons Leben ist ein ständiges Überschreiten der Grenzen zwischen privatem und öffentlichem Feld, was für sie und ihre Familie zu Spannungen und Reibungen führt und für sie eine ständige Quelle von Disharmonie ist.

Die Schwierigkeit, sich nach einem aufregenden Arbeitstag auf die Kinder umzustellen, wird deutlich von Marklund herausgearbeitet. Ständig gesellen sich zur Liebe zu den Kindern die Schuldgefühle, sie zu vernachlässigen. Die anspruchsvolle Arbeit und die Erwartungen von zwei kleinen Kindern treiben die dargestellte Mutter an den Rand der Erschöpfung. Als sie z.B. eine Zeichnung von ihrer Tochter bekommt, ist sie vor Rührung den Tränen nahe. In einer anderen Alltagsszene kommt der Geschlechterkampf eindrucksvoll zum Ausdruck: Obwohl sich Annika bemüht, alles perfekt für das familiäre Abendessen vorzubereiten – „sie hat gerade den Tisch gedeckt und Kerzen angezündet, als Thomas nach Hause kam“ (77)²⁷ – erweist sie sich als ‚unzureichend‘, da sie den Salat vergessen hat. Nachdem er abschätzig den Tisch überblickt hat, sagt er vorwurfsvoll: „Wir waren uns doch einig, dass es zu jeder Mahlzeit Salat geben soll“ (77).²⁸ Sie hat also ihren Teil des Abkommens, des Geschlechterkontrakts, nicht eingehalten.

Annika ist offenbar zweigeteilt: Sie ist eine leidenschaftliche, energische Journalistin, die mit großem Engagement ihrem Beruf nachgeht, in der Familie ist sie dagegen eher die konventionelle Mutter: weich, emotional und dienstleistend, wenn auch widerstrebend. In ihrem Kampf um Balance zwischen Arbeit und Familie ist sie noch weit vom Ziel entfernt.

Doch neben Schuldgefühlen den Kindern gegenüber fühlt sie auch Erleichterung darüber, dass ihr die Last der Verantwortung für die Kinder abgenommen wird: „Wenn sich die Tür der Kita hinter ihr schloss, erfüllte sie immer die gleiche enorme Erleichterung. Ozeane von Stunden mit ungebro-

²⁵ „Avståndet hon lade mellan dem väckte irritationen igen, blandad med besvikelse och ilska.“

²⁶ „Irritationen smög sig på honom allt oftare, låg och skavde som en sten i skon. Att hon inte tänkte på att hon var gift och hade barn!“

²⁷ „Hon hade precis dukat bordet och tändt ljus när Thomas kom hem.“

²⁸ „Vi hade ju kommit överens om att ha grönsaker till varje måltid.“

chener Konzentration lagen vor ihr [...]“ (104).²⁹ Obwohl es Annika nicht gelingt, harmonische Lösungen für ihren Alltag zu finden, steht es völlig außer Frage für sie, die Arbeit aufzugeben. Eine Beschäftigung außerhalb der Familie ist unabdingbarer Teil ihrer Identität geworden. Dies wird deutlich, als sie für einige Monate zwangsbeurlaubt wird. Obwohl sie finanziell versorgt ist, will sie nicht zu Hause bleiben und zieht Universitätsstudien in Erwägung. Folgendes Resümee zieht sie aus ihrem bisherigen Leben:

„Die Kinder waren am wichtigsten, ganz klar, und Thomas. Es fiel ihr nicht leicht, ihnen gerecht zu werden. Aber wenn sie es überhaupt schaffen sollte, brauchte sie mehr als Haus und Rasen, sie musste etwas finden, für das sie sich engagieren konnte“ (215).³⁰

Deutlich kommt zum Ausdruck, dass Erwerbstätigkeit zum unabdingbaren Bestandteil eines erfüllten Lebens geworden ist.

Ein facettenreiches Angebot: Karin Wahlberg, Tödliche Blumen

Tödliche Blumen ist Karin Wahlbergs vierter Roman über Kriminalkommissar Claes Claesson und seine Kollegen. Die Genderthematik wird ähnlich wie bei Marklund aufgegriffen, doch scheinen Ambivalenz und Gespaltenheit, die sich bei Marklund in einer Person zeigen, bei Wahlberg auf mehrere Frauenfiguren verteilt zu sein.

Eher eine Randfigur ist die Mutter der zwölfjährigen Viktoria. Sie repräsentiert die alleinstehende überforderte Mutter, die es nicht schafft, ihren eigenen Erwartungen als Mutter zu entsprechen, sich ständig unzulänglich fühlt und von Schuldgefühlen geplagt ist, was sie so stark einnimmt, dass sie wirklich versagt: Sie merkt nicht, dass die Tochter von ihrem Freund sexuell missbraucht wird. Diese Situation wird aus der Perspektive der Tochter geschildert, die unter der Last an Verantwortungsgefühl für die unfähige Mutter stark leidet: „Mama schaffte es nicht. Sie heulte ja nur. Sie war ja völlig am Ende, stöhnte und seufzte am Telefon, wenn sie mit Eva sprach. Dauernd sprach sie mit Eva“ (10).³¹ Hier wird eine Konstellation geschildert, die das wohlbekannte Dilemma der brüchigen Kernfamilie mit überlasteten alleinstehenden Müttern veranschaulicht.

Dabei belässt es aber Wahlberg nicht. Ein Identifikationsangebot verkörpert die Ärztin Veronika Lundborg, vielleicht ein Alter-Ego der Autorin, die ebenfalls als Ärztin an der Universitätsklinik in Lund arbeitet. Sie repräsentiert die hoch ausgebildete, emanzipierte Frau, die in einer gut funktionierenden partnerschaftlichen Beziehung mit Kommissar Claesson lebt. Auch

²⁹ „När dagisporten gick igen efter henne fylldes hon alltid av samma enorma lättnad. Oceaner av timmar med obruten koncentration låg framför henne [...]“

³⁰ „Barnen var viktigast, helt klart, och Thomas. Hon var inte särskilt bra på att ta hand om någon av dem. Men om hon skulle orka behövde hon något mer än huset och gräsmattan, hon måste få engagera sig i någonting.“

³¹ „Mamma orkade inte. Hon grät mest hela dagarna. Var helt slut som människa, suckade hon i telefonen när hon pratade med Eva. Hon pratade med Eva nästan jämt.“

für sie ist die Arbeit ein nicht wegzudenkender Teil ihres Lebens und ihrer Identität. Schon mittleren Alters lässt sie sich noch einmal mit einem neuen Partner auf die Mutterschaft ein. Doch selbstverständlich kehrt sie nach der einjährigen Elternzeit an den Arbeitsplatz zurück, wenn auch mit gemischten Gefühlen: Wie wird man ihr nach einem Jahr begegnen? Was hat sich verändert? Wird sie mit neuen Kollegen gut auskommen? Sie ist sich also eventueller Komplikationen bewusst, die auch nicht lange auf sich warten lassen. Dennoch steht sie dem Wiedereintritt ins Berufsleben positiv gegenüber: Nach fünf Tagen Arbeit war sie eigentlich nicht müde, „eher angeregt, sie ging auf Hochtouren durch all die plötzlichen von außen kommenden Stimuli, die sie sich abgewöhnt hatte. [...] Sie arbeitete gern“ (26).³² Gleichzeitig hat sie es nicht verlernt, romantisch zu sein, und erlaubt sich traditionelle „Kleinmädchenträume“, als sie mit ihrer erwachsenen Tochter ihr Brautkleid kauft. Für einen Tag will sie „Prinzessin sein, wenn auch nur für einen Tag. Sicherlich etwas spät. Aber für vieles war es trotz allem im Leben nie zu spät“ (278).³³

Ihr Mann Claes präsentiert sich als ‚Neuer Vater‘, der jetzt das Kind betreut und die Möglichkeit der Elternzeit weidlich ausnutzt. Seinen Kollegen erscheint dies noch recht ungewöhnlich. Aber Claes hat keine Bedenken. „Sie würden sich daran gewöhnen, sowohl dass er nicht mehr zugänglich war, als auch dass Louise jetzt das Kommando übernommen hatte“ (39).³⁴ Verschiedene Komponenten laufen hier zusammen, die den Genderaspekt mit sozialer Hierarchie verknüpfen. Claes ist nicht nur Mann, er hat darüber hinaus eine leitende Position und wird ferner während seiner Abwesenheit von einer Frau ersetzt. Dies wird nicht als selbstverständlich vorausgesetzt, sondern als gewöhnungsbedürftig bei gleichzeitiger prinzipieller Akzeptanz.

Claes ist seiner neuväterlichen Aufgabe voll gewachsen, so schildert es Wahlberg. Er trifft die richtigen Entscheidungen, als die Tochter krank wird. Er ist ein selbständiger Vater, zu dem die Mutter volles Vertrauen haben kann und auch hat, auch wenn sie das ein wenig Überwindung kostet. Das wird deutlich, als sie eines Abends nicht zu Hause ist: Sie dachte „zum xten Mal an Klara diesen Abend, aber Claes schafft es schon, das entschied sie für sich selbst“ (55).³⁵ Sie entspricht damit nicht dem Frauenklischee der

³² „I fem dagar, måndag till fredag, hade hon nu gått upp tidigt och kommit hem sent. Hon var egentligen inte trött, snarast uppjagad, gick på högvarv av all plötslig yttre stimuli som hon hunnit vänja sig av med. Men snart skulle hon vara inne i trallen. Hon tyckte om att arbeta.“

³³ „Bejaka den gamla men för länge sedan insomnade flickdrömmen att vara prinsessa, om så bara för en dag. Förvisso i en senkommen form. Men mycket i livet var, trots allt, aldrig för sent.“

³⁴ „Claesson hade gått på en lång, lång föräldradighet. Åtminstone uppfattades det så. Denna nymodighet bland de manliga poliserna på Claessons nivå hade givetvis inte passerat okommenterad. Men de skulle vänja sig, både vid att han inte fanns tillgänglig och vid att det var Louise som tagit över [...]“

³⁵ „[Hon] tänkte [...] på Klara för femtioefte gången denna kväll, men Claes redde upp situationen, bestämde hon sig för.“

unentbehrlichen Mutter, die dem Mann bemutternde Aufgaben nicht zutraut und sich deshalb immer wieder selbst in die Verantwortung für das Kind zwingt.

Auch Claes entspricht nicht dem stereotypen Bild eines Mannes, der unfähig ist, kompetente Hausfrauen- und Mutterarbeit zu leisten: Die Waschmaschine wird z.B. erst angestellt, wenn sie voll ist (297). Nachts steht er auf und kümmert sich um das weinende Kind (315). Er genießt sogar seine Vaterpflichten, für ihn war die Elternzeit wie ein verlängerter Urlaub, und die von Veronika prophezeite Langeweile, „dieses Gefühl außen vor zu sein, der Mangel an Kontakt mit Erwachsenen, die Sehnsucht nach wichtigeren Aufgaben“ (185)³⁶ bleibt aus.

In der dritten Frauenfigur, der Kriminalinspektorin Louise Jasinski, ist das Verhältnis der Geschlechter zueinander weniger partnerschaftlich gestaltet. Jasinski entspricht am ehesten Marklunds Protagonistin Annika Bengtzon: öffentlich die Powerfrau und privat sehr verletzlich. Louise lebt in Scheidung und durchläuft gerade den Prozess der Loslösung von dem Vater ihrer jugendlichen Töchter, der sie verlassen will. Sie empfindet noch viel für ihn, aber gleichzeitig wächst in ihr ein Gefühl der Stärke und der Unabhängigkeit: „So merkte sie zum ersten Mal, dass sie am liebsten wollte, dass er ging, sie verließ.“ Sie wollte nicht betteln und Selbsterniedrigung vermeiden: „Es war doch am schönsten, selbst das Haus abzuschließen.“ Die Quelle der Stärke ist ihre Arbeit: „Sie hatte jetzt Verantwortung. Hatte einen harten Job. Begrüßte die Herausforderung“ (36).³⁷ Gleichzeitig schämt sie sich ihrer eigenen Schwäche, sich ihm noch einmal hingegeben zu haben, so sehr, dass sie nicht einmal ihren Freundinnen davon erzählen kann (36).

Hier wird eine Frau auf dem Weg zu Unabhängigkeit und Selbständigkeit geschildert. Gleichzeitig ist sie verantwortungsbewusste Mutter, die sich mit großer Empathie um ihre beiden pubertären Töchter kümmert (46).

Am Arbeitsplatz ist Louise eine respektierte Kollegin und Chefin. Ihre Qualifikation wird nicht von den Kollegen in Frage gestellt, obwohl Wahlberg gleichzeitig andeutet, dass Diskriminierungen dieser Art keineswegs selten sind und von vielen Ermittlerinnen erfahren worden sind (40).

Auch hier wird herausgestellt, dass eine leitende berufliche Position für eine Frau nicht im Widerspruch zur Mutterschaft steht und dass Unabhängigkeit und Selbständigkeit vereinbar sind mit der Identität einer liebevollen, verantwortungsbewussten Mutter.

³⁶ „Alltså hade han varken börjat lida eller ledas, varför han nu skulle göra det, men i stort sett alla påstod att det skulle komma. Vänta bara! Sa Veronika. Det kommer krypande: småtråkighet, utanförskapet, bristen på vuxenkontakter, längtan efter tyngre och mindre självklara uppgifter än hem och barn. Vänta bara! Så han väntade.“

³⁷ „Men så märkte hon, för första gången, att hon faktiskt helst såg att han gick, att han lämnade henne. Inte ens en kram ville hon tigga sig till. Inget klängande. Ingen förnedring. Det var skönast att ensam få läsa om huset. Hon hade ansvar nu. Hade ett tufft jobb. Tyckte om utmaningen.“

Muttersorgen gehören dazu: Helene Tursten, Feuertanz

Auch mein drittes und letztes Beispiel, ein Roman der Autorin Helene Tursten, ist recht bekannt beim deutschen Publikum. Ihre Protagonistin, Kriminalkommissarin Irene Huss, ist ebenfalls nicht nur engagierte Verbrechensbekämpferin, sondern auch Mutter von Zwillingen. Ein Werbetext für *Feuertanz* in dem Frauenmagazin *Brigitte* hält es offensichtlich für wichtig, auf den privaten Raum zu verweisen: Sie sei „eine verteuftelt gute Polizistin, die mit privaten Problemen kämpft“.³⁸ Und aus Anlass der Verfilmung ihrer Kriminalromane wird die „Alltagspolizistin“ (vardagspolis) Huss charakterisiert als „einfühlsame Mutter zweier Kinder, die mit dem Koch Krister verheiratet und Frauchen des Hundes Sammie ist“. Die Autorin habe beabsichtigt, dass Leserinnen selbst in die Rolle der Polizistin schlüpfen und mit ihren Augen sehen können, heißt es in einer Rezension (Wennö 2007).³⁹ In ihrem neusten Krimi sind Huss' Töchter fast erwachsen. Doch der Rückblick im Epilog, der ca. 15 Jahre zurückliegt, gibt wichtige Aufschlüsse über das Familienleben. Vater Huss, Krister, erklärt bei einem Anstellungsgespräch als Koch ausdrücklich, nur Teilzeit arbeiten zu können: „Meine Frau ist Polizistin. Nach Neujahr fängt sie als Kriminalinspektorin [...] an. Da gibt es keine Teilzeitstellen, deshalb muss ich die Arbeitszeit reduzieren, wegen unserer Töchter“ (22).⁴⁰ Was hier als kleiner Nebenaspekt in der sonst spannenden Krimihandlung erscheint, verdient hervorgehoben zu werden. Sowohl in Deutschland als auch in Schweden wird Teilzeitarbeit überwiegend von Frauen ausgeführt. Bei Tursten wird die Frage der Teilzeit nicht automatisch geschlechtsspezifisch entschieden, sondern nach dem Charakter der Arbeit.

Am Arbeitsplatz begegnet man Irene Huss 1990 allerdings noch nicht mit einer gleichberechtigten Einstellung: Ihr Chef reagiert gereizt auf ihr Geschlecht. „Er tat nichts, um seine Irritation darüber zu verbergen, einen weiblichen Inspektor bekommen zu haben. Zwei kleine Kinder hatte sie auch und das gefiel ihm gar nicht“ (17).⁴¹ Im Jahre 2005 scheint sich einiges geändert zu haben. Nun kümmern sich auch die Väter-Polizisten um die kleinen Kinder. Irenes Arbeitskollege Hannu, dessen Frau zugleich Kollegin ist, wird folgendermaßen in die Handlung eingeführt: „Er war gerade aus seiner Elternzeit zurückgekehrt, nachdem der kleine Timo ordentlich in der Kita eingeschult worden war“ (69).⁴²

³⁸ Vgl. *Brigitte*, 16/2006, S. 128.

³⁹ „Irene Huss är en inkännande tvåbarnsmamma som är gift med kocken Krister och matte till hunden Sammie.” ”Men om jag förstod henne rätt så har hon försökt göra så att läsaren ska kunna iklä sig rollen själv och se ut genom hennes ögon.“

⁴⁰ „Min fru jobbar som polis. Efter nyår börjar hon som kriminalinspektör på våldshoteln. Där finns inga deltidstjänster så det är jag som måste gå ner i arbetstid för flickornas skull.“

⁴¹ „Han gjorde ingenting för att dölja sin irritation över att ha fått en kvinnlig inspektör. Två småbarn hade hon också och det gillade han inte.“

⁴² ”Han var tillbaka på roteln efter sin pappaledighet och lille Timo var ordentligt inskolad på dagis.“

Auch für Irene Huss gehören berufliche und familiäre Identität unabdingbar zusammen. Sie ist nicht nur Kriminalkommissarin, sondern auch fürsorgliche Mutter. So gestaltet sie die Autorin Tursten, die immer wieder Gedanken und Sorgen um die nun 18-jährigen Töchter in die Krimihandlung einstreut und Huss' Identität als Mutter diskutiert. Huss ist nicht nur die hartgesottene Ermittlerin, sondern auch die Mutter fast erwachsener Kinder, die diese in die Selbständigkeit entlassen muss und darüber Verlustängste empfindet: Sie fühlte einen „Stachel von Verlust. Die Mädchen waren selbständig, hatten ihre Freunde und ihre Interessen. Die Gemeinsamkeit in der Familie war nicht mehr das Wichtigste. Irene vermisste die Gemütlichkeit am Wochenende, als die Mädchen noch klein waren“ (257).⁴³

Zwischenresümee

Bei allen drei Autorinnen lassen sich somit Frauenfiguren finden, in denen eine interessante berufliche mit einer mütterlich fürsorglichen Identität kombiniert wird.

Deshalb kann die schwedische Literatur hier Identifikationsangebote machen mit Familien- und Beziehungskonstellationen, die vor allem für Frauen und gerade für Frauen in Deutschland attraktiv sein können:

- Arbeit von Frauen wird in den schwedischen Krimis als sinnerfüllend und als Teil der weiblichen Identität geschildert.
- Karriere und somit beruflicher Erfolg und berufliche Entwicklung werden nicht mit negativen Vorzeichen versehen.
- Die Frau kann liebevolle Mutter *und* erfolgreiche Berufsfrau sein, das Gleichheitszeichen zwischen Karrierefrau und Rabenmutter ist verschwunden.
- Partnerschaftliche Beziehungen mit gleichberechtigter Arbeitsteilung sind aufgrund einer öffentlichen Kinderversorgung möglich.
- Dort, wo die Partnerschaft brüchig ist, wird der Kampf um Gleichberechtigung nicht als aussichtslos geschildert.
- Durch die Doppelidentität von Mutter und Ermittlerin wird die Festlegung von Frau – privat, Mann – öffentlich durchkreuzt und teilweise aufgehoben.
- ‚Neue Väter‘ werden präsentiert, die mit dieser Rolle nicht notwendigerweise ihre Männlichkeit einbüßen oder sich dem Gespött ihrer Umwelt aussetzen (vgl. S. 42 ff.).

Die Sicht auf die Familie ist in den schwedischen Beispielen zwar nicht harmonisch und konfliktfrei, aber die Perspektive ist bei weitem nicht ein

⁴³ „Samtidigt fanns där en tagg av saknad. Flickorna var så självständiga, hade egna umgängener och egna intressen. Det var inte längre samvaron inom familjen som var det viktigaste. Irene saknade helgmyset när flickorna var mindre.“

Ausblenden der Elternschaft, sondern deren Integration in die Handlung. Die oben beim amerikanischen Frauenkrimi konstatierte familiäre Gegenwart fehlt im schwedischen Kriminalroman. Auch die starke Abgrenzung von patriarchalen Strukturen und dem Mann schlechthin findet keine schwedische Entsprechung. Neben männlichen Chauvinisten gibt es nicht nur den gleichgestellten Lebenspartner, sondern auch die Rollengestalt des männlichen Kollegen und Freundes. Der Schwedenkrimi weist eine differenzierte Rollenliste auf, Polarisierungen werden vermieden und eine Reihe von Zwischen- oder Übergangsformen eingeführt.

Die von Vanacker und Keitel eingangs festgestellte ‚weibliche‘ Art der Wahrheitsfindung hat im Schwedenkrimi ihre soziale Verankerung und keinen differenzfeministischen Anstrich. Das private Umfeld der Familie verlangt Eigenschaften wie z.B. Empathie, Emotionalität und Kreativität, die nicht an das Geschlecht Frau gekoppelt sind, sondern sich auch in Männerfiguren finden lassen. Damit scheint ein ähnlich sozialkonstruktivistischer Ansatz durch wie bei Hintze.

Auch zum literarischen Genre ergibt sich eine Schlussfolgerung: Populäre Literatur hat nicht automatisch einen ideologisch reaktionären Charakter oder die Funktion, rückschrittliche Wertvorstellungen zu konservieren – ein Dogma, das vor allem in den 70er Jahren vorherrschend war und heute noch verbreitet ist. Populärliteratur kann subversiv oder visionär sein, Wünsche zum Ausdruck bringen und Alternativen aufzeigen. Die Popularität der hier präsentierten schwedischen Autorinnen in Deutschland ist somit ein Beispiel für gelungene interkulturelle Kommunikation durch Literatur. Doch bedeutet dies keineswegs, dass dieses ‚schwedische‘ Konzept durchgängig die Literatur zum Thema Mutter durchzieht. Marianne Fredriksson bietet ganz andere Identifikationsstrategien.

Der Mythos der Großen Mutter

Marianne Fredrikssons Popularität ist unbestritten. Sie gehört zu den Autorinnen, die die Welle schwedischer Literatur nach Deutschland eingeleitet haben. Da ihre Romane gleichermaßen in Schweden und Deutschland beliebt sind, wird ihr in dieser Untersuchung unter dem Aspekt der Interkulturalität besonderer Raum gewährt. Über die Textanalyse des Romans *Geliebte Tochter*⁴⁴ hinaus wird in einem Exkurs auf die unterschiedlichen Rezeptions- und Lesarten ihres Werks in beiden Ländern eingegangen.

Marianne Fredrikssons Roman *Geliebte Tochter* ist reich an Mutterfiguren. Bereits der Titel verweist auf eine Mutter-Tochter-Beziehung. Darüber hinaus treten drei weibliche Hauptfiguren auf, die sich alle stark über ihre

⁴⁴ 2001 in Schweden, 2002 in Deutschland/Hamburg erschienen. Die Zitate sind der deutschen Übersetzung entnommen.

Identität als Mutter definieren, zwar auf verschiedene Weise, doch mit der gleichen Grundstruktur von positiv verstandenen Wertvorstellungen.

Die Frau, die im Titel spricht, ist Elisabeth, die Mutter von Katarina. Letztgenannte befindet sich in einem Konflikt. Der Mann, von dem sie ein Kind erwartet, hat sie schwer misshandelt. In ihrer Familie, die aus Mutter, Bruder und dessen Familie besteht, versucht sie, sich zu erholen und einen Beschluss bezüglich des Kindes zu fassen. Wie in den meisten Romanen von Fredriksson wird dieser Prozess wie eine Therapie gestaltet, in der Katarina durch Gespräche vor allem mit der Mutter sich selbst begreifen und verstehen lernt. Die Autorin hat einen stringenten, gradlinigen Entwicklungsroman gestaltet, in dessen Verlauf Katarina der Kontakt zu ihrer ‚natürlichen‘ Mütterlichkeit gelingt, was sie wiederum dazu befähigt, von einer anfänglichen Ambiguität zu einer eindeutig bejahenden Haltung gegenüber der Schwangerschaft zu gelangen.

Katarina, die Tochter

Katarina sieht ihrer Rolle als Mutter mit großer Unsicherheit, ja geradezu panischer Angst, entgegen. Sie ist erfolgreich in ihrem Beruf als Architektin, hat also eine gediegene Ausbildung, die ihr eine Karriere ermöglicht hat. Sie wird als unabhängige, selbständige und vor allem in sexueller Hinsicht freie Frau in die Handlung eingeführt. Sie ist damit mit allen Attributen eines als modern verstandenen Frauentypus versehen.

Trotz ihrer ambivalenten Haltung dem Kind gegenüber wird bereits im ersten Satz mitgeteilt, dass sie es trotz eigener Zweifel und des mutmaßlichen Rats der Mutter auf die Welt bringen wird. Ein schwerwiegender Grund für die Geburt wird bereits im zweiten Absatz der ersten Seite genannt: Seit sie vor drei Jahren eine Abtreibung hat ausführen lassen, quält sie die Frage, „wer das Kind, das nicht hatte geboren werden dürfen, wohl gewesen sein mochte“ (7). Bisher hatte Katarina ein unbedarftes, bequemes Leben geführt, das ihr keinerlei Verantwortung abverlangte. Sie hat die Männer nach Belieben gewechselt, wobei ihr das Wichtigste ihre Freiheit und der kurzweilige Genuss waren. Deshalb trifft sie von Anfang an „ein Abkommen“ mit ihrem Liebhaber: „Ich habe ihm gesagt, dass ich frei sein und nur die gemeinsame Zeit genießen wolle, die uns geschenkt war“ (18). Sie „mochte“ eben Männer „und konnte jedes neue Verliebtsein unglaublich genießen“, was ihr in dem ländlichen Gebiet ihrer Heimat allerdings den Ruf der „Hure“ eingebracht hätte, wie sie vermutet (7). Katarina exponiert hier eine Lebenseinstellung, die von Egoismus, Unverbindlichkeit und sexueller Ausbeutung geprägt ist, eine Einstellung, die häufig eher Männern und der jungen ‚Spaß‘-Generation vorgeworfen wird.

Diese Lebensweise, in der es vor allem um neue sexuelle Techniken gegangen zu sein scheint (8), ist nun offenbar bedroht, was große Ängste auslöst. Katarina fürchtet sich vor „restloser Hingabe“. Ein Kind „an meiner Brust“, das sie „durch Nächte und Tage“ tragen müsste, erschreckt sie zu-

tiefst. Sie vermutet, dass sie nicht in der Lage sei, „die Bedürfnisse des Kindes“ zu erkennen und sich „wie verrückt nach dem Zeichentisch im Architektenbüro“ (8) sehnen werde. Auf dem Weg zu ihrer Mutter nimmt sie deren vernichtendes Urteil bereits vorweg: „Mutterschaft liegt dir nicht“ (9), hört sie sie sagen. Doch während des Gesprächs scheinen sich die Rollen zu vertauschen: Elisabeth tritt wie selbstverständlich gegen die Abtreibung ein, und Katarina übernimmt die Rolle der Zweiflerin: „Ich kann wahrscheinlich keine Muttergefühle entwickeln, und ich verstehe mich überhaupt nicht auf liebevolle Zuneigung. Das Einzige, worin ich bei einer Beziehung gut bin, ist Sex“ (21) lautet ihr selbsterniedrigendes Urteil. Mit Vehemenz versucht sie, ihre Mutter von ihrer Unfähigkeit zu überzeugen: „Ich fürchte, ich werde dem Kind schaden, begreif doch!“ (21).

Gleichzeitig scheint sie der Kinderwunsch zu beherrschen wie eine fremde, unbekannte Macht, „etwas“ in ihr will „dieses Kind“, und dieses „Etwas“ ist so stark, „dass ich mich nicht widersetzen kann“ (19). Der Kinderwunsch wird hier als natürlicher Trieb beschrieben, über den weder Verstand noch falsch verstandene – darüber lässt Fredriksson keine Zweifel – Emanzipationsprinzipien Macht haben. Katarina ist diesem Drang ohnmächtig ausgeliefert. So macht sie eine Entwicklung durch, die sie zur bedingungslosen Bejahung des Kindes führt, was im Geburtserlebnis kulminiert, das von ihr selbst wie eine religiöse Offenbarung erlebt wird, ihr das Gefühl gibt, „dass sie durch die eigene Seele gewandert ist und dass alles voll Licht war“ (252).

Elisabeth, die Mutter

Elisabeth ist die eigentliche Hauptfigur dieses Romans, das Sprachrohr einer positiv verstandenen Mutterschaftsideologie. Fredriksson hat sie mit großzügiger psychologischer Breite versehen. Ihr Psychogramm dient gleichzeitig als Schlüssel zum Verständnis von Katarina. Elisabeth ist Therapeutin und als Mutter selbstberufene Lehrerin ihrer Tochter.

Auch sie hat eine berufliche Karriere zurückgelegt, die allerdings geprägt war von schweren Hindernissen und hartem Kampf. Das Insistieren auf einen Beruf und die Ablehnung der traditionellen Mutter- und Hausfrauenrolle haben ihre Ehe zur Hölle werden lassen: „Abgründe von Angst, als die Liebe am Ende war, ständige Kränkungen, Alkohol, Misshandlungen [...]“ (15). Deshalb bekam sie in Familie und Umgebung den Stempel einer „unnatürlichen‘ Mutter“ (15), die die Pizza fertig kauft und keine Tischdecke auf den Küchentisch legt (27). Für sie ist die ‚gute Mutter‘ nicht diejenige, die sich durch ein schlechtes Gewissen (29) auszeichnet, sondern jemand, der sich nicht einmischt, Abstand hält und Respekt zeigt (32). Insofern repräsentiert Elisabeth eine Frau der neuen Frauenbewegung, die die traditionellen Geschlechterrollen umdefiniert hat und den steinigen Weg zu neuer Selbstentfaltung, wenn auch nicht geebnet, so doch zumindest eröffnet hat. Von diesem Kampf profitiert die Tochter, indem sie gewisse Freiheiten als selbstverständlich erachtet. Elisabeth hat ein ausgeprägtes Bewusstsein

von der Benachteiligung der Frau und ist nicht erstaunt, als die Tochter sich über die durch ihre Schwangerschaft verursachten, schwindenden Karriere-chancen beklagt: „Das nennt sich Frauenfalle’, sagte Elisabeth mit der Weisheit und Lakonie der erfahrenen Frau, ‚Jetzt bist du hineingetappt und musst die Konsequenzen tragen’“ (227).

Gleichzeitig stellt Fredriksson mit Elisabeth die mütterliche Intuition ins Zentrum einer positiv verstandenen Weiblichkeit. Elisabeth hört bereits am Telefon, „dass die Tochter ihr etwas sagen wollte, etwas Wichtiges“ (14). Als die Tochter bis zur Bewusstlosigkeit misshandelt wird, spürt sie es intuitiv und bittet den Sohn um Hilfe: „Mit Katarina ist was passiert, bitte, bitte. Du hast doch Schlüssel [...]“ (42). Sie vermittelt der Tochter aus eigener Erfahrung die ‚richtige’ Einstellung zum Mutterwerden, wie etwa den Körper sprechen zu lassen und der Intuition nachzugeben. Die Sprache zwischen Mutter und Kind findet über Körperlichkeit statt: „Was es braucht, ist Körperlichkeit, ist ununterbrochene Körpernähe. Und du weißt selbst, dass der Körper nur sehr schwer lügen kann“ (21). Ohne Worte, über sensuelle Bahnen, kommuniziert sie später mit ihrem neuen Enkelkind: „Den lieben langen Vormittag saß sie dann an der Wiege des Kindes. Was sich zwischen den beiden abspielte, würde niemand je erfahren, aber als das Kind aufwachte, lächelte es seine Großmutter an“ (262). Somit erhält Mütterlichkeit eine mystische, magische Aura, die sich offenbar nur jenseits von Ratio und Verbalität, dem männlichen Logozentrismus, entfalten kann und im Körper der Frau unmittelbar verankert ist. Obwohl auch Elisabeth eine moderne, emanzipierte Frau repräsentiert, scheint ein jungianischer, archetypischer Mutterbegriff durch, dessen Leuchtkraft sie auch an die nachfolgende Müttergeneration weitervermitteln will.

Konsequent erscheint, dass so ein Mutterbegriff mit einer deutlichen Ablehnung von Abtreibungen einhergeht. Bereits auf der ersten Seite stellt Katarina ihre Abtreibungserfahrung als traumatisch dar. Eine geradezu politische Stoßrichtung gegen das Recht auf Abtreibung erhält Elisabeths Kommentar zu ihrer eigenen Entscheidung: „Es ist das Schändlichste, was ich je getan habe, und ich habe mir nie verziehen“ (19). Sie überhöht den Eingriff als einen Angriff auf die Seele, als sie der Tochter ihre starke Reaktion erklärt: „Die Verächtlichkeit des Personals, der grobe Arzt, die Skalpelle, Spiegel, das grelle Licht bis hinein in die intimsten Bereiche. Manchmal glaube ich, dass dies der wahre Sitz der Seele ist. Bei uns Frauen.“ Damit werden die gebärenden Organe zum eigentlichen Zentrum von Weiblichkeit und deren Funktion, Kinder zu gebären, zur wesentlichen Aufgabe der Frau.

Die Beziehung von Mutter und Tochter ist von großer Empathie geprägt, wobei die Mutter diejenige ist, die der Tochter mit der Souveränität der Lebenserfahrenen die ‚richtige’ Einstellung zum Muttersein vermittelt. Katarinas Schwangerschaft eröffnet eine ganz neue Dimension in ihrer Beziehung: Das magische „Etwas“, das Katarina verspürt, lässt sie Teil der großen Muttergemeinschaft werden. Auch hier bedarf das Einverständnis keiner Worte.

Ein gemeinsames Lachen reicht, um zu spüren, „dass das Glück sie für einen Augenblick gestreift hatte“ (17). Hierzu passt Fredrikssons matriarchalische Perspektive: Mutter und Tochter ziehen zusammen, um sich gemeinsam dem Kind zu widmen – eine Perspektive, die für Katarina aber zudem die Kombination von Berufstätigkeit und Mutterschaft ermöglicht.

Erika mit dem „zweiten Gesicht“

Das Magisch-Intuitive der Mutterrolle erweitert sich zum Religiösen in der Figur von Erika. Durch sie vermittelt Fredriksson auch eine Differenzierung ihres Verständnisses von Mütterlichkeit. Ganz im Sinne der geistigen Mutterschaft nach Ellen Key braucht diese nicht unbedingt die biologische Bestätigung, sondern scheint dem weiblichen Geschlecht auch ohne leibliche Kinder innezuwohnen. Da Erika keine Kinder bekommen kann, hat sie zwei adoptiert.

Mit ihrer Schwiegermutter verbindet sie die übernatürliche Gabe zum „zweiten Gesicht“ (96). Dieses manifestiert sich durch besonders stark ausgeprägte Intuition, die fast schon den Charakter von prophetischen Fähigkeiten angenommen hat. Ohne Erklärung weiß Erika sofort, dass Katarina schwanger ist (96) und dass es sich dabei um ein Mädchen handelt (92).

Ausführlich berichtet Erika, wie sie zu ihren besonderen Fähigkeiten durch ihre Großmutter, die „Hexe auf dem Berg“ (192), gekommen ist. Diese lehrte sie in den Gesichtern zu lesen, statt auf die Worte der Menschen zu hören. Auch unter ihnen verlief die Kommunikation nonverbal. Wenn sie sich nachts auf schlafwandlerischen Ausflügen „im Mondschein in dem verwilderten Garten“ trafen, fiel nie ein Wort. Sie leben das religiöse Verständnis von Mystikerinnen des Mittelalters mit direktem, emotionalem Kontakt zu Gott, ohne „Gebete, [...] Andachtslieder oder Kirchenbesuche“, bzw. „oberflächliches Gerede“ (195). Erika kann Wetterveränderungen und Telefonanrufe vorausspüren (195) und hat die Gabe zum Healing von der Großmutter geerbt (196). Wissen vermittelt sich ihr durch Transzendenz: „Alles war für mich einfach, ich brauchte nur die Welt meiner Großmutter zu betreten“ (197). So gelingt es dann Erika auch, die Schwiegermutter durch Handauflegen zu heilen.

Die Übereinstimmung in weiblicher Essentialität in Form einer matriarchalen Genealogie wird symbolisch besiegelt durch den Namen des neugeborenen, nicht unerwartet weiblichen Wesens. Laila soll das Kind nach der ‚Hexengroßmutter‘ genannt werden: „Wer weiß, vielleicht gehen von manchen Namen magische Kräfte aus, und manche Fähigkeiten der alten Laila übertragen sich auf mein Kind“, hofft Katarina (255).

Männliche Verinnerlichung der geistigen Mutterschaft

Auch männliche Figuren werden in das oben umrissene Konzept der geistigen Mutterschaft einbezogen. Fredriksson zieht eine markante Trennlinie zwischen ‚guten‘ und ‚schlechten‘ Männern. Die schlechten sind gekenn-

zeichnet durch Aggressivität und Gewalttätigkeit, vor allem auch gegenüber Frauen und oft im Zusammenhang mit Alkohol. Drei Männer verkörpern diesen Typus. Dabei gesteht Fredriksson diesen Männern die Möglichkeit der Besserung und Lernfähigkeit zu. Deutliche Anzeichen sind bereits bei Katarinas Kindsvater und vor allem dessen Vater zu vermerken, der, natürlich durch die Hilfe einer Frau, so gut wie genesen ist.

Die guten Männer hingegen zeichnen sich vor allem durch die Nähe zu Gott, zur Kunst oder zum Kind aus. Sie weisen Eigenschaften auf, die Fredriksson durch die Frauenfiguren bereits eindeutig positiv konnotiert hat: Spontaneität, Intuition, Phantasie, Kreativität, Übernatürlichkeit, Geistlichkeit. Der ‚gute‘ Mann ist nicht der logozentrische, rationale, sondern der emotionale, der mit sogenannten weiblichen Eigenschaften versehen ist.

Die ‚gute‘ Weiblichkeit im Mann wird durch den Künstler Viktor Emanuel repräsentiert. Auch er hat direkten Kontakt mit seiner Intuition, für ihn die „dritte Wirklichkeit“ (224), die ihm in seiner künstlerischen Tätigkeit den Weg weist: „Etwas, was man einfach weiß“ (223). Viktor Emanuel ist ein Mann mit Einfühlungsvermögen, ein rücksichtsvoller Liebhaber, der nicht nur in erster Linie an seine eigene Befriedigung denkt wie andere Männer und Katarina selbst vor ihrer Läuterung. Sex und Schwangerschaft gehören für ihn, aus Angst ihr Schaden zuzufügen, nicht zusammen. Die Geburt ist ein großer Schock für ihn und er ist voller Bewunderung für das Durchhaltevermögen der Frauen: „[...] jetzt, wo er das alles gesehen hatte“, wollte er den Frauen „ihre Schrullen nachsehen“ (243). Durch die Teilnahme an der Geburt versteht er, „warum Frauen so sind, wie sie sind“: „widerstandsfähig wie Urgestein“ (245). Auch hier wird wiederum die Stärke und die Wesensart ‚der‘ Frauen direkt an den Gebärt gekoppelt. Ihre Stärke ergibt sich aus den Schmerzen, die sie bei der Geburt aushalten müssen: „Ich war überzeugt, dass sie sterben würde. Ich dachte, solche Schmerzen kann ein Mensch nicht überleben“ (245). Viktor Emanuel gehört zu den Männern, die den Gyno- eindeutig über den Logozentrismus stellen. Im Gegensatz zu ihm, der sich voller Bewunderung gegenüber den weiblichen Gebärfähigkeiten zeigt, empfindet der ‚schlechte‘ Mann, Jack, Abscheu bei der Vorstellung, dass aus Katarinas „wunderschönen Brüsten“ nun „Milch floss“ (274). Er sieht Brüste als reine Objekte der Befriedigung seiner sexuellen Lüste. Damit pointiert Fredriksson hier noch einmal die Unvereinbarkeit von Sex und Mütterlichkeit.

Katarinas Bruder, ein Pfarrer, verkörpert die christliche Ethik: Jeder Mensch hat einen guten Kern, den es gilt, durch Verständnis, Wärme, Vertrauen in das Gute und die Nächstenliebe hervorzulocken. Auch er glaubt an den direkten Kontakt mit Gott, den jedes Individuum für sich selbst herstellen muss. So spricht er sich selbst das Recht ab, über Jack zu urteilen: „Was du verdienst ist eine Sache zwischen dir und unserem Herrgott. Kein Mensch hat das Recht, zu verurteilen, wie ich es getan habe“ (189f).

Christliche Nächstenliebe ist für diese Figur weder an die Institution noch an das Gesetz gebunden. Auch hier hat Fredriksson eine direkte politische Stellungnahme eingeflochten, indem sie Olof illegale Flüchtlinge verstecken lässt, wobei ihn Katarina unterstützt. Ziviler Ungehorsam wird als *echte* christliche Nächstenliebe propagiert.

Zwischenresümee

Obwohl Fredrikssons Frauenfiguren den Anschein haben, modern und emanzipiert zu sein, repräsentieren sie dennoch eine Mutterschaftsideologie, die mütterliche Eigenschaften direkt aus dem Körper bzw. dessen Gebärfunktion ableitet. Hier zeigen sich erstaunliche Parallelen zu medizinischen Theorien des 19. Jahrhunderts, die die Soziologin Elisabeth Beck-Gernsheim in ihrer Nachzeichnung der Geschichte der Mutterschaft zitiert: „Die Frau ist, was sie ist... wegen ihrer Gebärmutter allein“; „[...] ihre Treue, ihre Hingabe, ihre unablässige Wachsamkeit und Voraussicht, all diese Eigenschaften von Geist und Veranlagung, die Respekt und Liebe erwecken ... Dies alles hat seinen Ursprung in den Eierstöcken“ (vgl. Beck-Gernsheim 1997: 43). In unterschiedlichen Gewändern treten somit Essentialismen der Mutterschaft, in den weiblichen Körper eingeschriebene soziale Eigenschaften, immer wieder neu auf.

Fredrikssons Mutterkonzept erinnert auch stark an die bürgerlich-konservative Position der ersten Frauenbewegung der Jahrhundertwende 1900, die für die Aufwertung weiblicher Eigenschaften und mütterlicher Wertvorstellungen eintrat. Die Frau wird damit zum besseren Menschen ernannt und an ihrem Wesen könnte die Welt genesen. Auch damals hat es starke Einflüsse von schwedischer Seite auf Deutschland mit Ellen Keys Konzept der geistigen Mutterschaft gegeben. Keys Konzept der ‚Gesellschaftsmutter‘ (sammhällsmoder) hatte allerdings vor hundert Jahren im Gegensatz zur heutigen Zeit durchaus fortschrittliche Züge, sollte sie doch der Frau den Weg in die Öffentlichkeit ebnen. Darüber hinaus hatte Key eine rebellische Einstellung gegenüber sinnentleerten Normen und Konventionen, sowohl was Ehe, Liebe und Kinder als auch Religion betrifft. Auch diese Seite der Keyschen Lehre findet sich bei Fredriksson, vor allem in der Person von Elisabeth, die sowohl einen Gebärmutterfeminismus als auch die Werte der Frauenbewegung der 70er Jahre repräsentiert, da sie als junge Mutter mit spießbürgerlichen Normen ihrer Generation bricht und auf das Recht für Ausbildung und Berufstätigkeit auch für Mütter eintritt. Gleichzeitig ist sie Kritikerin eines ‚falsch‘ verstandenen Feminismus, den zu Beginn die Tochter repräsentiert, nämlich männliche Eigenschaften wie Egoismus, Rücksichtslosigkeit, Gewinnstreben anzunehmen. Rebellische Elemente finden sich auch im Sohn, der einen freien Religionsbegriff außerhalb der Institutionen vertritt.

Fredriksson geht von einem archetypischen Wesen der Geschlechter aus und stellt sich damit auch in die Tradition jungianischer Psychologie und

eines Konzepts der „Großen Mutter“.⁴⁵ Kritisch setzt sich die Genderwissenschaftlerin Inge Stephan mit Jungs tiefenpsychologischem Konzept auseinander, das von einer allgemeinen seelischen Grundlage überpersönlicher Natur ausgeht, einem kollektiven Bewusstsein, das ererbt sei. Dabei schenke Jung dem Mutterarchetypus besondere Aufmerksamkeit, dem er drei wesentliche Eigenschaften zuschreibe, „hegende und nährende Güte“, „orgiastische Emotionalität“ und „unterweltliche Dunkelheit“ (vgl. Stephan 1997: 44). Alle drei Eigenschaften sind deutlich bei Fredrikssons Frauenfiguren fiktionalisiert.

Auch erinnert das von Fredriksson vermittelte Wertesystem an Julia Kristevas psychologische Entwicklungstheorie des Semiotischen als dem Vorsprachlichen, „des libidinösen Artikulationsraumes primärer Triebe“, auch „Chora“ genannt und weiblich kodiert. Als libidinöser Artikulationsraum könnte die weibliche nonverbale Kommunikation aufgefasst werden, die sich keiner sprachlichen Symbolik zu bedienen braucht, was sich bei Fredriksson in der Kommunikation der Frauen untereinander und der einer Mutter mit ihrem Kind wiederfinden lässt (vgl. Kroll 2002: 216f).

Fredriksson entwickelt ein modernes Konzept der geistigen Mutterschaft. Sie behandelt Ausbildung und Beruf als selbstverständliche Komponenten im Leben der Frau, denn in allen drei Mutterfiguren spielt das Erlernen und die Ausübung einer erfüllenden beruflichen Tätigkeit eine große Rolle (Elisabeth als Dozentin, Katarina als Architektin und Erika als zukünftige Medizinerin). Fredriksson nimmt also eine soziale Wirklichkeit als gegeben hin, in der die öffentliche Position der Frau selbstverständlich geworden ist. Es gelingt ihr somit, ein differenzfeministisches Konzept von Mütterlichkeit mit dem schwedischen Modell eines Radikalindividualismus⁴⁶, wie er oben (vgl. S. 20 ff.) entwickelt wurde, zu verknüpfen.

Exkurs: Marianne Fredriksson in Rezeptionstexten⁴⁶

An der Art, wie Literatur im jeweiligen Land besprochen wird, lassen sich ähnliche, aber auch unterschiedliche Strategien der Klassifizierung ablesen. Deutlich wird auch, wie willkürlich Qualitätskriterien gehandhabt werden und wie wenig schlüssig manche Qualitätsurteile sind. Da es mir in dieser Untersuchung auch darum geht, herkömmliche Beurteilungskriterien für Literatur kritisch zu hinterfragen, werde ich nun am Beispiel von Marianne Fredrikssons Romanen den Schwerpunkt auf Strategien der genderspezifischen Rezeption in Presserezeptionen verlagern.

⁴⁵ Zur „Großen Mutter“ vgl. auch: Lassacher 1987.

⁴⁶ Zur genderperspektivischen Rezeption schwedischer Autoren vgl. auch: Frisch 2005.

*Schwedische Rezeptionstexte*⁴⁷

In der Regel sind die Rezensionen nach demselben Muster konstruiert: einleitend eine Zusammenfassung des Inhalts des besprochenen Romans und darauf folgend eine Beschreibung des subjektiven Leseerlebnisses des Rezensenten mit einer abschließenden Gesamtbewertung. Bereits hier flücht Hagström ein, dass Analysen des literarischen Werks nur sehr selten zu finden sind und dass die Beurteilungen von Fredrikssons Romanen überwiegend negativ ausfallen (vgl. Hagström 2001: 17f).

Die Autorin Fredriksson wird als kreativ und originell, interessant und erfindungsreich bezeichnet, doch gelinge es ihr nicht, ihr Vorhaben literarisch umzusetzen. Sie sei eine gute und kluge, gebildete Erzählerin mit dem Talent, ihre Leser zu fesseln. Die zahlreichen Kommentare zu Fredrikssons Kenntnissen bewertet Hagström als eine Strategie unter den Rezensenten, sich selbst aufzuwerten und eine überlegene Position zuzuschreiben. Der Schreibprozess wird beschrieben als etwas, was sich im Selbstlauf vollziehe und worüber die Autorin die Kontrolle verloren habe. Dies wird nicht ausdrücklich negativ bewertet, sondern eher als weibliche Spielart von Kreativität gesehen. Man entdeckt eine ‚übernatürliche Dimension‘ in ihrer Produktion, was an Prophetinnen der Frühzeit denken lasse. Fredriksson werden keine durchdachten und tragenden Ideen zugetraut, sondern ihre schriftliche Produktion geschehe unbewusst, passiv und intuitiv, was mit einem vagen weiblichen Geschlechtscharakter begründet wird. Ästhetisch reflektierte Gestaltung wird der Autorin abgesprochen.

Viele Rezensenten enthüllen ihre eigenen schablonenhaften Genderklischees. Der Autorin selbst werden sogenannte weibliche Eigenschaften zugedacht. Sie wird als fürsorglich und bemutternd geschildert. Hervorgehoben seien in ihrem Werk die Kategorien Gefühl, das Konkrete (im Gegensatz zum Abstrakten) und die private Sphäre. Diese weithin als weiblich konnotierten Bereiche würden zwar nicht als negative Kriterien vermittelt, aber das Werk wird so auf eine weibliche Art des Schreibens reduziert, was einer Trivialisierung gleichkommt.

Fredrikssons Texte werden dafür gelobt, ergreifend und feinstimmig zu sein, doch auf der Negativseite finden sich Beurteilungen wie schwerfällig, unglauwürdig und platt. Vielfach werden Vergleiche mit Märchen angestellt, vor allem was die schwarzweißmalerische Einteilung in Gut und Böse betrifft. Es handele sich um didaktische Handbücher mit der Absicht zu er-

⁴⁷ Für Schweden beziehe ich mich auf eine Untersuchung von Sara Hagström (Hagström 2001). Sie bezieht sich auf folgende Romane: *Evas bok*, 1980; *Enligt Maria Magdalena*, 1997; *Simon och ekarna*, 1985; *Den som vandrar om natten...*, 1988; *Gåtan*, 1989; *Blindgång*, 1992; *Anna, Hanna och Johanna*, 1994; *Flyttfåglar*, 1999. Hagströms Textkorpus besteht aus 88 Rezensionen aus 15 regionalen und überregionalen Tageszeitungen. Der Zeitraum erstreckt sich von 1980 bis zum Zeitpunkt der Entstehung der Untersuchung um 2001. 68 der 88 Rezensionen sind von Frauen, lediglich 19 von Männern verfasst.

ziehen, weshalb ihren Romanen auch die ästhetischen Qualitäten abgesprochen werden.

Viele Rezensenten scheinen ein Problem damit gehabt zu haben, dass sie dennoch das Lesen genossen und die Romane verschlungen haben. Als Kritiker distanzieren sie sich von der gefühlsbetonten Art des Lesens, die nur der Unterhaltung diene. Dagegen sollte der Kritiker die intellektuelle und reflektierende Lesart beherrschen. Eine deutliche Grenze müsse gezogen werden zwischen Gefühl und Intellekt.

Auch hier geht es um eine weitere Aufwertungsstrategie der Kritiker selbst, die sich über das Werk erhöhen, indem die intellektuellen Qualitäten höher bewertet werden als die emotionalen. Auch lassen die Rezensenten eine gewisse Furcht durchscheinen, als naive und unkritische Leser angesehen zu werden. Darüber hinaus wird deutlich, dass ein hoher Unterhaltungswert als Indiz für niedrige literarische Qualität gewertet wird. Die Kritiker landen in einem Dilemma, sich einerseits der Attraktionskraft nicht entziehen zu können, sich andererseits aber gerade von dieser distanzieren zu müssen, da sonst die Gefahr lauert, selbst in der Ecke der Populärliteratur verortet zu werden. Diesem Genre gegenüber werden Berührungsängste deutlich.

Vergleiche mit anderen Autoren dienen nicht nur der Bestimmung des ästhetischen Werts der Texte, sondern auch der Positionierung der Kritiker selbst. Handelt es sich dabei um kanonisierte Autoren, soll gezeigt werden, dass Fredriksson deren Niveau nicht erreiche. Dagegen dient der Vergleich mit Autoren und Genres von Populärliteratur wie z.B. Jugendbuchautoren und Groschenheften der Degradierung und der Infantilisierung. Denselben Effekt beabsichtigen die Parallelen zu anderen Massenmedien, z.B. der Seifenoper, dem Nachmittagsunterhaltungsprogramm oder dem Monatsmagazin. Damit werde suggeriert, dass das Lesen von Fredrikssons Romanen mehr mit dem Konsum von Massenware zu tun habe als mit dem Lesen von literarischen Werken. Auch in dieser Strategie zeige sich wiederum die Furcht der Kritiker, durch den Gegenstand ihre eigene Seriosität zu verlieren, wenn sie sich nicht deutlich von Texten abgrenzen, die nicht zur etablierten Literatur gehören (vgl. Hagström 2001: 23-30).

Auch die Besprechung des Stils diene häufig der Disqualifizierung, ja sogar der Verhöhnung der Romane. Ein umgangssprachlicher, salopper Ton in den Rezensionen, bereichert mit Ironie, bringt Gleichgültigkeit und Respektlosigkeit gegenüber Werk und Autorin zum Ausdruck. Man mache sich lustig über den Text, eine Strategie, die gerade weibliche Rezensenten wählten, um sich vom niedrigen Niveau einer ‚weiblichen‘ Schreibweise abzuheben (vgl. Hagström 2001: 31f).

Es geht in den schwedischen Rezensionen in erster Linie um Positionierungs- und Abgrenzungsstrategien der Textverfasser, denn inhaltliche Analysen wie z.B. eine kritische oder nuancierte Diskussion des Mutterschaftskonzepts finden kaum statt. Da Fredrikssons Werk als oberflächliche Unterhaltungsliteratur ohne ernstzunehmenden ästhetisch-literarischen Wert klas-

sifiziert wird, hält man es nicht für angemessen, sich inhaltlich mit den Aussagen ihrer Romane und der von ihr vermittelten Mutterschaftsideologie auseinanderzusetzen.

Deutschsprachige Rezeptionstexte

Im Gegensatz zu den dominierend negativen und abwertenden Tendenzen im schwedischen Feuilleton scheint mir die Besprechung in deutschsprachigen Rezensionen differenzierter.⁴⁸

Marianne Fredriksson war eine der ersten, die den Siegeszug der schwedischen Literatur nach Deutschland einleitete. Deutliche Verwunderung über die Art ihres Erfolgs wird zum Ausdruck gebracht. Es hätte kaum Rezensionen oder Werbung gegeben, und der überraschende Erfolg sei allein durch (Frauen-)Mundpropaganda zustande gekommen. Dieses Erfolgsmärchen wird mit Äußerungen von Fredriksson selbst untermauert: „Höhere Mächte“ hätten ihr die Fähigkeit gegeben zu erzählen (vgl. Wellershoff 1997, Petschull 1997).

Genau wie im schwedischen Material wird Fredriksson der Frauenliteratur zugeordnet. Es gehe in *Hannas Töchter* um die Rolle der Frau und ihre Entwicklung in den letzten hundert Jahren von Abhängigkeit und Selbstlosigkeit zu Autonomie und Selbstbewusstsein. Dem Roman wird das Attribut „Klassiker der schwedischen Frauenliteratur“ zugewiesen. *Hannas Töchter* sei zwar „kein literarisches Meisterwerk; stilistisch ist es recht einfach und die Konstruktion wirkt ein wenig unbeholfen“, doch treffe der Roman eine Zeitstimmung, die ihn vor allem für Frauen interessant mache (vgl. Wellershoff 1997). Fredriksson wird bescheinigt, „einen Nerv“ getroffen zu haben (vgl. Korff 1997). Sie suche nach Lösungen mit Hilfe „weiblicher Vernunft“, denn dies sei „eine eminent weibliche Literatur“, die vielen Frauen bei der eigenen „Identitätssuche“ geholfen habe (vgl. Neubert 2002).

Doch wird der Aspekt der literarischen Einordnung als Frauenliteratur im deutschen Material differenzierter behandelt, denn man geht von verschiedenen Strömungen aus. Fredriksson wird dem zufolge nach zwei Seiten hin abgegrenzt, sowohl zu der „militant-feministischen Frauenliteratur“ als auch zu „rührseligen Mode-Romanen“ (vgl. Neubert 2002). Ihre Romane werden von Frauen gelesen, die an der Emanzipationsbewegung der siebziger Jahre zweifelten. Heute gehe es den Frauen nicht mehr um „Selbstverwirklichung

⁴⁸ In den zwölf Rezensionen überwiegen auch die weiblichen Rezensenten, es gibt lediglich drei männliche Verfasser. Vor allem der Roman *Hannas Töchter* wird häufig besprochen, aber einige Rezensionen beziehen sich auch auf *Simon* und *Inge und Mira*. Der Zeitraum umfasst die Jahre 1997 bis 2002. Alle Rezensionen stammen von großen, repräsentativen, überregionalen Zeitungen und Zeitschriften – den sogenannten Meinungsmachern (*Berliner Morgenpost*, *Die FAZ*, *Focus*, *Neues Deutschland*, *Der Spiegel*, *Der Stern*, *Süddeutsche Zeitung*, *Der Tagesspiegel*, *Die Welt*). Dreimal ist die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (FAZ) mit verschiedenen Rezensenten vertreten, zweimal die *Berliner Morgenpost* mit derselben Rezensentin.

[...], sondern um Selbstsuche“ (Wellershoff 1997). Der weibliche Fokus wird auch in der *Berliner Morgenpost* (Bemmann 1998 zu *Simon*) und im *Tagespiegel* (Heidborn 2000 zu *Inge und Mira*) hervorgehoben. Auch im letzteren findet sich eine aufwertend klingende Abgrenzung gegenüber „Frauenbücher[n], die nach leichtem Konsum anschließende Leere garantieren“.

Fredriksson gelinge es zwar, Frauenschicksale zu gestalten, aber „nein, dieser Roman ist keine große Literatur, weder anspruchsvoll noch brillant erzählt, bisweilen sehr absehbar“ (Heidborn 2000).

Neubert (2002) vergleicht Fredrikssons Arbeit warnend mit einem „Netz, das leicht reißen kann“, falls sie nach modernen Erklärungsmustern suche, doch schreibe sie „ganz aus dem Herzen“. Hier wird wieder der wohlbekannte Gegensatz zwischen Intellekt und Emotion konstruiert. Erklärungen könne sie keine geben, aber wenn es ‚nur‘ um Gefühle geht, könne man ihre Texte durchaus goutieren, in dem Falle brauche man sie ja nicht nach den Maßstäben für hohe Literatur zu messen.

Hier tritt eine ähnliche Abwertung auf, wie sie bereits in der schwedischen Kritik festgestellt wurde. Das vernichtende Urteil, keine hohe Literatur zu sein, wird gekoppelt an den Zusatz, ‚aber interessant für Frauen‘. Frauenprobleme und weibliche Leserschaft werden wie gewöhnlich als Minuspunkte auf der literarischen Werteskala registriert. Diese Einordnung geschieht mehr oder weniger sachlich, mit dem Anschein von Objektivität. Was unter ‚besser‘ verstanden werden muss, zeigt sich in den Abgrenzungen: nicht so radikal und militant, eher reflektierend als fordernd, Feminismus in Frage stellend, nicht oberflächlich, sondern eher mit Substanz.

Auch im deutschen Textmaterial findet sich die an die schwedischen Texte erinnernde Strategie der Abwertung mittels Ironie und Verhöhnung. Dies zeigt sich bereits in der Überschrift eines Artikels: „Ein Troll im Waldesdunkel“, wobei die Leser diese Überschrift offensichtlich entweder mit der Autorin selbst oder einer ihrer Protagonistinnen assoziieren sollen. „Beschreiblich weiblich“ reimt man in der Unterüberschrift und zieht damit auch die weibliche Perspektive ins Lächerliche. Fredrikssons essentialistischer Mutterbegriff wird nicht diskutiert, sondern durch abwertende Attribute verhöhnt. Es raune „aus dem Urgrund“. Die „archaische Atmosphäre“ wird benannt, die eine Einflussnahme der „Vormütter“, eine „wabernde Gefühlswelt“ und „das Ewigweibliche“ spüren lasse, das den Männern nur noch Statistenrollen zuweise. Aber auch hier kann man sich dem Unterhaltungswert nicht entziehen, denn man lässt sich „willig“ gefangen nehmen. Deutlich wird markiert, dass die auf Erfolg spekulierenden Konstruktionsabsichten von Fredriksson durchschaut werden, und man scheut sich nicht, mit Verbesserungsvorschlägen aufzuwarten. Dadurch positioniert sich die Rezensentin als die bessere Schriftstellerin. Wiederum werden verschiedene Strategien der Überlegenheitspositionierung deutlich, die bereits das schwedische Material auszeichneten. Eine kritische Auseinandersetzung mit Fredrikssons Mutterbegriff ist nicht geschehen, sondern in erster Linie sind Dis-

tanzen und Abgrenzung intendiert, die der Abwertung der Autorin und der Aufwertung der Rezensentin dienen (vgl. Brandt 1997: zu *Hannas Töchter*).

Eine andere Rezension wirft der Autorin vor, „jede familiäre Sackgasse [...] für die schöne Traurigkeit [...] aus[zu]weiden“. Das reiche lediglich für „zwei Handvoll Tränen, die schnell zu trocknen sind“. Doch die „Journalistin aus Göteborg“ verstehe „ihr Geschäft“, heißt es deutlich abwertend, indem man Fredriksson bewusst die Berufsbezeichnung ‚Schriftstellerin‘ verweigert. *Simons* Erfolg liege „strategische Schmierseife“ zugrunde, aber vor allem verstehe Fredriksson, „mit stupendem Gefühl, Spannung und Beruhigung zu dosieren“ (vgl. Auffermann 1998).

Bis hierher scheint sich die Stoßrichtung der deutschsprachigen Rezensionen mit denen der schwedischen zu decken. Umso interessanter sind deshalb Beurteilungen, die von den oben beschriebenen Tendenzen abweichen, denn „[g]roßartige Erzählkunst“ und die „zutiefst poetische Art ihrer Welt- und Menschenbetrachtung“ werden Fredriksson durchaus auch bescheinigt. Faszinierend seien die „hinreißenen Landschafts- und Naturschilderungen“. Durch das Buch ströme „der Ozean des offenen Meeres und der tiefen Nadelwälder“, es rieche „nach Erde“. Gelobt werden die „magisch aufgeblendeten Traumwelten, inspiriert von der Zauberkraft der schwedischen Mythen und Volksmärchen“ (vgl. Bemann 1998).

Auch eine andere Rezension verweist auf „biblische und mythische Themen“ und auf eine Landschaft, „die schon vor hundert Jahren Inspirationsquelle der schwedischen Literaturnobelpreisträgerin Selma Lagerlöf [war]“. Dieser Verweis auf die Galionsfigur der schwedischen Literaturgeschichte (vgl. auch Neubert 2002) kommt natürlich einer enormen qualitativen Aufwertung gleich. Es handele sich bei *Hannas Töchtern* um eine „unsentimentale Familienchronik, die hundert Jahre schwedische Geschichte aus weiblicher Perspektive erzählt“. Der Stil sei nüchtern und lakonisch, die Handlung „geschickt mit Annas Reflexionen verknüpft“ (Korff 1997).

In diesen Rezensionen wird stärker Bezug genommen auf das Entstehungsland, seine Geschichte, Kultur und vor allem Landschaft. Die positive Konnotation Schwedens scheint einen aufwertenden Effekt für literarische Texte zu haben.

Thomas Steinfeld (1997, *FAZ*, zu *Hannas Töchter*) ist einer der wenigen Kritiker, die sich auf eine inhaltliche Auseinandersetzung mit der literarischen Aussage einlassen. Er greift den Muttermythos bei Fredriksson und ihre weiblich kodierte Besetzung der Kategorien Liebe und Empathie als erlösende Formel hart an: „Wer Mutter sein kann, darf sich zu den Auserwählten zählen.“ Darüber hinaus ordnet er Fredriksson in die literarische Tradition des Nationalsozialismus ein: „blond und blauäugig, wie schwedische Heldinnen sind“. Dem widerspricht Beckmann (1998, *Die Welt*), der diese Deutung als „eine Ohrfeige für die deutsche Leserschaft“ bezeichnet und sich stark dagegen verwehrt, dass die deutschen Leser in die Nähe der

Blut- und Boden-Mentalität gerückt werden. Dies sei „die reduktionistische Deutung eines abgehobenen Berufskritikers“, die an den Kriterien des lesenden Publikums vorbeigehe.

Er tritt vehement dafür ein, dass es sich hier um „jajwohl, Literatur“ handle, die dem breiten Publikum die Politik privat nahebringe. Er will die „fundamentale Qualität des Erzählens“ hervorheben, die Fredriksson in Einklang mit „amerikanischen Wissenschaftlern“, wer auch immer damit gemeint sei, leistet. Der Roman erzähle eine Geschichte, „die dem Leser eine Perspektive von der Vergangenheit zur Gegenwart erschließt“. Auch *Simon* enthalte „ein Wesensmerkmal Fredrikssonscher Erzählkunst“, da sich auch hier „Politik und Zeitgeschichte im privaten Schicksal kristallisieren“.

Hier gibt es eine Polarisierung der Standpunkte, die gewisse Möglichkeiten hinsichtlich inhaltlicher Diskussionen in der Kritik erahnen lassen.

Zwischenresümee

Auch wenn ähnliche Rezeptionsstrategien im deutschen Material zu finden sind, so ist es doch weitgefächerter in der Beurteilung und weniger homogen als das schwedische. Über die Gründe dafür kann nur spekuliert werden. Einer ist sicherlich, dass die schwedische Kritikerschaft, die aus einer kleinen etablierten Gruppe besteht, in die auch Literaturwissenschaftler eingehen, ein stärkeres Abgrenzungsbedürfnis hat und die Berührungsangst mit dem, was vielleicht als qualitativ mangelhaft angesehen werden könnte, größer ist. Die Grenzziehung zur gehobenen Literatur verläuft schärfer und tiefer.

Auch im deutschen Material findet sich eine literarische Einordnung und Wertung, die genderhierarchischen Strukturen unterliegt: Eine Festschreibung auf ‚Frauenthematik‘ und weibliche Leserschaft führt zu literarischer Disqualifizierung, wobei ein großer Unterhaltungswert mehr oder weniger zögerlich zugestanden wird. In den deutschen Rezensionen finden sich darüber hinaus differenzierte Lesarten von weiblich kodierter Literatur, die in sich eine eigene Werteskala gebildet haben, auf der Fredriksson im oberen Bereich angesiedelt wird.

Die im schwedischen Feuilleton vorhandenen Strategien der Verhöhnung lassen sich auch im deutschen Textmaterial finden, allerdings eher vereinzelt und nicht als dominierende Strömung wie in den schwedischen Rezeptionstexten.

Die inhaltliche Auseinandersetzung mit den Romanen geht oft über eine Paraphrase nicht hinaus. Meistens werden die Rezensionen mit Etiketten der Zustimmung oder Ablehnung versehen, die darüber hinaus einer aufwertenden Positionierung der Rezensenten dienen. Auch in dieser Hinsicht ähnelt das deutsche dem schwedischen Material.

Oft zeigt sich zudem, dass das Gender-Konzept der Rezensenten dem von Fredriksson vermittelten sehr ähnlich ist. Wie sich in der Analyse zu *Geliebte Tochter* gezeigt hat, wird Weiblichkeit/Mütterlichkeit verknüpft mit Intui-

tion, Gefühl, Verständnis und Empathie. Dieses Gender-Raster wird auf die Autorin und ihre Schreibweise selbst übertragen. Der differenzfeministische Ansatz von Fredriksson, ihre Mystifizierung von Mutterschaft, findet sich somit auch bei den Kritikern. Damit leistet nicht nur der hier untersuchte Roman⁴⁹ einen Beitrag dazu, soziokulturelle Wertmaßstäbe in Bezug auf die Kategorie Mutter zu naturalisieren, das Literaturkonzept der Rezensenten hat denselben Effekt.

Darüber hinaus macht das deutsche Material deutlich, wie dehnbar der Begriff der literarischen oder ästhetischen Qualität ist. Vernichtende und euphorische Beurteilungen stehen gleich unbewiesen nebeneinander. Bewertung hat oft nichts mit dem besprochenen Werk zu tun, sondern mit Faktoren, die von diesem weitgehend unabhängig sind und vor allem das Literaturkonzept der Kritiker spiegeln.

In ihrer kritischen Auseinandersetzung mit der schwedischen Literaturwissenschaft wenden sich die Professoren Torbjörn Forslid und Anders Ohlsson gegen eine „Sakralisierung“ von gewisser kanonisierter Literatur, die Forscher und Kritiker daran hindere, Literatur in einem größeren Rahmen zu sehen, nämlich als *eines* von vielen Massenmedien. Fälschlicherweise gehe man davon aus, dass der etablierte Literaturkanon „mehr und anderes“ enthalte als das, was traditionell zu den Massenmedien gezählt werde wie Presse, Radio und Fernsehen (vgl. Forslid 2007: 93).

Viele Literaturkritiker sowohl in Schweden als auch in Deutschland gehen von dem oben beschriebenen engen, traditionellen Literaturbegriff aus und nehmen ihn als Grundannahme bei der Besprechung von Literatur. Unbesehen fallen aus dem Rahmen dieses Ansatzes literarische Texte, die sich an ein breites Publikum wenden, die großen Unterhaltungswert haben und Texte, die eine weibliche Thematik und Leserschaft aufweisen.

In der Heterogenität des deutschen Materials finden sich allerdings auch Ansatzpunkte zum Weiterdenken, so z.B. die erwähnte Bezugnahme auf nationalsozialistische Mütterideologie. In der Tat wäre es interessant zu untersuchen, ob sich Fredrikssons Mutterkonzept auch in der Belletristik des Nationalsozialismus in ähnlicher Weise finden ließe.

Die in der Tendenz positivere Besprechung von Fredriksson in der deutschen Kritik mag auch mit einer kollektiven Einstellung zu einem Land zusammenhängen, dessen positive Konnotation auch auf die Beurteilung seiner Literatur übergreift.

⁴⁹ Viele Rezensionen bestätigen, dass das Mutterkonzept in *Geliebte Tochter* auch in anderen Romanen von Fredriksson wiederkehrt.

Eine Ästhetik des entfesselten Biologismus

Eine andere schwedische Autorin, die soziale Verhaltensmuster und sogar Denkstrukturen in den weiblichen, hier den schwangeren Körper einschreibt, ist Eva Adolfsson mit ihrem Roman *Förvandling* (Verwandlung, 2005), für den sie 2006 den Romanpreis des Schwedischen Radios erhielt. Es geht um eine junge intellektuelle alleinstehende Frau, die die letzten Wochen ihrer Schwangerschaft durchlebt. In ihrer teilweise selbstgewählten Isolierung wandert sie durch einen tristen Vorort Stockholms und philosophiert über den Sinn des Lebens im Hinblick auf die bevorstehende Entbindung.

Der Roman hat große Aufmerksamkeit erregt und wurde nicht nur von den Kritikern, sondern auch von einem breiten Publikum positiv aufgenommen. Adolfsson widmet sich der umwälzenden Verwandlung durch Mutterschaft und wählt dafür eine Doppelperspektive: Zum einen erscheinen Normen um Mutterschaft in Frage gestellt, indem Erwartungen an die werdende Mutter mit der Gespaltenheit der Protagonistin kontrastiert werden. Zum anderen dient der schwangere Frauenkörper als Metapher für künstlerisches und intellektuelles Schaffen. Schwangerschaft wird durchgehend verknüpft mit einem Text, der ebenfalls ‚geboren‘ werden soll. Das Dasein als Schwangere wird aufgefasst als ein besonders sensibilisierter Lebensabschnitt der Frau, in dem sich existenzielle Fragen aufdrängen und der somit den Boden bereitet für kreatives Schaffen und Veränderung, „eine Intensivierung eines allgemein menschlichen, ständig herrschenden Hungers“ (7).⁵⁰ Die Geburtsmetapher ist nicht neu, aber vielleicht dennoch ungewöhnlich in diesem starken Bezug auf den weiblichen Körper in jener Befindlichkeit, die am stärksten von Biologie dominiert ist, der Schwangerschaft.

Die Geburt eines Kindes

Adolfsson, selbst Literaturwissenschaftlerin, schafft einen intertextuellen Referenzrahmen, der bereits mit dem Titel des Romans beginnt: „Verwandlung“. Auf den ersten Seiten, auf denen die Icherzählerin eingehend ihre Gefühle in Verbindung mit der Schwangerschaft zum Ausdruck bringt, taucht unweigerlich Franz Kafkas Käfermensch Georg Samsa auf, der Inkarnation von Entfremdung, Solipsismus und Verweigerung. Wie ein Riesenkäfer auf dem Rücken liegend, der ausgesetztesten Position, die man sich für ein Lebewesen denken kann, so fühlt sich auch die junge Frau, die durch öde Straßen wandernd auf ihre Entbindung wartet. Ihr Körper ist zum Fremdkörper geworden, sein Wachsen erfolgt außer ihr und ohne ihre Einwilligung, sie ist ihm passiv ausgeliefert: „Hier gehe ich mit meinem großen Bauch, als ob er mich vorwärts ziehen würde“ (5).⁵¹ Der Bauch hat die Kontrolle übernommen, er bewegt sich im Selbstlauf wie eine Maschine: „Also

⁵⁰ „[...] ett förtydligande av en allmänt mänsklig, ständigt rådande hunger.“

⁵¹ „Jag går här med denna stora mage, liksom dragen framåt av den.“

wirklich: ist er es, der mich weiterschiebt oder bin ich es, ich selbst, hinter dem Bauch, die bestimmt, wo es hingeht?“ (5)⁵² Die Formulierung als Frage verweist bereits auf die Möglichkeit einer anderen Entwicklung. Doch zu Beginn des Romans gleichen die Bewegungen der jungen Frau einem Schaufelbagger. Neben sich stehend sieht sie, wie ihre Füße „sich Schritt für Schritt unter dem Bauch vorwärts schaufeln“ (6).⁵³ Adolfsson geht sogar noch über den Maschinenvergleich, dieser bereits eine Steigerung des kafkaesken Käfers, hinaus, er wird zum bedrohlichen, scharfen Werkzeug, nahezu einer Waffe, die Luft wie eine Axt spaltet (6).

Diese dargestellte Selbsterfahrung wird verknüpft mit einer expressionistischen Szenerie, die das Gefühl des Ausgestoßenseins und der Depressivität verstärkt. Zu ihren Füßen sieht die Protagonistin „blassrotes Erbrochenes“, das sie an einen „gefallenen Stern“⁵⁴ erinnert, „schwarzer Schnee“ (5) zieht einen Trauerband die Straße entlang. Die Lebewesen, die die literarische Eröffnungsszene bevölkern, sind z.B. „eine Dame mit einem schmutzfarbenen Hund“ (6), „ein Mann, der in ein Blumenbeet kotzt“ (8) und das ständig wiederkehrende „dunkeläugige Mädchen [...] mit dem Kinderwagen“ mit Augen „voller Kummer und vielleicht Verzweiflung“ (9)⁵⁵, Gestalten, die weit davon entfernt sind, Hoffnung oder Optimismus auszustrahlen, im Gegenteil, in ihrer Gesamtheit personifizieren sie die Ängste der Icherzählerin.

Jegliche Romantisierung von Schwangerschaft wird ferner sabotiert durch pornographische Assoziationen und Anspielungen der Protagonistin, z.B. auf ein Tanzcafé, das sie manchmal in ihren pornographischen Phantasien benutzt, um sich vulgäre Sequenzen auszumalen (6), oder wenn sie an den kleinen Hund denkt, dem sie unterstellt, dass „er es mit der schwarzen Bestie auf der anderen Straßenseite treiben will“ (7).⁵⁶ Das Gefühl der Entfremdung dem wachsenden Embryo gegenüber wird durch sexuelle Phantasien zusätzlich untermauert, in denen der Akt der Befruchtung und Oralsex miteinander verknüpft werden. Die Befruchtungsphantasie – „Man wird schwanger durch den Mund“ (8)⁵⁷ – wird surrealistisch verzerrt und zu einem grotesken Orgasmus: „Sie nahm das Glied in den Mund, so war es, und schluckte. Es war herrlich, sie wollte nur mehr haben! Damit es wächst und wächst“ (8).⁵⁸

⁵² „Sannerligen: är det den som halar mig framåt eller är det jag själv, jag bakom magen, som bestämmer vart vi ska ta vägen?“

⁵³ „[...] växelvis skyffla sig fram under buken [...]“

⁵⁴ „[...] en blekröd spya [...] som en fallen stjärna...“

⁵⁵ „En dam med en smutsfärgad hund [...]“. „En man som kräks i rabatten [...] Och den mörkögda flickan [...] gående med sin barnvagn[...] fulla av sorg, och kanske förtvivlan.“

⁵⁶ „Dansrestaurangen, den använder jag ibland i mina pornografiska fantasier. Vulgära sekvenser med grovhugget folk, därinne i skumrasket [...] den lilla hunden som vill jucka ihop sig med en svart best på andra sidan gatan [...]“

⁵⁷ „Man blir gravid genom munnen [...]“

⁵⁸ „Hon tog lemmen i munnen, så var det, och svalde. Det var härligt, hon vill bara ha mer! [...] Så det växer och ännu mer växer.“

Es sind keine Harmonie- und Glücksgefühle, die die Schwangere erfüllen, sondern Angst, Unsicherheit vor einer drohenden Auflösung ihrer Identität. Sie rebelliert dagegen, die Kontrolle über ihren Körper zu verlieren. Für sie ist es eine brutale Unterwerfung, „sich für ein anderes Geschöpf zu öffnen und für dieses die Verantwortung zu übernehmen“ (103).⁵⁹ Sie fordert für sich das Recht, zweifeln zu dürfen, „jemand der ein Kind kriegt, muss doch mal [...] nur für einen Augenblick lang existenzielle Unsicherheit verspüren dürfen!“ (16).⁶⁰

Sie empfindet sich unzureichend den Erwartungen der Umwelt gegenüber, fühlt sich „ans Bett gefesselt unter dem Druck ihres ungeheuren Bauches und den enormen Freundlichkeitserwartungen“ (60).⁶¹ Das Geschöpf in ihrem Bauch empfindet sie als „fremd und ausgesprochen unbekannt“ (26). Sie identifiziert sich voll und ganz mit dem Hamsun-Zitat aus *Sult* (Hunger): „Ich bin fremd hier. Und nicht nur hier: überall bin ich fremd“ (156).⁶² Hässlich und grotesk findet sie ihren Bauch, der sie von innen her zu sprengen droht, wie eine Mine kurz vor der Detonation, bei der alles in Stücke gerissen werde (208). Das Gefühl der Entfremdung kulminiert in der „Marsperspektive“, in der die Erzählerin sich Marsianer vorstellt, die ihr Erstaunen über die merkwürdigen Gewohnheiten der menschlichen Fortpflanzung zum Ausdruck bringen:

Und sie würden die Köpfe schütteln, ungläubig [...]. So eigenartig... primitiv. In einer ganz normalen Person? Die liest und denkt – und dann sozusagen diese Verdoppelung... Wie soll es denn herauskommen? Dass die Mutter sich öffnet...? [...] Eine schlanke und gut ausgebildete junge Frau, und dann wird sie zu einer Art... Gewächs... Sie würden sich Notizen machen, aber sich skeptische Blicke zuwerfen: Handelt es sich hier vielleicht um einen alten Mythos, den sie uns erzählt, eine Schöpfungsgeschichte mit Wurzeln in etwas Vorhistorischem... (115).⁶³

Die Marsperspektive dient der Verfremdung der sogenannten ‚Naturallichkeit‘ von Mutterschaft. Doch ist dies nur der Anfang eines Prozesses, der

Die Protagonistin bejaht ausdrücklich Sex und ihre eigene Lust während der Schwangerschaft – eine Einstellung, die diametral der in Fredrikssons Roman entgegensteht, wo Sex während der Schwangerschaft tabuisiert wird.

⁵⁹ „att bli öppna för en annan varelse, ta ansvar för den.“

⁶⁰ „en människa som är med barn måste väl någon gång kunna få drabbas av en liten vacklan [...] bara i ett ögonblicks existentiell osäkerhet!“

⁶¹ „fjättrad vid sängen under tyngden av den väldiga magen och de enorma trevlighetskraven.“

⁶² „Jag är främmande här. Och inte bara här: överallt är jag en främmande.“

⁶³ „Och de skulle skaka på sina huvuden, klentrogna [...]. Så egenartat... primitivt. Inne i en helt vanlig person? Som läser och tänker – och sedan detta liksom dubblerande... Hur ska den sedan komma ut? Att mamman öppnar sig...? [...] En smal och tydlig och kanske välutbildad ung kvinna, och sedan blir hon som en sorts... växt... De skulle notera det i sina anteckningsböcker, men kasta skeptiska blickar till varandra: är det kanske en gammal myt hon återberättar, en skapelseberättelse med rötter i något förhistoriskt ...“

schließlich zu Akzeptanz des Anderen und Ungewissen führen soll. Dieser Prozess ist stark verknüpft mit der Geburt des Fachtextes, einer literaturwissenschaftlichen Analyse von Knut Hamsuns Roman *Sult (Hunger)*. Neben der Angst wächst eine andere Triebkraft hervor, die immer stärker wird, Hunger verschiedener Art: Hunger nach Veränderung, Hunger nach Liebe, aber auch der ganz banale physische Hunger der Schwangeren nach Nahrung. Damit erhält die Handlung eine philosophische Dimension im Streben nach einer Einheit von Körper und Seele, Materie und Geist, Konkretem und Abstraktem, Herz und Kopf. Ausgehend von der Überzeugung, dass die Schwangerschaft die Sensibilität erhöhe, wird der Protagonistin ein besonderer Zugang zum Text verliehen. Die Schwangerschaft beflügelt das Schreiben und somit die Geburt des Textes. Diese wird wie eine existenzielle Krise geschildert, bei der eine besondere Schöpferkraft freigesetzt, ‚entbunden‘⁶⁴ wird (7).

Die Geburt des Textes

Führt die Entwicklung der Protagonistin einerseits zur Bejahung der Mutterchaft, so führt sie gleichzeitig zur Geburt des Textes. Empfindet sie zu Beginn noch starke Ambivalenz und Gespaltenheit – so vollzieht sich im Verlauf der Handlung immer mehr eine Verschmelzung und Harmonisierung der inneren Widersprüche. Das kommt am deutlichsten auf der letzten Seite des Romans zum Ausdruck: Als die Wehen bereits eingesetzt haben und sie noch überlegt, ob es nun Zeit sei, ins Krankenhaus zu fahren, zählt sie die Sekunden zwischen den Wehen und notiert sie auf dem Titelblatt ihres Aufsatzes (222). Beide ‚Entbindungskurven‘ haben sich somit vereint.

Wie ist es zu dieser doppelten Entwicklung gekommen? Die schwangere Frau reflektiert häufig über ihren Zustand, „mit einem Kind schwanger zu gehen – aber wohl auch mit sich selbst als Autorin oder auf jeden Fall Textverfasserin?“ (22)⁶⁵ Das Fragezeichen gilt einerseits ihrer intellektuellen Kapazität, andererseits aber auch der Frage, ob die Wege der Gedanken und der Schwangerschaft sich wirklich vereinen lassen. Sie hat Angst vor dem Entweder-Oder, entweder aller Gedanken entleert in der Schwangerschaft zu versinken oder sich körperlos in gedankliche Höhen zu schwingen (23). Im Glauben, sich für das eine oder andere entscheiden zu müssen, entsteht Angst vor der Entscheidung. Doch die Überzeugung wird immer stärker, dass die Schwangerschaft ein Synergieverhältnis von Körper und Geist zu erschließen vermag. Während sie sich in ihrem Kalender Notizen zum Roman macht, führt sie gleichzeitig Buch über wichtige Daten der Schwangerschaft (26). Als schwangere Frau macht sie ihre Atemübungen, was sie be-

⁶⁴ Im Schwedischen kann das Wort ‚entbinden‘ (förlösa) sowohl im konkreten (für Geburt) als auch im abstrakten, übertragenen Sinne (für Kunst) benutzt werden.

⁶⁵ „havande med ett barn – men väl också med mig själv som författare eller i varje fall skribent?“

ruhig und gleichzeitig dazu befähigt zu schreiben, „mit einer Hand auf dem Bauch und in der anderen Hand den Stift“ (29).⁶⁶ Dabei empfindet sie eine Art von „Familienglück“ (23) und eine Dreieinigkeit zwischen dem zu analysierenden Text, ihrem eigenen Fachtext und dem Embryo, der auf seine Weise teilnimmt an Gedanken und Gefühlen (23). Aber noch gibt es Zweifel. Darf sie sich wirklich diesen „vielleicht ganz und gar notwendigen Torheiten“ (30) hingeben, wie Hamsun sie in seinem Roman beschreibt, wo ein Mann hungert, um schreiben zu können? Sie durchläuft eine Phase des Pendelns zwischen Ambivalenz und Synthese. Doch schließlich überwindet sie durch die intellektuelle, kreative Tätigkeit des Schreibens die Gefühle von Depression und Einsamkeit (33). Sie hat Tagträume über ihren Text „gedruckt in Zeitschriften, die ich seit dem Gymnasium gelesen habe“, mit ihrem Namen, fettgedruckt. Doch immer noch dominieren die Zweifel an den eigenen Fähigkeiten, noch *ahnt* sie lediglich Glücksgefühle durch Schreiben: *Vielleicht* könnte sie glücklich werden. Die Unsicherheit macht sie traurig, was sie wiederum durch Schreiben überwindet (99). Allmählich verschwindet das „Vielleicht“ und weicht der festen Überzeugung, dass es möglich sei, die Schwangerschaft von Körper und Geist in Einklang zu bringen, sie symbiotisch zu verschmelzen. Die Protagonistin vergleicht das Stillen mit dem Schreiben, was zunächst Schmerzen bereite, doch dann zu angenehmen Wahrnehmungen führe (101).⁶⁷ Doch hält die Angst vor dem Identitätsverlust an. Auf ihre Äußerung, sie könne nicht schreiben, wenn sie nicht wüsste, wer sie sei, antwortet eine Bekannte, sie dachte, das Gegenteil wäre der Fall: „Man schreibt, um herauszufinden, wer man ist“ (104).⁶⁸ Und die Erzählerin erkennt plötzlich, dass dies eigentlich ihre eigenen Worte sind: „So denke ich doch. Wie konnte ich das nur vergessen?“ (104).⁶⁹ Das wachsende Selbstvertrauen, das sich allmählich einstellt, äußert sich in einer positiven Selbstbeurteilung: „Jetzt geht es um meine Analyse, ich glaube, sie wird hervorragend!“ (137).⁷⁰ Die Kurven von Körper und Intellekt, die zunächst auseinander fielen, dann parallel verliefen, bewegen sich nun auf einander zu, um schließlich zusammenzuzießen. Diese Klimax kristallisiert sich in einer unkonventionellen Art von Familienglück, das sich zusammensetzt aus „dem Wachsenden, mir selbst und den Händen, die schreiben“ (156).⁷¹ Ein Gefühl der Zusammengehörigkeit empfindet sie nicht nur gegenüber dem Kind, sondern auch gegenüber dem Aufsatz: „Ich denke an das Kind und unsere zukünftige, sehr enge Gemeinschaft. Dann denke ich an den Aufsatz und die

⁶⁶ „ena handen på magen, andra handen om pennan“

⁶⁷ „Påstås göra ont först, men sedan kunna ge helt ljuvliga förnimmelser, i hela kroppen, och därtill känslor som väcks av själva åsynen av barnet [...]. Det kan nog vara som när man skriver.“

⁶⁸ „Jag tänkte att det var tvärtom. Att man skriver för att försöka ta reda på vem man är.“

⁶⁹ „det är ju så jag brukar tänka! Hur kunde jag ha glömt det?“

⁷⁰ „Nu är det min analys som gäller, jag tror den blir briljant!“

⁷¹ „mellan det växande och mig själv och händerna som skriver“

Zusammengehörigkeit mit ihm“ (198).⁷² Nun ist sie bereit, für die Ankunft des Kindes, die sie mit starken Naturmetaphern beschreibt: „ein tosendes Erdbeben“ oder ein „schmerzliches Nordlicht“ (222).⁷³

Eine gynozentrische Kunsttheorie?

„Allein der Verweis auf die Anatomie birgt das Risiko einer Rückkehr zu grobem Essentialismus, den phallischen und Eierstock basierten Kunsttheorien, die Frauen in der Vergangenheit unterdrückt haben“ (vgl. Munck 2004: 69).⁷⁴ Diese Worte von Elaine Showalter zitiert Kerstin Munck in ihrer Studie zum Werk H el ne Cixous'. Der Gedanke an „Eierstock basierte Kunsttheorien“ liegt auch hier nahe, vor allem wenn die Protagonistin eine metaphorische Analogie zwischen Schreiben und Stillen herstellt, einen Vergleich, der wiederum die Gedanken zu Cixous' „weißer Tinte“ f hrt, der Muttermilch, mit der die weibliche Schrift – * criture feminine* – geschrieben ist. Die Synthese aus Kunst und Gebärmutter offenbart sich bei Adolfsson auch in dem Entwurf eines eher unkonventionellen Familienkonzepts bestehend aus Mutter, Kind und Text, indem sie Stift und Bauch gleichzeitig zur ‚gegenseitigen Befruchtung‘ berührt oder wenn sie die Entbindung mit dramatischen Naturereignissen vergleicht. Selbstredend deutet dies auf essentialistischen Differenzfeminismus hin, doch wird man dem Text nicht gerecht, wenn man es hierbei belässt.

Adolfsson führt durch den ganzen Text hindurch eine Diskussion über die soziale Konstruktion und Normativität von Mutterschaft. Der kritische Blick trifft vor allem die herrschenden Erwartungen, die von außen an die werdende Mutter herangetragen werden, die sie verinnerlicht hat und die nun auf andere Bedürfnisse, vor allem dem nach geistiger Aktivität und Produktivität, prallen. Diese kollidieren mit einem herrschenden kulturellen Leitbild von Mütterlichkeit, das dem Anspruch nach der unentbehrlichen und ständig zugänglichen Mutter gerecht wird. Immer wieder wird bei Adolfsson kritisch Stellung genommen zu den sozialen Erwartungen und Vorstellungen, wie eine ‚richtige‘ und ‚normale‘ Mutter zu sein habe. Die Protagonistin rebelliert gegen diese Verhaltensmuster. Polemisch wendet sie sich gegen den Imperativ der unablässigen Freundlichkeit der ewig guten Mutter. Für sie ist Güte gleichbedeutend mit Gehorsamkeit und Unterwerfung unter die Normen und Regeln eines bürokratischen Kontrollapparates. „Es war lebensnotwendig, dass die Mutter freundlich und gut war. Dass sie sich nicht mit dem Sozialamt  berwarf“ (60).⁷⁵ Mit sozialkritischem Impetus durchleuchtet

⁷² „Jag tänker på det lilla barnet och vår kommande, väldigt täta gemenskap. Sedan på min uppsats, och samhörigheten jag har med den.“

⁷³ „[...] som ett böljande jordskred eller som ett värkande norrsken [...]“

⁷⁴ „Bara det att hänvisa till anatomi  r att riskera en återgång till den grova essentialism, de falliska och  ggstocksbaseade konsteorier, som förtryckte kvinnor i det förflutna.“

⁷⁵ „[det var] livsavgörande viktigt att modern var trevlig! Att hon inte st tte sig med någon enda myndighetsperson [...]“.

sie die gesellschaftliche Definition von mütterlichen Eigenschaften als kulturelle Konstruktionen. Die Protagonistin ist nicht einverstanden mit den Metaphern, die die Poesie für die schwangere Frau bereit hält, im Roman personifiziert durch einen „bekannten“ Dichter, den sie manchmal auf ihren Spaziergängen trifft: „knospendes Leben“, „schwellende Frucht“, „wogendes Kornfeld“, „Kürbisse, Melonen, Tomaten, Granatäpfel und Trauben“, „Strand und Meer, Erde und Acker“ (83).⁷⁶ Zwar verwehrt sie sich gegen die auf natürliche Fruchtbarkeit verweisenden Etikettierungen, kommt allerdings auf der Suche nach einem angemessenen sprachlichen Ausdruck zu ähnlichen Resultaten und konstatiert, dass sie selbst „auf irgend eine Art teilhaftig [wird] an allem, was wächst“, der Laubentfaltung, dem Wachsen der Blumen, dem Familienleben der Seevögel“ und ist erstaunt, als sie die Ähnlichkeit zwischen einer Blattknospe und ihrem Bauch bemerkt (84).⁷⁷ Somit liegt die Schlussfolgerung nahe, dass sie sich denn doch einverstanden erklärt mit den Naturmetaphern des Dichters. Gleichzeitig will sie die Verknüpfung von Natur und Frau nicht akzeptieren und fragt sich, „warum [...] das Sein der Natur gerade an die Frau gebunden wird (85).“⁷⁸ Weiterhin polemisiert sie gegen das Wort „reif“, das ihre Gedanken zu einem „vegetabilischen Wachsen“ führt, „einer Art Gemüsegarten, wo Sachen reifen“ (104f).⁷⁹ Einerseits will sie als schwangere Frau nicht mit der Natur identifiziert werden, andererseits scheint aber die Natur in den runden Formen des eigenen Körpers ihr Denken zu beeinflussen: „Wenn ich dachte, war es oft die gerundete Form, die mich beschäftigte“ (70).⁸⁰ Noch bevor ihr die Schwangerschaft bewusst war, war sie intuitiv fasziniert von dem Brotteig, diesem „wunderbaren Hügel“. Ein Gefühl von Liebe ergreift sie, „als sie den Teig betrachtet, einen wirklich aufgegangenen, blassweißgelben Hügel“ (71).⁸¹ Hier beginnt das „Denken des Runden“, eine „strukturelle Homologie“ zwischen runden Formen und „meinem eigenen zukünftigen Hügel“ (71). Die runde Form wird Gegenpol zu dem „Zerstückelten“ und dem „unruhigen Hin und Her“ (71), Gegenpol zu Unruhe, Angst und Ambivalenz und verspricht Harmonie und Stimmigkeit mit sich selbst: „Sollte mein Denken sich [...] im *Runden* sammeln können, zu einer Einheit werden, dadurch dass ich selbst oder auf jeden Fall mein Körper diese die Natur aufsammelnde Behälterform angenommen hatte?“ (142)⁸² „Das Runde“ lässt sie in sich selbst ruhen, lässt sie

⁷⁶ „Liv i knoppning“, „svällande frukt“, „böljande sädesfält“, „träd dignande av frukt“, „pumpor, meloner, tomat, granatäppel, druvor i klasar“, „strand och hav, mull och åker“.

⁷⁷ „Just nu, medan jag väntar barn, blir jag på något sätt extra delaktig i allt det här som växer fram, i lövsprickningen, blomframväxten, sjöfågelnas familjeliv. [...] Där på kvisten sitter en bladknopp, här går jag med min mage – jag slås av hur lika vi är.“

⁷⁸ „Men varför skulle naturvarandet förläggas just till kvinnorna [...]“

⁷⁹ „ett vegetabiliskt växande“, ”en sorts grönsaksland där saker mognar.“

⁸⁰ „då, när jag tänkte, var det ofta den rundade formen som upptog mig.“

⁸¹ „tar in synen av degen, en verkligen uppjäst, blekvitgul kulle.“

⁸² „Skulle mitt tänkande [...] kunna samlas i *det runda*, göras enhetligt genom att jag själv, eller i varje fall min kropp, hade antagit denna naturens hopsamlade behållarform?“

in ihrem Bauch sitzen „wie in einem Sessel“ (142), was ihre Ängste vertreibt. Nun ist sie fast davon überzeugt, dass die Schwangerschaft nicht gefährlich, sondern eher „der rettende Schritt“ ist hinauf zu ihrem „verschreckten Gehirn, so wie Dämpfe, die von der bewässerten Erde aufsteigen“ (142).⁸³ Der fruchtbare Zustand des Körpers – hier benutzt die Protagonistin selbst die Erdmetapher, die sie oben abgelehnt hatte – wirkt beruhigend auf das Gehirn und beeinflusst das Denken. Gedanken an runde Formen stellen sich auch ein beim Anblick von anderen schwangeren Frauen im Wartezimmer der Mütterberatung. Das seien Menschen in ihrer „vollendetsten Form“, in „ihrem Element“, „einem mächtigen Behälter, [...] mit einem Bauchregal, auf dem die Hände ruhen können, mit prallen Brüsten, die sie frech herausstecken und als Krönung des Ganzen die rosigen, feuchtglänzenden und mitteilbaren Gesichter“ (181).⁸⁴

Anfängliche Ambivalenz und Entfremdung sind nun einem Gefühl der Geborgenheit gewichen. Die Protagonistin fühlt sich zu Hause in dieser Anhäufung runder Formen. Und als die Hebamme konstatiert, dass das Kind sich in der erwarteten Lage fixiert habe, so hat auch ihre Sinnesverfassung rechtzeitig zur Entbindung ihren bejahenden Fixpunkt gefunden. Hier endet der Prozess des Zweifels und wandelt sich zu einer Sicherheit gegenüber der Mutterschaft. Sie fühlt sich nicht mehr wie eine spaltende Axt oder eine motorgesteuerte Maschine, sondern wie ein startklares Raumschiff – „eine wunderbare und erschütternde Neuigkeit“ (182). Erstaunt stellt sie fest, dass sie glücklich werden wird. Alles ist plötzlich sonnig und positiv. Der schmutzige Vorort ist zur herrlichen Stadt (188) geworden. Nun kann sie ihre Definition von Mutterliebe geben, sie sei nicht einfach platonisch, nein, „physisch! Eine Begierde! Körperlich wild!“, etwas, was sich nicht mit Worten sagen, nur fühlen lässt: „niemand hat sie [die Mutterliebe] zufriedenstellend benennen können“ (188).⁸⁵ Hier erhalten wir die deutlichste Definition einer geschlechtsspezifischen Liebe, die in den Körper eingeschrieben ist, einer ‚Naturkraft‘, die die werdende Mutter intuitiv in sich trage und die sie einfach annehmen kann.

Zwischenresümee

Showalters oben zitierte Befürchtung, der Hinweis auf die Anatomie riskiere die Rückkehr zu grobem Essentialismus, bestätigt sich in Adolfssons Mutter-Text-Kurve. Dabei folgt sie einer konsequenten Ästhetik, die in ihrer äußersten Konsequenz dazu führt, dass der schwangere Frauenkörper die Gedanken lenkt. Sie versucht auf diese Weise, mit „weißer Tinte“ zu schreiben, die

⁸³ „[...] utan i stället något som räddande steg uppåt mot min förskrämda hjärna. Som ångor stiger från den bevattnade jorden.“

⁸⁴ „[...] en mäktig behållare, med magens hylla att vila händerna på, med de stinna brösten putande och, som en krona över detta, det rosiga våtblanka och meddelsamma ansiktet.“

⁸⁵ „fysiskt! Ett begär! Kroppsligt vilt!; ingen har tillfredsställande benämnt det.“

„écriture féminine“ literarisch umzusetzen. Die Biologie des weiblichen Körpers ist der Auslöser, der dem Gedanken und Schreiben Initiativkraft verleiht. Je mehr die junge Frau die Mutterschaft akzeptiert, desto besser geht es mit dem Schreiben voran.

Hierin zeigt sich ein weiterer zentraler Aspekt des Romans, nämlich die Intention die Geburtsmetapher zurückzuerobern bzw. neuartig weiblich zu besetzen. Kerstin Munck erinnert an die vielen Beispiele von Frauen in der Literaturgeschichte, denen empfohlen wird, Kinder zu gebären *statt* zu schreiben, oder die auf Kinder verzichtet haben, um schreiben zu können (Munck 2005: 64).⁸⁶ Dieses Missverhältnis greift Adolfsson kritisch an. Sie lässt die Protagonistin selbst zunächst daran zweifeln, ob es möglich sei, beides zu kombinieren. Adolfssons Roman ist ein Entwicklungsroman, in dem anfängliche Zweifel überwunden werden und in die Überzeugung münden, dass es möglich sei, Mutterschaft und intellektuelle Tätigkeit miteinander zu verbinden. Angst und Unruhe verwandeln sich in Zuversicht und Glücksgefühle. Die Protagonistin hat Selbstvertrauen entwickelt gegenüber beiden Identitäten, sowohl der als Mutter als auch der als Autorin.

Kerstin Munck verweist auf einen wichtigen Unterschied in der geschlechtsspezifischen Benutzung der Geburtsmetapher. „Die männlichen Metaphern scheinen den uralten Gegensatz von Schreiben und Gebären zu zementieren, während die weiblichen Körper und Seele vereinen wollen“ (Munck 2005: 67).⁸⁷ Bereits bei Ellen Key hat Claudia Lindén dieses Bestreben feststellen können: Man könne sich nicht zwischen Geschlechts- oder geistigem Wesen entscheiden, ebenso wenig sei es möglich, seine Körperlichkeit zu Gunsten eines rein geistigen Lebens zu verneinen (Lindén 2002: 172)⁸⁸ – so fasst Lindén Ellen Keys Position zusammen, und Munck wiederum schließt sich Susan Friedman an, die der Meinung ist, dass Geburtsmetaphern damit jahrhundertlang eine subversive Funktion in Texten von Frauen gehabt hätten: „Die Schriftstellerinnen haben danach gestrebt, Produktion und Reproduktion zu vereinen statt zu trennen“ (vgl. Munck 2005: 67).⁸⁹ In diese Tradition will sich Adolfsson einschreiben. Die Geburt von Text und Kind bilden die Synthese in einem dialektischen Prozess, in dem beide Komponenten förderlich aufeinander einwirken. Das Private wird öffentlich in der Essenz des Textes, und der öffentliche Text findet Eingang ins Privata-

⁸⁶ „Det finns många exempel genom litteraturhistorien på kvinnor som rekommenderats att föda barn *i stället för* att skriva eller avstått från att föda för att kunna skriva.“

In diesem Zusammenhang sei auch erinnert an die oben angesprochene Theorie Otto Weiningers, der die Frau zum bloßen „Aufenthaltort und Behälter [...] für neue Wesen“ reduzierte (S. 58).

⁸⁷ „De manliga metaforerna tycks bekräfta den urgamla skillnaden mellan skriva/föda [...]. De kvinnliga tycks sträva efter att förena kropp och själ [...].“

⁸⁸ „Det går inte att välja mellan att vara könsvarelse eller andlig varelse, lika lite som det går att avsäga sig sin kroppslighet till förmån för ett rent andligt liv.“

⁸⁹ „Författarinnorna har strävat efter att förena i stället för att separera produktion och reproduktion.“

te. Adolfssons Roman entspricht damit auch dem Bestreben, den intellektuellen Raum ‚weiblich‘ zu besetzen. Ist die ‚männliche‘ Art der Benutzung der Geburtsmetapher geprägt von Intellektualisierung und Rationalisierung, so wählt Adolfsson die gegenteilige Strategie, nämlich die Geburt des Textes zu emotionalisieren, mit weißer Tinte zu schreiben, den Körper zu schreiben (Cixous), sowohl Text als auch Kind zu ‚stillen‘.

Dagens Nyheter kommentierte bei der Preisverleihung, dass Adolfsson Schwangerschaft schildere, ohne in Muttermystik zu verfallen (Aschenbrenner 2006).⁹⁰ Dem kann nach eingehender Analyse allerdings nicht zugestimmt werden. Auch wenn Adolfsson die Kategorie Mutter wesentlich differenzierter und facettenreicher aufgreift als Fredriksson, so fällt sie dennoch einem Essentialismus anheim, der der schwangeren Frau eine besondere Art des Denkens zuschreibt. Damit reproduziert sie den Mythos einer natürlichen Mütterlichkeit und ein biologistisches Differenzdenken, auch wenn sie möglicherweise andere Intentionen hatte. Statt intellektueller Diskriminierung von Frauen und Müttern entgegenzuwirken, hat Adolfsson zwei essentielle Begriffe an das intellektuelle Schaffen der Frau geknüpft: Natur, d.h. die Biologie des Gebärens, und Emotion, hier dargestellt als eine nur schwangeren Frauen inhärente spezielle Art des Empfindens.⁹¹

Die Töchter der neuen Frauenbewegung

Heute spricht man häufig von einer neuen Generation Feministinnen, deren Mütter der Frauenbewegung der 70er Jahre entstammen. Sie hätten ein anderes Verständnis von Mutterschaft und Emanzipation und würden Fragen der Gleichberechtigung entspannter gegenüberstehen als ihre Mütter. Mit neuer Selbstverständlichkeit würden sie gleiche Rechte einfordern. Sie distanzieren sich vom 70er Jahre Feminismus, weil er „einen noch schlechteren Ruf hat als die Deutsche Bundesbahn“ (Dorn 2006: 36). Doch dass es sich hierbei um homogene Auffassungen einer Generation handeln könne und damit um eine „neue Runde“ im Geschlechterkampf, diesem Mythos wird auf deutscher Seite stark widersprochen (Vinken 2007). Eher scheinen sich vereinfacht zwei gegenläufige Tendenzen herauszukristallisieren, eine restaurative, die sich auf traditionelle Normen zurückbesinnt, und eine progressive, die feministische Bestrebungen mit neuen Inhalten zu füllen sucht. Geht es der

⁹⁰ „skildrar havandeskap utan att hemfalla åt modersmystik“ (Aschenbrenner 2006).

⁹¹ Eine ganz andere Sicht auf die Problematik findet sich in folgendem Kommentar: „I get annoyed when people compare producing a book with producing a baby. The processes are completely reversed. Producing a book is an act of the will and, when a book is out, it's finished. You don't have to tie its shoelaces, change its pants, or send it to school and then wrestle with its teacher. Having a baby isn't necessarily an act of the will, though sometimes it is. Your body can have a baby when you don't want it to. You can't write a book without wanting to“ (Engel 1983: 78).

ersteren darum, für deutsche Frauen die Unvereinbarkeit von Mutterschaft und Karriere nachzuweisen, so strebt die andere gerade danach, hierfür neue Wege zu finden.

Ein mütterliches ‚Karrieremonster‘: Thea Dorn, Die Brut

Thea Dorn, die eindeutig zur progressiven Strömung gerechnet wird, wobei ihr „scharfe Intelligenz“ (vgl. Vinken 2007: 9) bezeugt wird, will sich vor allem von drei Punkten des traditionellen Feminismus distanzieren, dem Muster des Machtgefüges von tätergleichen Männern und stereotypen weiblichen Opfern, der „Zwangsheterosexualität“ als der „Wurzel allen Geschlechterübels“ und dem Selbstverständnis vieler Frauen als grundsätzlich Benachteiligte (Dorn 2006: 36f). Demgegenüber will sie das Rad der Emanzipation zwar nicht neu erfinden, sondern ordentlich „entrostet und wieder in Schwung [...] bringen“. Es gehe ihr dabei darum, geschlechtsspezifische Verhaltensmuster offen zu legen, „die netten kleinen Alltags-Sexismen“ (Dorn 2006: 36) durchschaubar zu machen und neue weibliche Vorbilder zu lancieren, „die neue Wege zwischen Feminismus und Karriere gehen“ (Dorn 2006: 37). Solche sammelt sie in ihrem Interviewbuch unter dem Oberbegriff „F-Klasse“, wobei Klasse nichts mit dem sozialen Klassenbegriff einer sozialistischen Theorie zu tun hat, sondern lediglich als positiv verstärkendes Adjektiv benutzt wird: Klasse Frauen. Gemeinsam ist diesen Frauen, dass sie „den Mut haben, Führung zu übernehmen“ und „ihre Projekte trotz Anfechtungen durchziehen und dennoch keine schmallippigen Karrieremaschinen geworden sind“ (Dorn 2006: 36).

Ein ähnlicher Anspruch wird im Klappentext zu Katja Kullmanns „Generation Ally“ (Kullmann 2002) formuliert: Die Generation Ally (frei assoziiert nach Ally McBeal) wisse vor allem, was sie nicht wolle: „weder Karrieremonster sein noch Mutter Beimer“ (aus der TV-Serie *Lindenstrasse*). Sie wolle sich nicht entscheiden müssen zwischen Kind und Karriere, „Kopf und Körper“. Die Wir-Form benutzend empfindet sich Kullmann (geboren 1970) offenbar als Repräsentantin ihrer Generation, für die das Wort „Emanze“ „etwas teils Anrühiges, teils Lächerliches“ hatte, „es kam fast einem Schimpfwort gleich“ (Kullmann 2002: 36). Den Unterschied zur Müttergeneration kristallisiert Kullmann deutlich in folgendem Gegensatz heraus: „Unsere Mütter bemühten sich verzweifelt darum, neben dem Haushalt noch ein bisschen an sich selbst zu denken. Wir jedoch hatten zu keinem Zeitpunkt vor, jemals nicht an uns selbst zu denken“ (vgl. Kullmann 2002: 36ff).

Gespannt ist man demzufolge auf Fiktionalisierungen der oben skizzierten, radikalen Ambitionen. Wie schwer es offenbar ist, diesen ästhetisch zu genügen, dafür liefert Dorn selbst den enttäuschenden Beweis in ihrem Roman *Die Brut*. Denn gerade an eine „Karrieremaschine“ bzw. ein „Karrieremonster“ fühlt man sich erinnert bei der Begegnung mit Dorns Protagonistin Tessa. Kalt und berechnend verfolgt sie ihre Karriere als Moderatorin einer Talk-Show. Systematisch versieht Dorn sie mit den pejorativen Attributen

der rücksichtslosen Karrierefrau, die schließlich zur grausamen Kindesmörderin wird. Tessa ist lediglich interessiert an hohen Zuschauerquoten, die ihr den weiteren Aufstieg ebnen sollen. Dabei entbehrt sie jeglicher Empathie. Sie scheut sich nicht, den Nervenzusammenbruch einer krebserkrankten Sängerin in ihrer Sendung für sich im Stillen zu begrüßen, da ihr dadurch noch größere Popularität beschieden sei (122). Nur zu gern reitet sie auf der medialen Welle ihres Erfolgs mit und ist bereit, ihre eigene Schwangerschaft dafür zu vermarkten. Als das Poster, das ihre Schwangerschaft enthüllt, in der ganzen Stadt zu sehen ist, erscheint ihr das als durchschlagender Erfolg, jetzt endlich war sie „oben“ angekommen (143). Nach der Geburt ihres Sohnes erwartet sie sein Lächeln, „wie sie sonst nur auf die Quoten wartete“ (182). Ihre Beziehung zu anderen Menschen ist geprägt von Konkurrenz, Neid, Eifersucht und Ablehnung. Freunde hat sie keine, und die Gäste zu ihrer Hochzeit werden danach ausgewählt, ob sie für das Fest „etwas bringen“ (205). Taufe und Hochzeit werden zu einem medialen Event, bei dem das harmonische und perfekte Außenbild alles ist. Tessas Lebensqualität misst sich an dem Luxus der Wohnung und ihrer Garderobe, z.B. ihrem Pullover, der so viel kostete „wie ein kleiner Gebrauchtwagen“. Der Neue Vater und Ehemann Sebastian, der sich mit Verve in seiner neuen Rolle engagiert, ist der Fürsorglichere sowohl seiner Frau als auch seinem Kind gegenüber. Das ‚Karrieremonster‘ Tessa ist so konsequent, um nicht zu sagen stereotyp und voraussagbar in der ersten Hälfte des Romans aufgebaut, dass man ihr Scheitern weniger aus Spannung, sondern eher aus Langeweile herbeiwünscht. Endlich kippt die Handlung um in eine verkrampft konstruierte Kriminalgeschichte. Durch die Vernachlässigung ihrer Fürsorgepflicht verursacht Tessa den Tod des Kindes durch einen Sturz vom Balkon. Als Höhepunkt ihrer Rücksichtslosigkeit dichtet sie den Unfall in eine Entführung um, um sich als trauernde Mutter die medialen Sympathien zu sichern.

Dorns eigene Frage, was es „physisch und psychisch für eine Frau [bedeutet], ein Kind *und* einen Beruf zu haben“, wird in diesem Roman mit einer Mutterfigur beantwortet, die ganz dem Bild entspricht, das oben als restaurativ bezeichnet wurde, in dem Herz und Welt, Liebe und Karriere einander ausschließen. Dorns Roman ist im Gegensatz zu ihren eigenen Intentionen ein weiterer Beitrag, der darauf hinausläuft, Karriere pejorativ zu kodieren und die Unmöglichkeit der Kombination von Karriere und Mutterschaft zu zementieren.

Schwedische Autorinnen der jüngeren Generation

Wenden wir uns nun den „europäischen Nachbarinnen“ in Nordeuropa zu, einem Skandinavien, in dem es ganz selbstverständlich ist/sein sollte, Kinder *und* ein erfülltes Leben zu haben (Vinken 2007: 10). Die Romane von Linda Skugge und Belinda Olsson aus der jüngsten Generation zeigen, dass man auch in Schweden keineswegs von einem Generationsmuster sprechen

kann.⁹² Obwohl beide Autorinnen nicht nur derselben Generation, sondern auch demselben sozialen Umfeld⁹³ angehören, unterscheiden sich ihre Romane stark in Bezug auf die Mutterschaftsideologie und bestätigen damit die für den deutschsprachigen Raum konstatierte Aufspaltung in restaurative und progressive Tendenzen.

*Mutterschaft als Fluch und Segen: Linda Skugge, Ett tal till min systems bröllop*⁹⁴

Skugges Absicht mit diesem Tagebuchroman ist unterhaltende Satire über den Alltag der gestressten Mutter zwischen Kinderversorgung und Broterwerb. „Dieses Buch ist mein Geschenk an euch“, womit sie die „Kleinkind- eltern“ (Klappentext) meint, die sie als Helden bezeichnet, wobei es allerdings im Roman selbst ganz allein um die Mutter geht. „Unterhaltung“ will Skugge spenden aus „the real babyworld“ und hofft, „dass man beim Lesen Tränen lacht“ (Klappentext).⁹⁵ Auch andere Stimmen auf dem Buchumschlag bezeugen dem Roman sowohl realistische als auch humorvolle Elemente: Die Autorin Martina Haag, die auch zum literarischen Mutterdiskurs beigetragen hat, pendelt zwischen Empörung und lautem Lachen (Klappentext).⁹⁶ Ein junger Autorenkollege bezeichnet den Roman als die realistischste Schilderung des Lebens von Kleinkindeltern, die er je gelesen habe und die darüber hinaus auch noch „unglaublich lustig“ sei.⁹⁷ Mit dem Untertitel in Form eines Zitates von Märta Tikkanen, die Skugges Buch als „klug, verzweifelt und lustig“ charakterisiert, versucht Skugge deutlich, sich in eine feministische Literaturtradition einzuschreiben. Denn Tikkanen war eine starke literarische Stimme der 70er Jahre, die in ihrer bekennenden Literatur zeittypisch aus ihrem intimsten Erfahrungsschatz schöpfte, der geprägt war

⁹² Auch hier musste eine Auswahl getroffen werden. Skugge und Olsson eignen sich gerade durch ihre Gegensätzlichkeit. Vgl. aber auch Maria Sveland: *Bitterfittan* (auf Deutsch etwa: Die Bitterfotze, Stockholm 2008). Die Protagonistin ist eine enttäuschte und verbitterte junge Mutter, die sich trotz formaler Gleichstellung in Schweden in der Mutterschaft diskriminiert fühlt. Joanna Rubin Drangers *Alltid redo att dö för mitt barn* (auf Deutsch etwa: Allzeit bereit, für mein Kind zu töten, 2008). Mit Zeichnungen und Textkommentaren wird das Thema Mutterschaft satirisch behandelt.

⁹³ Zusammen gaben sie 1999 die feministische Anthologie mit dem bezeichnenden Namen *Fittstim* (Fotzenschwarm) heraus. Der Titel ist ein frauendiskriminierendes Zitat des früheren Vorsitzenden des schwedischen Gewerkschaftsverbundes Stig Malm. Das Buch ist ein scharfer Angriff auf patriarchales Machoverhalten. Ähnliche Intentionen verfolgen die Autorinnen auch in ihrer journalistischen Tätigkeit. Linda Skugge kommentierte Olssons Roman wie folgt: „Annika Bengtzon, erhäng dich, hier kommt Agata. Belinda Olsson ist Schwedens eigene Hanne-Vibeke Holst“ (Annika Bengtzon, släng dig i väggen. Belinda Olsson är Sveriges egen Hanne-Vibeke Holst).

⁹⁴ *Eine Hochzeitsrede für meine Schwester*, keine deutsche Übersetzung

⁹⁵ „Den här boken är min gåva till er. Ni behöver lite underhållning från the real bebisworld... Jag hoppas ni gråter av skratt medan ni läser.“

⁹⁶ „Man blir helt upprörd och skrattar högt om vartannat. Läs den!“

⁹⁷ „Den nakna och mest realistiska skildringen av livet som småbarnsförälder jag läst. Dessutom är den otroligt rolig.“

von dem Gefühl einer gespaltenen Identität als Frau, Mutter und Schriftstellerin. Tikkanen ist nicht die einzige literarische Referenz, der sich Skugge wiederholt im Text selbst bedient. Auch Sylvia Plath taucht ständig als Bezugspunkt auf. Außerdem weist Skugge im einleitenden Kommentar darauf hin, dass der Mann ihrer Protagonistin, sein Name ist Karl, was im Schwedischen auch ‚Kerl‘ bedeutet, Stellvertreterrolle für das gesamte männliche Geschlecht habe. Er sei die moderne Version von Ted Hughes (Sylvia Plaths Mann) und Henrik Tikkanen (dem alkoholisierten, tyrannischen Mann von Märta Tikkanen, auch er war ein bekannter Schriftsteller)⁹⁸, ein Bezug, der schemenhaft bleibt, denn so gut wie alles, was man über Karl erfährt, ist die Dauer seiner Abwesenheit, da er vorzieht, sich in New York seiner Karriere als Schauspieler zu widmen. Somit drängt sich der Verdacht auf, dass die Verweise auf bekannte Persönlichkeiten der eigenen literarischen Aufwertung dienen sollen, was eigentlich schwer nachvollziehbar ist, wenn man die gewählte literarische Struktur einbezieht, die von dem Bestseller *Schokolade zum Frühstück. Das Tagebuch der Bridget Jones* (Helene Fielding, 2001) übernommen worden ist.

Jedes Kapitel wird eingeleitet mit dem aktuellen Stand zu zehn Informationspunkten. Ging es Bridget Jones vor allem um Kalorien und Zigaretten, so dominieren bei Skugge eindeutig die Angaben zum Alltag der gestressten Kleinkindmutter: Anzahl Schlafstunden, Anzahl kranke Kinder, Stand der Krankheiten. Weiterhin dokumentiert der „Karlstatus“ die Abwesenheit des Vaters und der „Autostatus“ den Grad des Alltagsdesasters mit Kommentaren wie „für immer verschwunden“, „weg“, was metaphorisch den „Karlstatus“ unterstreicht. Den größten Teil des Vorspanns nehmen die Listen für „zu tun“ und „einzukaufen“ ein, was deutlich auf den Alltagsstress, aber auch auf die desolaten finanziellen Verhältnisse verweist. Der erste Punkt gilt allerdings dem Countdown zur Hochzeit der Schwester, der die Erzählerin die besagte Rede (siehe Titel) versprochen hat.

Das Mutterkonzept bei Skugge ist aufgrund der Karikaturhaftigkeit schablonenartig und stilisiert. Es erinnert darüber hinaus in verschiedener Hinsicht an den oben besprochenen Ansatz der Figurencharakteristik von Susanne Fröhlich (vgl. S. 63 ff.). Die Protagonistin Sylvia Svensson, der Name verweist einerseits auf das Vorbild Sylvia Plath, andererseits durch den Nachnamen Svensson auf die Allgemeingültigkeit des literarischen Typus, lebt einen Alltag, der droht im Chaos zu versinken, ein Katastrophenszenario aus Krankheit, Schlaflosigkeit, Mangel an Geld, erbrechenden Kindern, pflegebedürftigen Katzen und Strafzetteln fürs Auto. Skugge schildert das Leben der Kleinkindmutter auf eine Weise, die in ihrer situativen Vereinfachung an einen Comic erinnert, der in Prosaform auf 300 Seiten ausgedehnt allerdings ermüdend wirkt, ob der zahlreichen Wiederholungen der ziemlich ähnlichen Katastrophen.

⁹⁸ „Karl är en modern version av min tolkning av Ted Hughes och Henrik Tikkanen.“

Genau wie Fröhlich zeichnet sie die Neuen Väter als Illusion und untermauert dies mit Angaben zu dem geringen Prozentsatz der Väter, die Elternzeit nehmen. Für sie gibt es keine gleichgestellten Männer: „Obwohl die Männer zu Hause waren, machten die Mütter alles, [...] während die Väter meistens auf dem Sofa lagen [...]“ (65).⁹⁹ Ihre Freundinnen, die behaupten gleichgestellte Männer zu haben, bezichtigt sie der Lüge (66). Wie bei Fröhlich ist die Stoßrichtung auf den Mann von Feindseligkeit, Aggressivität, ja geradezu Hass geprägt: „Wie ich diese Typen hasse! Fuck alle Männer, ich verabscheue euch“ (75).¹⁰⁰ Dabei wendet sie sich wortradikal gegen einen Feminismus, der vorgibt, frei von Vergeltungsbedürfnis zu sein: „Natürlich handelt Feminismus davon sich zu rächen“ (183).¹⁰¹

Sylvia ist freischaffende Journalistin und scheint ständig um ein bisschen Zeit für ihre Aufträge zu kämpfen. Die Arbeit gilt der Versorgung, dem Broterwerb, wobei der Inhalt sekundär ist. Auch hier wieder zeigt sich eine deutliche Parallele zu Fröhlichs Konzept. Die Texte, die die Icherzählerin verfasst, bezeichnet sie selbst als „Scheiße“ (56, 219), lediglich produziert, um „Kohle zu machen“ (56). Sie nennt sie „Tittentexte“ (203), für die sie „Tittengeld“ (174) bekommt, da sie lediglich von „scharfen, großtittigen Bräuten“ (135) handelt.

Auch das durchgängige Hochzeitsthema wird mit ähnlich romantischer Perspektive angegangen wie bei Fröhlich. Bereits die Umschlagsgestaltung mit der Brautpaarfigur auf der Hochzeitstorte, der Titel und die Vorspannrubrik, bestehend aus der Anzahl an Tagen bis zu Sivs Hochzeit, verweisen auf die große Bedeutung, die diesem Ereignis gegeben wird. Seine Planung als größter Tag im Leben einer Frau mutet äußerst traditionell an. In der Vorbereitung ist Sylvia damit beschäftigt, Tischkarten zu besorgen, die Musikanlage zu bestellen und das Menü zu bestimmen (36). Das Brautpaar hat eine Liste für die Gäste mit Geschenktipps ausgelegt, damit das Fest auch materiell ein Erfolg wird. Die Schwester windet sich in Entscheidungsqualen, ob sie Spitzen- oder Seidenunterwäsche tragen soll (40).

Trotz der ständigen, bedrohlichen Nähe zum Nervenzusammenbruch bejaht Sylvia ihre Rolle als unentbehrliche Mutter und Hausfrau. Sie will zwar auch wie ihre ‚Kolleginnen‘ Tikkanen und Plath schreiben, aber vor allem will sie ihren Kindern nahe sein, will sich um die Familie und den Haushalt kümmern: „Meine Kinder sollen mir hautnah sein, immer“ (46).¹⁰² Der anschließende Hilferuf – „lieber Karl, komm nach Hause“ (46) – kann sich demnach nur darauf beziehen, dass er seine Versorgerpflichten erfüllen soll. Sie betont, dass obige Einstellung kein Opfer, sondern ihre entschiedene

⁹⁹ „Och trots att deras karlar var hemma så var det BARA morsorna som gjorde allt [...], farsorna låg mest i soffan [...].“

¹⁰⁰ „Jävlar vad jag hatar karlar! Fuck alla karlar, I loathe you.“

¹⁰¹ „Klart att feminism handlar om att ge igen för gammal ost.“

¹⁰² „... jag vill som Märta kunna skriva och vara nära mina barn, jag vill vara den som tar hand om familjen, hemmet, städandet och disken. [...] Jag vill ha mina barn inpå skinnet jämt.“

Überzeugung sei und wendet sich mit Empörung gegen die feministische Diskussion um die Opferbereitschaft der Mutter gegenüber ihren Kindern: „Ich habe das Gerede wirklich satt, dass es verwerflich ist sich aufzuopfern. Dass eine Frau blöde ist, wenn sie sich aufopfert. Dass man als Frau und Mutter ein eigenes Leben haben soll, außerhalb der Familie“ (266).¹⁰³ Dagegen spendet sie allen Müttern, die ihr Leben für ihre Kinder aufgeben, großes Lob (266). In diesem Sinne ist auch das Happyend gestaltet: Karl kommt endlich nach Hause, um mit ihr ein weiteres Kind in die Welt zu setzen (319). Auch die Perspektive einer weiteren Schwangerschaft als Lösung der Probleme scheint wie von Fröhlich abgeschrieben.

Darüber hinaus werden die Bezüge zu Deutschland direkt hergestellt. An verschiedenen Stellen wendet sich Skugge namentlich an deutsche Leser, „[...] for our german readers, euer, unser deutsche readers, unser euer? An auf hinter oder, herr ober ... Ich werde eine von ihnen sein“ (38, 167). Will sie die Rückständigkeit der schwedischen Verhältnisse durch den Bezug auf Deutschland verstärken, mit dem Tenor: Hier ist es auch nicht besser? Oder spekuliert sie bereits auf den lukrativen deutschen Buchmarkt, wie an anderer Stelle konkret ausgedrückt wird: Sylvia lehnt nämlich einen Auftrag ab, weil sie damit beschäftigt sei, einen Bestseller direkt für den deutschen Markt zu schreiben (34). Auch schiebt sie hier und da, „for our German readers“, erklärende Passagen z.B. zur fortschrittlichen schwedischen Familienpolitik in den Text ein (59). Oder will sie ein Gefühl der Solidarität mit den deutschen Schwestern und deren vermeintlicher Familienideologie vermitteln?

Sind dies vielleicht andererseits die Auswüchse postmoderner Ironie nach dem Prinzip eines ‚Anything goes‘? Auch die ironischen Verdichtungen erinnern an das Fröhlich-Konzept, denn sie dienen eher dazu, Leser im Ungewissen zu lassen. Jede Aussage wird ironisch unterlegt und damit zurückgenommen oder zumindest relativiert. Das Spiel mit den Positionen ähnelt einem Puzzle, in dem sich jeder/jede das herausfischen kann, was seiner/ihrer Realität entspricht. Der Text ist voller Widersprüchlichkeiten: Schweden ist das fortschrittlichste Land und gleichzeitig gibt es keine Gleichstellung der Geschlechter; der chauvinistische Mann wird verdammt und gleichzeitig herbeigesehnt, die Kinder sind der Sinn des Lebens und gleichzeitig das größte Hindernis bei der Selbstverwirklichung. Aussagen entziehen sich der Kritik durch karikaturartige Reduzierung. Der Text ähnelt dem deutschen Konzept bei Fröhlich beinahe so, als hätte jener als Vorlage gedient, macht dessen Mutterkonzept aber gleichzeitig lächerlich. Entsprechend wird der deutsche Buchmarkt anvisiert und zugleich verhöhnt.

¹⁰³ „Jag är så jävla trött på det här snacket om att det är så fult att uppoffra sig. Att en kvinna är dum i huvudet om hon uppoffrar sig. Att man som kvinna och mamma måste se till att ha ett ’eget liv’ utanför familjen.“

Satire auf traditionelle Mutterschaftskonzepte: Belinda Olsson, Gravidchock!

Einen ganz anderen Ansatz zur Mutterthematik bietet die Autorin Belinda Olsson an. In diesem Fall sind die Bemühungen, mit dem traditionellen Mutterkonzept zu brechen, wesentlich auffälliger. Die Icherzählerin Agata präsentiert sie als eine offensive, kämpferische junge Frau, die ganz in ihrer Arbeit als Journalistin einer großen Abendzeitung aufgeht. Sie kennt das Spiel der Konkurrenz und hat keine Angst, es für ihre eigene Karriere auszunutzen. Auch privat hat sie jegliche Attribute weiblicher Unterwürfigkeit abgelegt. In der Partnerschaft mit Teo haben sich traditionelle Rollenzuweisungen nahezu vertauscht. Teo repräsentiert die häusliche, bemutternde und fürsorgliche Instanz. Er bereitet das Sektfrühstück zum Geburtstag vor (31) und „scheppert mit den Töpfen“, während Agata faul auf dem Sofa liegt (103). Teo kommt sogar vor ihr auf den Gedanken, dass sie schwanger sein könnte, und besorgt den Schwangerschaftstest (62). Damit wird ihm eine bemerkenswerte Portion Intuition zugewiesen. Teo klärt Agata auch über Stillroutinen auf – mindestens ein halbes Jahr –, worauf Agata nur mit Entfremdungsphantasien reagieren kann, die an die Entfremdungsphantasien in Eva Adolfssons Roman erinnern (vgl. S. 98 ff.): „Stillen, wie unheimlich! Plötzlich sehe ich vor mir ein Riesenbaby, das aussieht wie ein Zwerg, vor mir kniet und Flüssigkeit aus meinen Brüsten in sich hineinsaugt und dann laut und deutlich rülpst“ (106).¹⁰⁴ Im Gegensatz zu dem vorbildlichen Neuen Vater Teo, der bereits seine Hälfte der Elternzeit plant, fehlt ihr die Fähigkeit zu spontaner Freude (151). Die ablehnende Haltung Agatas verdoppelt Olsson satirisch, indem sie ein kitschiges Klischee aus einer Seifenoper einschleibt, den Blick auf die „Botoxbitch“, den Agata nun auf sich selbst richtet: „My life is over...Let’s face it. It’s over now. Darauf die Stimme des Partners: No it’s not! As God is my witness“ (64).

Agata will ihr Leben nicht mit einem Kind belasten – noch nicht, erst mit 40, „wenn die Beziehung zur Routine geworden ist und Teo und ich fertig gefeiert haben“ (64).¹⁰⁵ Sie will ihr Leben noch ohne Kinder genießen und sich amüsieren (64). Ihre Haltung entspricht der üblichen Ambivalenz, einerseits Erwartungen, die einem „farbenfrohe Werbefilm“ entnommen sind „von uns, der glücklichen Familie mit dem Kinderwagen und am Küchentisch, wo unser Kleines die Geburtstagskerzen auspustet“ (68)¹⁰⁶, andererseits Befürchtungen, die an einen Horrorfilm erinnern, in dem ihre Freiheiten beschnitten werden und sie in ein vorgefertigtes Lebensmuster gezwungen

¹⁰⁴ „Amma. Gud, vad skumt! Plötsligt ser jag framför mig hur en jättebebis, som mest påminner om en dvärg, står på knä framför mig och glufsar vätska ur mina tuttar och sedan rapar högt och ljudligt.“

¹⁰⁵ „I mitt huvud skulle vi skaffa barn när vi var typ fyrtio. När förhållandet började kännas slentrian och Teo och jag inte orkade festa längre [...]“

¹⁰⁶ „[...] en färgglad reklamfilm, om oss, vi är happy family och vi drar barnvagn och skrattar och vi sitter runt köksbordet och vår lilla unge blåser ut sina födelsedagsljus [...]“

wird: „Müssen wir jetzt so ne Art Leben führen, so rechtzeitig-die-Mietezahlen-und-einmal-im-Jahr-bumsen-mäßig?“ (75)¹⁰⁷

Vor allem aber will sie keine Unterbrechung in ihrer Karriere. Als Teo ihr beruhigend prophezeit, dass sie es sicherlich „wunderbar“ finden werde, Pause von der Arbeit zu machen, reagiert sie mit Gereiztheit und Unverständnis, denn sie mag ihre Arbeit (107). Die Bedeutung der Arbeit hebt Olsson an vielen Stellen hervor, was sie gleichzeitig mit dem Unverständnis der Umwelt kontrastiert. So will Agata einen Termin mit der Hebamme wegen einer Sitzung ändern. Dass eine werdende Mutter den Embryo nicht als erste Priorität setzt, stößt sowohl bei der Hebamme (112) als auch bei Teo (116) auf Unverständnis. Wie stark sie selbst diskriminierende Strukturen verinnerlicht hat, zeigt ihre Angst vor Karriereeinbußen wegen der Schwangerschaft. Es kostet Agata große Überwindung, dies dem Arbeitgeber mitzuteilen. Die Reaktion ihres Vorgesetzten ist zwar nicht gerade positiv, doch kann er sich zu einem „Gratuliere“ durchringen und versichert ihr, dass die Stelle dennoch weiterhin ihr gehöre. Auch wenn gesetzlich die Diskriminierung wegen Schwangerschaft unterbunden ist, so zeigt Olsson doch, dass die arbeitende Mutter in sozialen Zusammenhängen auf Hindernisse stößt, die nicht zuletzt im Unterbewusstsein und in psychischen Strukturen verankert sind. Agata hat so ein schlechtes Gewissen ihrem Arbeitsgeber gegenüber, dass sie meint versprechen zu müssen, nur vier Monate Elternzeit zu nehmen.

An verschiedenen Stellen greift Olsson soziale Normen an, die zum Konnotationsfeld der ‚guten‘ Mutter gehören. Als eine Kollegin in Elternzeit ihr zwei Monate altes Baby am Arbeitsplatz präsentiert, reagiert Agata mit Distanzierung und Verweigerung gegenüber Gefühlen, die, wie sie meint, von ihr erwartet werden, einem Gefühl der Zugehörigkeit „zu dieser Frauengemeinschaft, die darauf hinaus läuft, Kinder und Familienleben zu mögen, während die Männer weiterhin arbeiten und sich der Welt widmen“ (74).¹⁰⁸

Die Mütterberatung empfindet sie als staatliche Kontrollinstanz, auf deren Fragen sie mit provozierender Trotzhaltung reagiert (94). Agata will die Mutterrolle, so wie sie von ihr erwartet wird, nicht annehmen. Es ist ihr wichtig, gerade nicht so zu sein, wie eine Mutter sein soll (98). Die Ablehnung stereotyper Mutterbilder gestaltet Olsson ausführlich in der Satire zum geburtsvorbereitenden Lehrgang, wo Agata sich verächtlich von anderen werdenden Müttern abgrenzt, z.B. von der „Pocahontasbraut“ und dem Vater mit der „Prinz-Eisenherzfrisur“ (269). Als Agata ihr Zukunftsbild mit Kind beschreiben soll, schildert sie provokativ, wie sie und Teo in einer Gartenkneipe sitzen, kalte Drinks schlürfen und sie wieder in ihre alten Jeans passt (272). Als die „Pocahontasbraut“ mit romantischen Szenen aufwartet von

¹⁰⁷ „Måste vi bli så där betala-hyran-i-tid-och-knulla-en-gång-om-året-aktiga nu?“

¹⁰⁸ „[...] i den där kvinnogemenskapen som går ut på att nöja sig med att tycka om barn och familjeliv. Medan killarna fortsätter jobba och ägna sig åt världen.“

einer Sommerwiese vor einem Holzhäuschen, draußen in den Scheren, wo man gleich nach der Entbindung das traute Familienglück lebt (272), bricht Agata in schallendes Hohngelächter aus, wodurch das romantische Bild zu sentimentalem Kitsch reduziert erscheint und Agata beinahe des Kurses verwiesen wird. Olssons Satire richtet sich eindeutig kritisch gegen ein Mutterbild, in dem das Glück sich einzig aus der Geburt des Kindes speist und die Frau sich selbst zu einem hirnlosen vegetativen Wesen minimiert. Dies wird deutlich in einer anderen Szene aus dem Lehrgang, als das „Pantoffelmädchen“ ihren Mann fragen muss, ob sie mit derartigem Schuhwerk ausgerüstet sei. Auch dieser Selbstinfantilisierung begegnet Agata mit offenem Hohn, womit sie sich für eine weitere Teilnahme endgültig disqualifiziert (294).

Ähnlich wie in anderen literarischen Beispielen aus Schweden wird auch bei Olsson Gender als sozial konstruiert präsentiert. Dies wird deutlich durch den ‚Gender-Switch‘, der die Vaterinstanz zur fürsorglichen macht und die Mutterfigur nicht mit konventionellen Muttergefühlen bestückt, die sich spontan und natürlich einstellen. Olsson verleiht ihrer Protagonistin eine starke berufliche Identität und die entschiedene Intention Beruf und Familie miteinander zu kombinieren. Normatives, stereotypes Verhalten wird durch satirische Techniken bloßgestellt. Damit gibt Olsson, im Gegensatz zu Skugge, ihrer Satire eine eindeutig sozialkritische Stoßrichtung.

Skugge und Olsson wählen also für ihre Fiktionalisierungen von Mutterschaft ganz verschiedene Modelle, wobei das von Skugge eher einem restaurativen und das von Olsson einem progressiven entspricht. Damit scheint sich auch für schwedische Literatur die oben festgestellte Zweigleisigkeit der Tendenzen zu bestätigen. Darüber hinaus kehren bei Skugge viele Elemente wieder, die an das oben erläuterte Fröhlich-Konzept erinnern, Olsson dagegen folgt eher einem Konzept, das traditionelle Rollenzuteilung in Frage stellt und Gender als sozial konstruiert nachvollziehbar macht. Beide bedienen sich satirischer Stilmittel, die allerdings bei Skugge eher zur Verwischung von Positionen führen, bei Olsson dagegen eine deutlich sozialkritische Absicht vermitteln.

Mutterliebe – „eine graue grausame Landschaft“¹⁰⁹

Treten Mütter als Protagonistinnen und Akteurinnen in der Literatur nur mehr selten auf, so sind die Auftritte ‚böser‘ und ‚schlechter‘ und daher ‚unnatürlicher‘ Mütter noch seltener.¹¹⁰ Barbara Kosta ist der Meinung, dass

¹⁰⁹ Elfriede Jelinek: *Die Klavierspielerin*, S. 190.

¹¹⁰ Ausgenommen sind hierbei die ‚schlechten‘ Mütter in den auto-/biographischen Anklageschriften ihrer Kinder, d.h. die Mütter in der Retrospektive, denen Kapitel 4 gewidmet ist.

„heikle oder kontroverse Darstellungen der Mutter“ immer noch zu den verbotenen Themen gehören (Kosta 1993: 243).

Von den vereinzelt Beispielen, die dennoch zu finden sind, ist wohl Elfriede Jelineks *Klavierspielerin* das bekannteste und eindrucksvollste der Gegenwartsliteratur für „böse Blicke“ (Morrien 1999) auf die Mutter. Wohl kaum jemandem ist es gelungen, sprachlich so ausgefeilt und variationsreich Satire, Sarkasmus und Zynismus zum Zwecke der Dekonstruktion, ja Destruktion, des Muttermythos einzusetzen: „Mit meisterhafter sprachlicher Originalität, mit großer Ironie und Metaphern von ätzender Schärfe beschreibt sie eine krankhafte und unmenschliche Mutter-Tochter-Beziehung in einer krankhaften und unmenschlichen Gesellschaft“ (Aulls 1993: 209).

Jelinek hat selbst beschrieben, wie sie ihre literarischen Effekte erzielt. In einem Interview weist sie darauf hin, dass es in ihren Texten nicht um Menschen ginge, sondern um „Kunstfiguren, die auf das [...] Reliefartige wie bei einem Holzschnitt reduziert sind“ (vgl. Aulls 1993: 209). An anderer Stelle beschreibt sie ihre Erzähltechnik als „Beugung der Wirklichkeit“. Das heißt für sie, diese „schärfer zu beleuchten und dadurch wirklicher zu machen“ (Aulls 1993: 210). Deutlich benutzt sie karikierende Mittel, die literarische Figuren zu eindimensionalen Typen reduzieren, um sie so zu Trägern beißender Polemik und kritischer Provokation zu machen. Distanz zum literarischen Gegenstand schafft auch der innovative Einsatz der auktorialen Erzählerinstanz, die sie über zahlreiche Stilmittel mit einer zynischen, verächtlichen Haltung versieht. Auch dadurch werden Mitgefühl und Identifikation der Leser verhindert.

Die Literaturwissenschaft hat sich in unzähligen Analysen bereits mit Jelinek auseinandergesetzt. Ich möchte mich deshalb hier Autorinnen widmen, die ähnlich wie Jelinek nicht nur mit dem Mythos der selbstlosen Mutterliebe aufräumen, sondern den Ort der Mutter-Tochter-Beziehung dermaßen verzerren, „dass das Bild der Bindung auseinander fällt und die Nähte aufgedeckt werden“. Genau wie Jelinek zerlegen Ruth Schweikert und Kerstin Hensel Mutterschaft „als eine gesellschaftliche Einrichtung“ (Kosta 1993: 262) und dekonstruieren in literarischen Gestaltungen auf verschiedene Art den Mythos einer ‚natur-lichen‘ Mütterlichkeit.

Genealogie verhinderter Mutterliebe: Ruth Schweikert, Port Bou und Totschlagen

Wie bei Jelinek so stehen auch bei Ruth Schweikert repressive, verlogene Familienstrukturen im Zentrum. Auch sie bedient sich durch Stilmittel und Erzähltechnik einer satirischen, ja sarkastischen Schreibweise. In der Erzählung *Port Bou* wird der Entwicklungsprozess einer zur Liebe unfähigen Mutter geschildert, die beschließt, sich von ihrer inneren Gefangenschaft, verursacht durch das Trauma des väterlichen Inzests, zu befreien.

Obwohl die inzestuöse Vaterinstanz die Ursache für das Leiden der Tochter ist, tritt sie als Nebenfigur in den Schatten der Mutter. Mutter und Toch-

ter werden ständig zueinander in Beziehung gesetzt, ihre Lebensläufe scheinen ineinander verzahnt zu sein, auf eine Weise, die es dem Leser nahezu unmöglich macht, den ständigen Personenwechsel von Mutter und Tochter nachzuvollziehen. Dieses Verwirrspiel ist Teil einer bewussten erzählerischen Strategie, denn das Verfahren weist nicht nur darauf hin, dass die Entwicklung der Tochter symbiotisch an die Mutter gebunden ist, sondern steht auch für eine Schuldzuschreibung an die Mutter.

Schweikert wählt also nicht wie Jelinek die auktoriale Erzählweise, sondern verschlingt Zeit und Raum miteinander, ergänzt durch den ständigen Wechsel der Erzählperspektive von Mutter und Tochter. Dies dient der Markierung und Hervorhebung der Komplexität und Anstrengung, die der Befreiungsprozess für sie bedeutet.

Die Biographien von Mutter und Tochter sind so dicht miteinander verflochten, dass sie häufig, fast unbemerkt ineinander übergehen. Formen des Erzählens wechseln von erlebter Rede zu innerem Monolog und innerem Dialog mit der Mutter. Schweikert spielt mit den Pronomen, indem sie das umschreibende „sie“ sowohl für Mutter als auch Tochter benutzt, das allerdings an bestimmten Stellen in ein „ich“ oder „du“ übergleitet. Das Überwechseln zur ersten Person Singular wird vor allem als Zeichen der Loslösung und Befreiung der Tochter, ihrer Ichwerdung, eingesetzt.

Roswitha, die Mutter, wird weniger als Opfer, sondern eher als ‚Resultat‘ kleinbürgerlicher Familienstrukturen geschildert. Schweikert klammert durch karikierende Überzeichnung ihrer Figuren Mitgefühl und Identifikation weitgehend aus. Roswitha wird dargestellt als junges naives Mädchen, das die Anstrengungen der Nachkriegszeit mit Büchern, die „von treuer Frauenliebe“ handeln (9), kompensiert. Daraus entwickelt sie ihre Lebensperspektive, nämlich „eine Junggesellenbude“ zu okkupieren, die darauf wartet, „von ihr in ein häusliches Heim verwandelt zu werden“. Allein dieser Satz spielt auf zwei wesentliche Bestandteile der traditionellen weiblichen Identität an, die sich in Roswitha personifizieren: Sie sieht ihre Hauptaufgabe in einer gemütlichen Gestaltung der häuslichen Sphäre und die Sinnerfüllung ihres Lebens in der familiären Vereinigung mit dem Mann. Dieser Traum wird im nächsten Satz durch die Metapher „Silberstreif am Horizont vom Fräuleinhirn“ ironisch verhöhnt, wobei die Benutzung des Wortes „Fräulein“ nicht nur die Frau, sondern auch ihr Hirn reduziert, um dann nach einem Doppelpunkt in eine vernichtende Konsequenz zu münden: „lieber lebenslängliche Hausfrau als lebenslängliche Sekretärin“ (10). Damit wird das Hausfrauendasein als kleineres Übel, dennoch Übel, präsentiert und gleichzeitig als privates Gefängnis, dem öffentlichen gleichgestellt. Wie sich die Frau auch verhält, ihr Leben kommt dem Verbüßen einer lebenslänglichen Haftstrafe gleich.

Nach anfänglicher Niederlage gelingt es schließlich, einen Ehemann „vor den katholischen Altar“ zu schleppen. Die „Einmündung in die Zielgerade“ erfolgt in letzter Sekunde, „das Fräulein ist vierunddreißig“, durch Heirat,

die Schweikert, auch hier wieder die Metaphorik der Strafjustiz einsetzend, als „Besserungsanstalt“ bezeichnet, als Gewaltverhältnis, „wo die Ehefrau unter Einsatz und Aufopferung sämtlicher Fähigkeiten aus dem vertrockneten Junggesellen den glücklichen Ehemann herauspresst“ (19). Der Traum vom häuslichen Glück wird als etwas von außen Auferlegtes, Aufgezwungenes, Normatives geschildert. Auch die Mutterschaft wird hemmungslos entromantisiert, indem die Kinder „mit letzter Kraft ins Leben hinausgepresst [werden], während die Ärzte aus ihrem [Roswithas] langsam sich verfettenden Schoß mit der Saugglocke alle eineinhalb Jahre wieder bis zum Klimakterium einen winzigen, blauverfärbten oder schon todweißen Menschenkörper zerrten“. Die Mutter wird zur Gebärmaschine und vollbringt damit „echte biblische Frauenarbeit“ (20).

Das Leben der Mutter entspricht zwar der Fassade nach der sozialen Norm, entbehrt allerdings jeglichen Sinngelhalts, was die Tochter bereits früh erkennt. Obwohl sie die Mutter verachtet, wobei sie sich den verächtlichen Vaterblick selbst zu eigen macht, wiederholt sie in ihrer eigenen Biographie deren Lebensmuster. Auch die Tochter kann keine liebevolle Mutter werden. Der Moment der Befruchtung wird als rein biologische Reaktion beschrieben, als „alle drei Jahre stattfindende [...] Orgasmuskontraktionen“, die „zuverlässig den Eisprung“ auslösen. Ihre Liebhaber, also die Väter ihrer Kinder, sind Zufallserscheinungen, austauschbare Objekte, die ihr „nebst ihren Kindern [...] drei halbvolle Zigarettenschachteln“ hinterlassen haben (14). Der Vergleich der Kinder mit Zigarettenschachteln verweist über die Dürftigkeit des sexuellen Kontakts hinaus auf den Mangel an Liebe für die eigenen Kinder. Als die Erzählerin sie beim Schlafen betrachtet, beschreibt sie sie enteelt, „übereinandergeschachtelt“ wie Pappkartons, als einen „atmende[n] Haufen“: „sechzig Kilogramm träumendes Kinderfleisch, das sich aneinander klammert, weil es zusammengehört und sich gegen die Mutter verschworen hat“ (15). Ein Muster wiederholt sich: Kinder wachsen ohne Liebe auf und sind als Erwachsene selbst nicht der Liebe fähig. Die offenen Mäuler der Kinder lassen sie lediglich an den Inzest denken, den sie selbst erfahren hat, „als könne sie nichts verletzen, nichts in sie eindringen“ (15).

Symbolisch für die psychische Verletzung durch den Vater steht der Kuss bzw. die orale Lustbefriedigung, die wie ein Leitmotiv die Mutter-Tochter-Dyade und den Befreiungsprozess durchläuft.

Mit 27, dem Alter, als ihre Mutter zum ersten Mal geküsst wurde, beschließt die Tochter, sich nicht mehr die Zähne zu putzen, was gleichzeitig die Initialhandlung für die Einleitung des Loslösungsprozesses ist. Dass dieser Beschluss auch mit dem Vater zu tun hat, wird zunächst nur angedeutet: Ihre Zähne seien fünfzehn Jahre lang arbeitslos gewesen, „seit dem letzten Vaterkuss, der ihr als Tochter galt“ (8). Erst sechs Seiten später wird der diffuse Verdacht bestätigt, dass es der Vater war, der „allererste Liebhaber“, der „Geliebte aus halben Kindertagen“, der sie brutal zum ersten Kuss, d.h. Oralsex, gezwungen hat. Die Identifizierung des Vaters als Vergewaltiger

erfolgt schrittweise. Die brutale Gewissheit wird markiert durch das Überwechseln zur direkten Rede des Vaters: „Ich geb dir’s ins Maul, das schmeckt gut, ja, du wirst sehen, komm [...]“, wobei er gleichzeitig die Schuld auf die Mutter schiebt, weil sie sich ihm sexuell verweigerte. Der Zahnarztgeruch ist ein weiterer Verweis auf den Vater, ohne ihn bis jetzt direkt genannt zu haben. Lediglich Mutter und Kind werden benannt: „[...]er singt für das Kind Mutters Lieblingslied aus irgendeiner Operette: Meine Liebe, deine Liebe, die sind beide gleich [...]“. Die Verknüpfung des Operettentextes mit dem brutalen Vergewaltigungsakt verstärkt noch einmal zynisch das Verbrechen des Vaters. Singend kommt er zum Orgasmus und erst, als er sich in ihrem Mund entlädt, wird der Vater benannt, wenn auch vermittelt über Gesangsmetaphorik: „Sie schmeckt den Ton, wie er in ihrem Mund zerfließt, die Vätertonleiter stoppt“ (14). Erst hier wird der Inzest zur unmissverständlichen Wahrheit. Durch die schrittweise, zögerliche Enthüllung verstärkt Schweikert die Ungeheuerlichkeit des Verbrechens und arbeitet die Schwierigkeit des Kindes heraus, über dieses zu sprechen, sich mit der Tat zu konfrontieren und diese überhaupt als tatsächliches Ereignis anzunehmen. Der sexuelle Missbrauch führt die Tochter in die Asozialität – „oder war es einfach die Weigerung, erwachsen zu werden [...]?“ (16)

Der Befreiungsprozess wird begleitet durch die zunehmende Verrottung der Zähne. Die ekelregende Beschreibung – „ich schabe eine weiße Bakterien-schicht von meinen Zähnen“ (20) – korrespondiert metaphorisch mit der verabscheuungswürdigen Tat des Vaters und der Verlogenheit der familiären Verhältnisse. Der inneren Reise entspricht eine äußere: Die Reise nach Spanien ist doppeldeutig: Dorthin machte ihre Mutter ihre erste Reise und dort bekam sie ihren ersten Kuss, außerdem steht der spanische Zielort Port Bou symbolisch für ihre Individuation. Port Bou ist der Ort, an dem Walter Benjamin sich auf der Flucht vor den Nazis 1940 das Leben nahm. Ebenfalls hier soll das *alte* Leben der Erzählerin zu Ende gehen, hier wird sie neu geboren. Diese Entwicklung unterstreicht Schweikert mit eingesprengten Zitate aus dem Benjamin-Essay „Schicksal und Charakter“ (1919).

Die Erzählung endet mit dem einer Katharsis ähnlichen Ereignis der inneren Reinigung. „Drei Tage lang“ isst sie sich aus ihrer „Körperform heraus“, bis sie von „Hitze, Völle und Zahnschmerzen ohnmächtig“ wird. Die Mund-zu-Mund-Beatmung eines Mannes, der „mir seinen sauberen Atem hineindrückt und meinen übelriechenden aus mir herausaugt“, führt zu einer „Gefühlsaufwallung, die mir endlich erlösend den Magen umdreht“ (23). Sie übergibt sich, begleitet von „Ekelschreie[n]“, die sich anhören „wie ein spätes Echo auf alle diese eingestopften Vätertonleitern, die jetzt neben Walter Benjamins Grabstein als erbrochene Fischleichen zum Himmel stinken“ (23f).

Schweikert beendet die Erzählung mit einem Bild der Harmonie, der Stille, „die zwischen der Nacht und dem Tag sich ausbreitet, zwischen den Kin-

dern und mir“. Dies deutet auch auf ein neues Verhältnis zu den Kindern hin, auf eine gewollte, selbstgewählte Beziehung.

In der Erzählung *Totschlagen* schildert Schweikert private Katastrophenszenarien ihrer Figuren mit ähnlich schmerzhaftem Sarkasmus. Von Schmerz zeugt bereits der Titel: *Totschlagen*. Das Thema ist auch hier verhinderte Mutterliebe. Die Autorin vermittelt in einem erzählerisch reich gestalteten Erklärungsansatz, dass der Protagonistin Daniela Schmeiss von früh auf, von „manchen“, den Erwachsenen aus ihrem nächsten Bezugskreis, beigebracht wurde, dass sie selbst nicht der Liebe wert sei, weshalb sie folgerichtig auch nicht in der Lage ist, ihren Sohn zu lieben. Ihre Wertlosigkeit wird bereits durch den Namen *Schmeiss* deutlich zum Ausdruck gebracht, erinnert er doch unmittelbar an das Verb *wegschmeißen*, also an Abfall, Müll und schlechthin Wertloses, auch ließe sich direkt zu Schmeißfliege assoziieren, einem unangenehmen Insekt, das sich von Dreck ernährt und das man am besten *totschlägt*, etwas Störendes und Überflüssiges, ja Ekelhaftes. In diesem Sinne wird auch Danielas Erscheinung wie ein menschengroßes Insekt mit überdimensioniertem Kopf und gebeugtem Rumpf beschrieben: „Das Gesicht ist nicht nur das Längste an Danielas Körper, es ist auch das Schwerste und zieht die ganze Frauensperson zum Erdmittelpunkt.“ Das Gewicht und die Größe des Gesichts stehen im Gegensatz zu einem „kleinen, runden Gehirn“, was auf ihre geringe (Insekten-)Intelligenz verweist. Der Eindruck, dass Daniela bereits „totgeschlagen“ sei, wird erzielt durch die Beschreibung ihres Körpers, der einem „wie für ein Museum konservierten, eingedörrten Körpergestänge“ gleiche (97).

Daniela, „38, alleinerziehende Mutter eines fünfeinhalbjährigen Sohnes und so ledig, wie es in ihrem alten Passe stand“ (97f), hat niemals gelernt, Liebe zu empfangen und zu geben. In ihrer Hilflosigkeit verliert sie den Sohn an die eigenen Eltern. Diese überwältigende Einsicht in den Verlust lässt Schweikert nach dem gleichen Rezept wie in *Port Bou* wie nebenbei, über banale Stränge in die Handlung einfließen. Der Verlust des Sohnes wird implizit vermittelt über die neutral und sachlich anmutenden Betrachtungen zur Wohnung:

Die Zimmer mussten eingerichtet werden, sie mussten eine Bestimmung kriegen, vor allem das dritte, das Kinderzimmer, Simons Zimmer, aus dem beinahe unmerklich ein Gästezimmer geworden war. Je mehr das Zimmer verwaiste, um so voller stellte es Daniela (102).

Das Zimmer wird hier beseelt und zur Waise ernannt. Dadurch tritt deutlicher hervor, dass eigentlich die Mutter selbst die Verwaiste ist, die von ihrem Kind verlassen wurde. Mutter- und Kindstatus werden vertauscht, das Kind wird zum Erwachsenen, die Mutter dagegen ist immer noch Kind. Dies verfestigt der abgeklärte, rationale Blick des Kindes, mit dem es die Mutter

betrachtet. Es durchschaut ihre Ablehnung und hat deshalb „ihre Mutterliebe abgestreift wie einen alten löchrigen Handschuh“ (108). Sie, die Mutter, ist es, die Angst vor dem analytischen Vermögen ihres eigenen Kindes hat, denn Simon sagt ihr auf den Kopf zu, „dass du mich am liebsten mit einem Beil in zwei Teile hacken möchtest [...], bis alles Blut aus mir herausläuft und ich ganz tot bin“ (120).

Ihren Eigenhass und die Ablehnung, die sie selbst als Kind erfahren hat, hat Daniela Schmeiss auf ihr Kind projiziert, und somit endet die Erzählung so, wie sie im Titel angefangen hat, mit *Totschlagen* aller, die an ihrer verkümmerten Persönlichkeit und an ihrer Liebesunfähigkeit mitgewirkt, sie erniedrigt und misshandelt haben. Hierzu gehören sowohl die Familie in unmittelbarer Nähe als auch das soziale Umfeld ihrer Kindheit und ihre Liebespartner: „[...] man sollte sie alle totschiagen [...] mich auch“ (120), lautet das erschütternde Fazit.

Das Gefühl der Wertlosigkeit, das ihr aufoktroziert wurde, hat sie als eigene Wertvorstellung verinnerlicht. Die gesamte Erzählstruktur läuft darauf hinaus, diesen Eindruck der Wertlosigkeit zu vertiefen und satirisch zu verdichten. Das Tragische an der Figur Daniela Schmeiss ist sprachlich so überfrachtet, dass es in Tragikomik umschlagen kann. Der Effekt wird weiterhin verstärkt durch schwyzerdütsche Ausdrücke, die Schweikert hier und da einbaut.¹¹¹ Diese dienen der satirischen Überhöhung und damit einer verstärkten Lächerlichmachung durch provinziellen Jargon.

Schweikert hat vor allem in *Port Bou* ein auf den ersten Blick klassisches Thema der 70er Jahre-Frauenliteratur aufgegriffen, das der Loslösung von destruktiven Strukturen hin zur Ichfindung und Selbstverwirklichung. Doch durch den sarkastischen Stil verhindert sie subjektive Betroffenheit und Identifikation bei den Lesern. Damit schafft sie Distanz zum Erzählten, die ermöglicht, die Strukturen hinter den Figuren zu erkennen. Sie hat damit die Perspektive von Nabelschau und Subjektivität hin zur Kritik an sozialer Gendernormierung erweitert.

Schweikert setzt die Ästhetik des Sarkasmus zielbewusst ein, um vom individuellen Fall wegzuführen, allgemeine Strukturen aufzudecken und anzugreifen. In beiden Erzählungen geht es um destruktive, repressive Familienstrukturen, die zur Liebesunfähigkeit führen. Im Zentrum steht dabei die verhinderte Mutterliebe. Bei Schweikert wird Mutterliebe zum sozialen Konstrukt repressiver Familienbeziehungen. Diese existiert lediglich als Fassade und leere Hülse. Das Bild von spontaner, unmittelbar aus dem Körper abgeleiteter Liebe zerfällt, „Nähte [werden] aufgedeckt“ (Kosta 1993: 262).

¹¹¹ Chopf (97); dui Sui, dui gruisigi (105); gopferdammi (114); Starrgrind (116); Brätleten (120).

Die neue Dimension des Erzählens liegt in einer Erzähltechnik der Verfremdung, z.B. durch die Verschachtelungstechnik in *Port Bou*, die krasse Typisierung der Figuren, die entwirrt erscheinen, die Mischung verschiedener Stile und die Sprachverfremdungen:

[...] von Amtssprache [...] über die biologisch-medizinische Sprache [...], die Sprache der Trivalliteratur, [...] die offizielle Sprache der Politik [...], die pädagogische Sprache [...] bis zur Sprache der Religion. [...] Unschwer ist in diesem distanzierend-sarkastischen Stil das Vorbild Elfriede Jelinek zu erkennen, an die viele Formulierungen in „Port Bou“ erinnern. (Stocker 2002: 386f)

Auch Eve Pormeister bestätigt Schweikert eine „teils groteske[...], teils ironisch-karikierte[...] Darstellungs- und Erzählweise“ (Pormeister 2000: 204): „Neben Härte, Schmerz, Traurigkeit und einer großen Dramatik“ stehe auch „herzhafte Komik, die durch witzige Ausdrücke [...], durch Situationskomik [...] oder selbst durch Charakterkomik erreicht wird“ (205f). Hierauf verweist die Autorin übrigens selbst in *Port Bou* mit einem weiteren Benjamin-Zitat, „[...] dass jede tragische Handlung, so erhaben sie auch auf ihrem Kothurn schreite, einen komischen Schatten werfe [...]“.

Subversive Performanz: Kerstin Hensel, Im Spinnhaus

Kerstin Hensel wiederum bietet einen literarischen Zugriff auf Mutterschaft an, der bisher nicht berücksichtigt worden ist. Ihre Mutterfiguren leben zwar in Symbiose mit der Natur, aber einer Natur, die eher ein surrealistisches Szenario darstellt, in dem vieles einer unheimlichen Märchenwelt entnommen ist, jedoch sowohl die typische Polarisierung in gut und böse als auch das glückliche Ende fehlen. Eher triumphieren die bösen Märchenfiguren, die Hexen und Stiefmütter. Das Thema Mutterschaft scheint dabei eigentlich sekundär. Auch wenn das Spinnhaus alle Erzählungen als Leitmotiv verknüpft und als Symbol für traditionell weibliche Tätigkeit fungiert, so geht es Hensel wohl nicht in erster Linie um Genderkonzepte, sondern um einen breiteren Blick auf gesellschaftliche Strukturen aus ländlich provinzieller Perspektive. Hensel folgt der Entwicklung eines kleinen Dorfes im Erzgebirge über eine Zeitspanne von ca. 100 Jahren. Besondere Schwerpunkte sind die Zeit des Nationalsozialismus und der DDR. Erzähltechnisch sind abgeschlossene Episoden in teilweise gebrochener Chronologie lose aneinandergereiht, wobei die historische Darstellung mit einer weiblichen Genealogie, den Frauen aus dem Spinnhaus, korrespondiert.

Diese Frauen nun sind Mütter der besonderen Art, ‚naturverbunden‘, aber weit entfernt von den ‚natürlichen‘ Eigenschaften, mit denen u.a. Rousseau sie versah. „Die Uhlige“ (11-22) z.B. – eine hexenähnliche Gestalt mit Buckel, Krallen, „pechblendenschwarzem“ Ausschlag und immer wieder nachwachsendem Silber im Haar, das sie ab und zu auswäscht – „ließ“ sich erst mit sechzig Jahren schwängern. Hensels Formulierung bringt deutlich zum

Ausdruck, dass sie selbst diesen Zeitpunkt bestimmte. Voller Glücksgefühle gibt sie sich einer im Nebel verbleibenden tierähnlichen Gestalt, „warm, brummend“, hin und „spürte alles und nichts“. Die Schwangerschaft ist allerdings endlos und führt nie zur Entbindung. Mit siebzig ist sie immer noch hochschwanger und glücklich über ihre Leibesfrucht und lässt sich „von niemandem eine Gefahr einreden“.

Auch „Zschiedrich-Lottes“ Mutter („Das Waschkind“, 23-34) entspricht keinen konventionellen Idealen, wenn sie tagsüber „als Wäschereibesitzerin“ mit den „finsternen Zügen einer Herrscherin“ der Tochter gegenüber liebevoll auftritt, doch bereits auf dem Heimweg die Tochter „grob durch die Finsternis [zog]“ und „Backpfeifen und Kopfnüsse [erfuhr]“, denn „nur nach Arbeitsschluss rutschte ihr regelmäßig die Hand aus“. Den Ersatz für wärmende Mutterliebe findet die Tochter in der „heißduftenden Welt“ der Wäscherei, die anstelle der „unbegreiflichen Kälte“ der Mutter tritt.

Als diese misshandelte Tochter selbst Mutter wird („Hexenbutter“, 35-40), lehnt sich deren Tochter, Gundel, bereits mit drei Jahren gegen diese auf, versetzt ihr eine Ohrfeige und läuft davon. Die Symbiose mit der Natur zieht sie der mit der Mutter vor. Ihre Leidenschaft gilt der Hexenbutter, einem Gewächs „an der Grenze zwischen Tier und Pflanze“: „Fulcio septica. Die Zwischennatur.“ Dieses Schlüsselerlebnis lässt sie zur „Herrin der Pilze“ werden.

Waltraut („Die Sirene“, 47-55) trägt ihr Kind Marie mit so großer Gleichgültigkeit aus, dass es grauhaarig auf die Welt kommt. Sie vernachlässigt ihr Kind so stark, dass es „halb erfroren“ und „halb erstickt“ im Spinnhaus aufgefunden wird.

Auch Inges Mutter, die ihre Tochter bereits als Alkoholikerin auf die Welt bringt („Akelei und Engelwurz“, 94-102), was zur Folge hatte, dass diese Muttermilch nur akzeptierte, nachdem die Brustwarze in Likör getaucht wurde, oder Fräulein Charlotte, die dem Dutt aus den Haaren ihrer Mutter jeden Abend einen Gutenachtkuss gibt („Der Dutt“, 112-118), oder die Freytagin, ein Zwitter mit Brüsten und „Schniebl“ („Der Schandbrief“, 211-219), hinter dem sich Arne/Arnfrieds Geschlecht befand, sind groteske Figuren, Resultate einer pervertierten Natur, einer über das Fremde bzw. Andere konstruierten ‚Natürlichkeit‘, die sich jenseits der Geschlechterdifferenz verortet und Polarisierungen in Frage stellt.

Kulturell positiv besetzte Begriffe wie Natur, Mutter, Kind, Schwangerschaft, Geburt, Liebe werden hier verunsichert. Empfindungen des den kulturellen Konventionen gemäßen Normalen werden gestört und sabotiert. Hensel gelingt es durch Fremdes und Unkohärentes die selbstverständlich hingegenommene Welt in ihrem Konstruktcharakter sichtbar zu machen. Sie erzielt somit, subversive Effekte performativ umzusetzen und literarisch-ästhetisch zu gestalten.

Die Kategorie Mutter wird zwar auch hier an Natur gekoppelt, aber im travestierten und parodierten Sinne. Statt ‚guten‘ Müttern gestaltet Hensel

geistig und körperlich verkrüppelte Wesen, die in ihrer Skurrilität und grotesken Gestaltung nur noch vage an Mütter erinnern und damit natürlich verstandene Mutterschaft dekonstruieren. Hensel erzielt das, was Judith Butler mit subversiver Performanz gemeint hat: das „Spiel mit Rollenstereotypen“ und die „Weiblichkeit als Maskerade“ (vgl. von Hoff 2005: 173).

Die im Muttermythos verklärte weibliche Genealogie, wie sie bei Marianne Fredriksson Verwendung fand, wird bei Hensel zu grotesken Bildern im Zerrspiegel. Mit sprachlichen Bildern, die surrealen Welten entnommen sind, gelingen Hensel ähnliche Effekte wie Schweikert, vor allem die Schaffung von Distanz zum Erzählten, die Identifikation verhindert und den Blick für das Fremde im Eigenen öffnet.

Zusammenfassung

Das obige Kapitel enthält eine Anzahl sehr unterschiedlicher Texte, langer und kurzer, Erzählungen und Romane, mit einfachen oder komplizierten Handlungsverläufen, dürtig oder variationsreich an stilistischen Mitteln, einfach oder anspruchsvoll in der ästhetischen Gestaltung. Sie wenden sich an breite und schmale Zielgruppen. Die Figurenskala ist facettenreich, von der modernen, jungen Mutter zwischen Beruf und Familie mit großem Identifikationspotential bis hin zu grotesken, verfremdeten, karikierten Figuren.

Gemeinsam ist diesen Texten, dass Mütter literarisch inszeniert werden, und zwar nicht vermittelt über den Blick anderer, die sie einschätzen, beurteilen, ablehnen, hassen oder anklagen. Hier geht es um Mutterfiguren in eigenem Recht und in eigener Person. Sie sind nicht immer Protagonistinnen, aber sie sind selbständige Figuren und keine Projektionsflächen, Medien oder bloße Vehikelfiguren, die die Mutterliteratur dominiert haben und die im nächsten Kapitel ausführlich besprochen werden.

Deutlich wird in den Texten dieses Kapitels die in der Einleitung angesprochene Ambivalenz der jüngsten Literatur, die sich gerade in Neu- und Umverhandlungen von Gender deutlich zeigt. Der Variationsreichtum bringt die oben entwickelten thematischen Stränge im Mutterdiskurs zum Ausdruck, einerseits den Habitus, das soziale Geschlecht, mit seinen traditionellen Dispositionen zu reproduzieren oder diesen zu überwinden bzw. mit neuen Dispositionen zu besetzen und auf diese Weise mit Spielarten von männlich und weiblich zu experimentieren.

Dabei lassen sich keine eindeutigen Aussagen zu eventuellen nationalen Charakteristika in schwedischer oder deutschsprachiger Literatur machen. Alle literarischen Produkte bewegen sich mehr oder weniger im Spannungsfeld von Konstruktivismus und Essentialismus, Kultur und Natur, Tradition und Innovation. Dabei scheint in schwedischen Texten (auf der Grundlage eines anderen Normsystems der ‚guten‘ Mutter) stärker durchzuscheinen, dass Genderidentitäten kulturell bedingte Konstruktionen sind und sich ver-

ändern lassen. Diese Ansätze sind häufig mit einer literarischen Botschaft versehen, die in eine sozialkritische Richtung weist. Sie fanden sich vor allem bei Pia Hintze, in der Kriminalliteratur und bei Belinda Olsson. Aber auch gegenläufige Ansätze waren im schwedischen Material auszumachen. Für diese stehen Marianne Fredriksson, Eva Adolfsson und Linda Skugge. Hier wurde Mutterschaft aus differenzfeministischer Perspektive inszeniert, allerdings mit Hilfe sehr unterschiedlicher ästhetischer Konzepte.

Der Bedarf an Mutterliteratur scheint im deutschsprachigen Raum eher über ausländische Texte als durch eigene Produktion gestillt zu werden. Zweifellos war es einfacher, schwedische ‚Muttertexte‘ zu finden. Die hier behandelten deutschen zeugen entweder von biologistischen und resignativen Tendenzen wie bei Susanne Fröhlich und Thea Dorn oder sie demonstrieren eine aggressive, nahezu destruktive Haltung gegenüber der Mutterthematik, was sowohl bei Ruth Schweikert als auch bei Kerstin Hensel deutlich wurde.

Eine Vorstellung der Gegensätzlichkeit von deutschen und schwedischen Genderidentitäten lässt sich vor dem Hintergrund der nachgewiesenen literarischen Interaktion nicht aufrechterhalten. Vielmehr tritt ein gemeinsames Wertesystem hervor, das auf eine lange historische Tradition zurück weist.

4. Mütter in der Retrospektive

Als die Medienwissenschaftlerin Renate Möhrmann im März 1995 die Einleitung zu ihrer Anthologie *Verklärt, verkitscht, vergessen. Die Mutter als ästhetische Figur* schreibt, bezeichnet sie ihre Untersuchung als „die erste deutschsprachige [...] zu den ästhetischen Darstellungsformen der Mutter“. Doch gleich anschließend folgt die Einschränkung:

Gewiss: Es gibt bereits vereinzelt literaturwissenschaftliche Analysen zum Komplex der Mutter-Tochter-Beziehung. Doch geht es darin vorrangig um die Figur der Tochter. Die Mutter ist eher defizitär angelegt, nämlich als Verhinderungsinstanz bei der Bewältigung der eigenen Emanzipationsaufgaben. Schließlich hatte sich der neue Feminismus der ausgehenden 60er Jahre und beginnenden 70er Jahre durchgängig als eine Bewegung der Töchter manifestiert, die sich vom dominatorischen Gängelband ihrer zumeist rollenkonformen Mütter befreien wollten. Insofern lieferten sie in ihren Analysen – wenn auch in emanzipatorischer Absicht – die feministische Variante der ‚bösen Mütter‘ und verfestigten ihre patriarchale Ausgrenzung (Möhrmann 1996: 17).

In der Tat ist in der Literatur der 70er und 80er Jahre die Dominanz der Mutter als „Verhinderungsinstanz“ deutlich. Das zentrale Thema ist die Suche nach einer eigenen Identität und die Ich-Findung. Die Auseinandersetzung mit der Mutter soll dabei vor allem dazu befähigen, Grenzen zu etablieren zu einer traditionellen, angepassten Mutterfigur, deren Subjekt völlig von der Rollenzuweisung der Ehefrau und Mutter geprägt ist, für die ein Ich-Sagen unmöglich erscheint, eine eigene Ausdrucksweise nicht greifbar. Diese Mütter werden als Opfer patriarchalischer Hierarchien geschildert – schlicht gesagt als abschreckende Beispiele, von denen es sich zu distanzieren gilt. Die Mutter wird zum „Angstbild“ und somit zu einer unversiegbaren Quelle des Leidens (vgl. Kraft 1993b: 216).

Autonomiebestrebungen der Töchter

Diese Perspektive auf die Mutter ist für die deutschsprachige Literatur in zwei Dissertationen untersucht worden (Katharina Aulls: 1993; Renate Dernenne: 1994). Sie ähneln sich stark im theoretischen Ausgangspunkt, kommen zu ähnlichen Ergebnissen und behandeln auch teilweise dieselben litera-

rischen Beispiele. Dennoch unterscheiden sie sich in Punkten, die für eine weitergehende Forschung recht aufschlussreich sein könnten.

Dernedde kommt zu dem Schluss, dass die von ihr behandelten Texte¹ „Ergebnisse der Aufarbeitung individueller Geschichte“ seien, „durch die versucht wird, die bestehenden geschlechtlich definierten Subordinationsverhältnisse in unserer Gesellschaft zu unterminieren und neue sprachliche Muster zu entwickeln zur Konstituierung eines autonomen weiblichen Ich“ (Dernedde 1994: 198). Im Gegensatz zu den in den 80er Jahren entstandenen „Väterbüchern“ von männlichen Autoren, die weniger Wert auf psychologische Strukturen und mehr auf die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit legen, sparten Autorinnen nach Dernedde die gesellschaftlichen Verhältnisse aus bzw. reduzierten Politik auf den privaten Raum.

Der Bruch mit der Mutter wird von Dernedde als unverzichtbar gesehen, „denn die Frau, die selbst in untergeordneter Stellung lebt, kann Autonomiebestrebungen der Tochter nicht positiv bewerten und verstärken“ (Dernedde 1994: 48). Dabei hinterfragt Dernedde nicht das Projekt der Identitätssuche – „die filigrane Sezierarbeit, bei der das Subjekt Frau entdeckt werden soll, um aus dem Objekt-Status herauszufinden“ –, sondern sie setzt selbst voraus, dass es einen Subjekt-Kern geben könne, den es freizulegen gelte. Zwar distanziert sie sich von der „Vorstellung von einem zwar existierenden und stimmigen, aber eben versteckten Ich, das nur gefunden und hervorgeholt werden müsse“, doch stellt sie dem gegenüber „Fragmente, verstreute Teilchen, deren Beschaffenheit nicht immer gleich erkennbar ist“, was auch ein befindliches weibliches Ich voraussetzt (Dernedde 1994: 50f.).

Die Theorie einer Unvermeidbarkeit des Bruchs belegt sie mit dem psychologischen Ansatz von Nancy Chodorow, der beinhaltet, dass die Tochter aufgrund der geschlechtlichen Übereinstimmung mit der Mutter größere Schwierigkeiten bei der Herausbildung einer eigenen Identität habe. Die mütterliche Macht wirke sich als großes Hindernis auf die Identitätssuche aus. Derneddes literarische Beispiele entsprechen dieser Theorie, denn in ihren Texten sind die Mütter durchgehend äußerst destruktive, bedrohliche Instanzen.

Aulls Ansatzpunkt trägt dagegen stärker der Komplexität der Mutter-Tochter-Beziehung Rechnung und geht davon aus, dass sich die weibliche Identität in Beziehungen definiere, was nicht unbedingt negativ beurteilt werden müsse (Aulls 1993: 61). Deshalb bestehen ihre Literaturbeispiele nicht nur aus negativen Beispielen für Mütter-Töchter-Beziehungen, sondern auch aus Romanen, die Frauen beschreiben, „deren weibliche Sozialisation eine positive Identitätsentwicklung und liebevolle Mutter-Tochter-Beziehungen zulässt“ (Aulls 1992: 91).

¹ Barbara Bronnen: *Die Tochter*, München, 1980; Waltraut Mitgutsch: *Die Züchtigung*, Düsseldorf 1985; Helga M. Novak: *Die Eisheiligen*, Darmstadt, Neuwied, 1979; Birgit Vanderbeke: *Das Muschelessen*, Berlin 1990.

Auch für Schweden lässt sich in den 70er und 80er Jahren eine Dominanz von negativen Mutterfiguren in der Literatur, geschildert durch die Töchter, konstatieren (vgl. Munck 2004: 130).² Die Literaturwissenschaftlerin Lisbeth Larsson stellt zunächst vor dem Hintergrund der starken Kritik der Frauenbewegung an der traditionellen Mutterrolle ein Abrücken von Mutterschaft als literarischem Thema fest, worauf allerdings in den späten 70er und frühen 80er Jahren ein Perspektivenwechsel folge. In zahlreichen autobiographischen Romanen strecke die Tochter die Hand aus nach der „verlorenen Mutter in ohnmächtiger Sehnsucht und versucht sie wie Orfeus seine geliebte Eurydike [...] aus der Unterwelt heraufzusingen“³ (Larsson 1997: 260).

Auch hier ist das Verhältnis zur Mutter geprägt von der Unmöglichkeit, sich einander anzunähern oder zu kommunizieren, die ausgestreckte Hand greift ins Leere. Immer noch sei die Autorin auf der „Jagd nach der Mutter, die verschwand“ (Larsson 1997: 255). Die schmerzhaft Auseinandersetzung mit der Mutter dient therapeutischen Intentionen und wird zum „identitätsheilenden Akt“ (Larsson 1997: 261).

Wie in den deutschsprachigen Texten scheint auch hier die Identitätsfindung durch literarische Innenschau im Zentrum zu stehen. Dabei ist die Beziehung zur Mutter dominiert von Konflikten, selbst herbeigeführten oder aufgrund der Verhältnisse aufgezwungenen. Mutterfiguren erscheinen als Monster, Abgewandte und Abwesende. Dies mag im diskursiven Zusammenhang von emanzipatorischen Bestrebungen seine Berechtigung gehabt haben, doch erscheint aus heutiger Sicht Möhrmanns Kritik einleuchtend, dass hiermit die „patriarchale Ausgrenzung“ der Mütter durch feministische Literatur selbst erfolgt sei.

² Munck ist sogar der Auffassung, dass im ganzen 20. Jahrhundert abschreckende und feindliche Mütter dominiert hätten. Für Frankreich nennt sie Simone de Beauvoir und Marguerite Duras als Beispiele, ihr eigener wissenschaftlicher Untersuchungsgegenstand, das Werk Héléne Cixous', bezeichnet sie in diesem Zusammenhang als Ausnahme (vgl. S. 130).

³ „I såväl Sun Axelssons (född 1935) *Drömmen om ett liv*, 1978, som Kerstin Bergströms (född 1934) *Parkeringsplatsen*, 1976, Kerstin Strandbergs (född 1932) *Skriv Kerstin skriv*, 1978, och Margareta Strömstedts (född 1931) *Julstämningen och döden*, 1964, sträcker sig dottern tvärtom ut efter en förlorad mor i vanmäktig längtan och försöker, som Orfeus sin älskade Eurydike eller gudinnan Kore sin förlorade dotter Demeter, sjunga henne upp ur underjorden“.

Distanzierte Betrachtungsweisen

Du bist alles und nichts. Du bist der Mensch, den ich am längsten und besten kenne und von dem ich doch nichts weiß. Immer warst du nur meine Mutter, nie habe ich dich als selbständige Person gesehen, als Mensch mit einem eigenen Willen, als Mensch, der aus und für sich lebt. (vgl. Keiner 1990: 62)

Diese Aussage von Margret Arminger in dem deutschen Fernsehprogramm *Mona Lisa*/ZDF am 4.1.1990 deutet eine neue Perspektive für auto/biographische Erzählungen der Gegenwart an, den Wunsch, die Mutter nicht allein in ihrer Rolle als Mutter, sondern als Frau, „selbständige Person“, „Mensch mit einem eigenen Willen“ zu sehen. Es drückt sich auch ein Abrücken von der Vorstellung einer stabilen Identität als Wesenskern aus. Die Mutter als Frau zu sehen, suggeriert die Möglichkeiten von mehreren Identitäten, was auch die Suche nach der eigenen, bereinigt von dem unheilvollen Einfluss der Mutter, überflüssig und unmöglich macht. Der Blick auf die Mutter von Frau zu Frau öffnet neue Wege der Erkenntnis, nicht Grenzziehung sondern Kennenlernen lautet die Devise, Kommunikation scheint nun möglich.

Entlang der Dichotomie von Konflikt und Kommunikation sollen die literarischen Beispiele analysiert werden, wobei sich noch herausstellen wird, ob sich die oben zitierte Sichtweise in den literarischen Beispielen der jüngsten Gegenwart bestätigt. Schälen sich hierbei unterschiedliche Perspektiven für die schwedische und deutschsprachige Literatur heraus? Hierbei werden nicht nur literarische Mutter-Tochter-Beziehungen aufgegriffen, sondern auch Mutterschilderungen durch Söhne. Lassen sich vielleicht genderspezifische Erzählmuster aufspüren? Trifft die Feststellung für die „Väterbücher“ aus dem deutschsprachigen Kulturraum der 80er Jahre auch für die „Mütterbücher“ der Gegenwart zu, dass nämlich männliche Autoren im Gegensatz zu weiblichen weniger Wert auf psychologische Relationen legen, sondern mehr auf die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit, feministisch orientierte Autorinnen dagegen stärker auf Selbstfindungsprozesse fokussieren und damit politische Verhältnisse aussparen (Dernedde 1994: 1-6)? Deutet sich hier auch an, dass die literarische Feindlichkeit gegenüber bzw. die Nichtbeachtung der Kategorie Mutter möglicherweise ein vorübergehendes Phänomen ist?

Genre-trouble

Die in diesem Kapitel behandelten Texte führen zu gattungsdefinitiven Problemen, sofern man klar definierte Genre Grenzen anstrebt. Bei der literarischen Retrospektive der Kinder auf die Mütter handelt es sich häufig um authentische Personen, zumindest wird erzähltechnisch dieser Eindruck er-

weckt. Geht es also um Biographien der Mütter oder Autobiographien der Kinder? Oft beschreibt eine Tochter/ein Sohn sich selbst in der Beziehung zur Mutter. Häufig wird die Mutter aus der Perspektive der Tochter/des Sohnes dargestellt. Vor allem die Lebensentwürfe von Mutter und Tochter sind mit einander verflochten, oft haben sie sich so kompliziert ineinander verwoben, dass es schwer ist zu entscheiden, wer eigentliche Hauptperson ist. Vielleicht tritt an dieser Stelle der Bedarf an einer neuen Begrifflichkeit hervor: „Tochtergraphie“ schlägt Rita Morrien für Texte vor, in denen ein „weibliches Subjekt um Anerkennung von Seiten des Vaters, um einen Ort als begehrendes Subjekt in *seiner* Ordnung ringt“ (Morrien 1996: 329). Dieser Begriff spricht zwar das Thema einer ‚Doppel‘graphie an, scheint allerdings laut Definition zu geschlechterexkludierend bezüglich Müttern und Söhnen. Katherine R. Goodman greift die Suche in der Forschung nach inkludierenden Begriffen auf. Sie nennt den aus den USA stammenden Sammelbegriff „life writing“, der verschiedene „autologous texts“ zusammenfasst wie „diaries, journals, notebooks, letters, travel books, epistolary narratives, autobiography“, was ungefähr dem europäischen Begriff „Ego-Dokumente“ entsprechen könnte, „in denen ein Ego sich absichtlich entlarvt oder versteckt“ (Goodman 1999: 176). In der Suche nach passenden Begriffen⁴ macht sich der immer wieder diskutierte Gegensatz von Echtheit (Entlarvung von dem, das ist) und Fiktion (Verstecken, durch literarische Bemäntelung) geltend, dessen Grenzziehung Kopfzerbrechen verursacht.

Ist es das Leben, das die Autobiographie produziert oder verhält es sich umgekehrt, dass das autobiographische Projekt selbst das Leben hervorbringt? An dieser Position scheint sich auch Cixous orientiert zu haben, die ihre Icherzählerin sagen lässt: „Es gibt keine Autobiographie.“ Autobiographie sei ein literarisches und kein lebendiges Genre: „Wenn ich ‚Ich‘ sage, so ist das nie Thema einer Autobiographie, mein Ich ist frei. Ist Thema für meine Torheit, meine Unruhe, meinen Schwindel“ (vgl. Munck 2004: 79).⁵ Hier macht sich die Irritation einer Schriftstellerin geltend, deren Werk immer wieder konfrontiert wird mit Fragen, die der Echtheit gelten und nicht der Literatur.

Diese Irritation scheint verbreitet zu sein. So wünscht die deutsche Nachwuchsautorin Juli Zeh die Authentizität „zum Teufel“ und zeigt sich deutlich gereizt über den exaltierten Authentizitätstrend, der nicht nur in der Reaktion auf Literatur zum Ausdruck kommt: „Alle TV-Kanäle sind voll mit Authentizität. Im Fernsehen bekommen Reality Shows [...] gigantische Einschaltquoten. Im Kino wird in jedem Vortext bezeugt, dass der Film auf einer wahren Geschichte beruht.“ Und auch die Musikbranche setze auf die „mehr

⁴ Munck benennt einen weiteren Begriff nach Serge Doubrovsky: Autofiktion, ein Text, der sich im Grenzgebiet zwischen Fiktion und Autobiographie befindet (Munck 2004: 80).

⁵ „När jag säger ’Jag’ så är det aldrig en självbiografis ämne, mitt jag är fritt. Är ämnet för min dårskap, min oro, min svindel.“

oder weniger interessanten“ Lebensgeschichten ihrer Helden. „In jeder Ecke wird das Publikum mit dem Duft der Echtheit angelockt, damit es sich an der Illusion berauschen kann, Leben und Erleben teilen zu können.“ Für sie lässt sich die Frage, ob das Erzählte wahr sei, nicht beantworten, „weil es die falsche Frage ist“ (Zeh 2006).

Munck erinnert ferner daran, dass bei einer autobiographischen Lesart, die sich einzig der Dechiffrierung biographischer Spuren widme, der letzte Teil des Begriffs ‚Auto-bio-graphie‘ vernachlässigt werde (grafé, griechisch: Schrift). Somit ist die Verschmelzung von Leben und Schrift zu etwas Neuem bereits im Begriff selbst angelegt. In Anlehnung an Aristoteles’ Mimesis beschwört Zeh das Recht der Literatur zu lügen, und betont Anders Pettersson den Wert des literarischen Textes „unabhängig vom Realitätsgehalt“, „einen Wert, der sich darin manifestieren kann, dass wir das Gelesene auf unsere eigenen Gedanken, Gefühle, Erfahrungen ‚applizieren‘“ (Munck 2004: 97).⁶

Somit erscheinen Vorschläge zur Grenzziehung mehr oder weniger nichtig, z.B. der von Philipp Lejeune, der das Wahrheitsversprechen eingelöst sieht, wenn die namentliche Einheit zwischen Autor, Erzähler und Protagonist etabliert sei (vgl. Larsson 2001: 19). Doch eine derartige Etablierung eines Paktes kann ja auch ein ästhetischer Griff sein, womit aus dem Versprechen ein So-tun-als-ob wird, um den Leser in den Genuss des vermeintlich Authentischen zu versetzen. Kann an der ästhetischen Gestaltung überhaupt Authentizität abgelesen werden? Das erscheint mir zweifelhaft und ich bin eher geneigt, Juli Zeh zuzustimmen: „Zum Teufel mit der Authentizität.“⁷

In diesem Zusammenhang macht sich auch die Vielschichtigkeit und Polysemie des Subjektbegriffes geltend, die das Projekt der echten und einzigen Identität untergräbt, das auf eine lange historische Tradition zurückblicken kann. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts ging es bei der Auto-/Biographie vor allem um die Herausbildung einer bürgerlichen und männlichen Identität, die Repräsentanz in der Öffentlichkeit voraussetzte, womit der private, damals noch weitgehend weibliche Raum ausgeschaltet war. Auch als es seit Mitte des 19. Jahrhunderts mehr Beispiele für weibliche Autobiographien gab, benutzten Frauen eher männliche Formen des Schreibens: „Probleme der Subjektivität werden unterdrückt und rationalisiert, wenn nicht genau so stark, so doch ähnlich wie in Männerautobiographien“

⁶ „[...] ett värde som kan manifesteras i att vi ‚applicerar‘ det lästa på tankar, känslor, erfarenheter i våra egna liv.“

⁷ Den weitreichendsten Vorschlag in dieser Hinsicht hat wohl in jüngster Vergangenheit Lisbeth Larsson mit dem Begriff „strip-lit“, geistreiche Mutation der berichtigten „chick-lit“, unterbreitet. Sie konstatiert die Auflösung der Genre Grenzen und den Genremord und begrüßt eine Literatur ohne autoritäre Gebrauchsanweisungen, so dass die Wahl einer eigenen Lesart möglich ist. „Strip-lit“ sei genau so wahr wie der Leser vertrauensselig, genau so gebildet wie sein Leser und auch genau so hässlich und verdorben (Larsson 2007).

(Goodman 1999: 172). Erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts – der Bezug zur ersten Frauenbewegung ist überdeutlich – bekommt das Persönliche größeren Raum in Autobiographien von Frauen. Der modernistische Turn problematisiert darüber hinaus den Authentizitätsanspruch, wodurch sich Zweifel anmelden: Aus *der* Wahrheit werden mehrere Wahrheiten. Die moderne Auflösung der Gattungsgrenzen setzt ein. Erzählen wird assoziativ und verlässt lineare Handlungsführung.

In den 1970er Jahren hat das Postulat der öffentlichen Repräsentanz seine Bedeutung verloren bzw. ist durch ein Konzept der privaten Repräsentanz, die der Leser mehr oder weniger individuell entscheidet, ersetzt worden. Es geht eher um Selbstzeugnisse von Lebensweisen, die der Identitätsfindung dienen, auch auf Seiten der Leser. Damit verschiebt sich auch der Authentizitätsanspruch auf die Leser. Das Wahrheitskriterium erfüllt sich mit dem Grad des Wiedererkennens auf Seiten der Leser. Damit erscheint es auch unwesentlich, ob es sich um gelebtes historisches Leben oder fiktives handelt.

Vor diesem Hintergrund scheint es mir legitim, in diesem Kapitel fiktive und authentische Aspekte wie auch biographische und autobiographische Texte unter der sammelnden Rubrik der Mutter-Kind-Beziehung zu subsummieren.

Thematisierungen des Mutterverlustes

Die Texte der drei Schwedinnen Eva Mattsson: *Den lilla pikéblusen* (Die kleine Pikeebluse), Inga Lantz: *Mamma och Mej* (Mutter und ich) und Nina Lekander: *Mest om min mamma* (Das Meiste über meine Mutter) eignen sich besonders für einen Vergleich, denn sie behandeln einerseits dasselbe Thema, bedienen sich aber andererseits ganz verschiedener literarischer Gestaltungsmittel. Weiterhin beziehen sich die Gemeinsamkeiten auch auf den sozialen Hintergrund der Autorinnen, denn sie gehören zur selben Generation, da sie selbst in den 50er geboren sind. Die Mütter, in den 20er Jahren geboren, erlebten den zweiten Weltkrieg und die schwere Nachkriegszeit. Die Jugend der Autorinnen fiel in die 70er Jahre, so dass sie von der neuen Frauenbewegung beeinflusst sind. Die Autorinnen produzieren nicht nur Literatur, sondern versorgen sich zum großen Teil durch Journalismus und Literaturkritik.

Das Hauptthema ist die Mutter – darauf weisen bereits die Titel bei Lekander und Lantz hin, genauer gesagt, eine kürzlich verstorbene Mutter. Alle drei thematisieren den Verlust. Demzufolge wird nicht nur auf die Mutterfigur fokussiert, sondern vor allem auf die Erzählerin selbst und ihre Beziehung zur Mutter. Diese ist nicht durch das Streben nach Abgrenzung, sondern durch eine Annäherungsbewegung gekennzeichnet. Die Töchter wollen sich den Müttern nähern, wollen sie aufs Neue kennen lernen und sind be-

reit, frühere Einstellungen zu ändern, wenn auch nicht ohne Widerstand. Dieser Prozess wird auf verschiedene Art und mit verschiedenen Resultaten geschildert. Doch alle drei legen den literarischen Schwerpunkt auf das komplexe Wechselspiel von Nähe und Distanz zur Mutter und zu ihrer eigenen Kindheit und öffnen sich somit nicht nur der Veränderung früherer Betrachtungsweisen, sondern auch einer erneuerten Selbstreflexion.

Die kühle Geschäftsfrau: Eva Mattson, Den lilla pikéblusen

Im Gegensatz zu Lekander und Lantz, die sich ausdrücklich zum autobiographischen Charakter ihrer Texte bekennen, nennt Mattsson ihren Text Roman. Im Klappentext erfahren die Leser, dass die Autorin lediglich den Ort ihrer Kindheit als Schauplatz der Handlung gewählt habe.

Die Mutter wird eingeführt als kalte Geschäftsfrau. „Ich verkaufe Kleider“ lautet der erste Satz des Romans, der herausstellt, was für die Mutter am wichtigsten war: „Sogar als Tote hatte sie noch etwas Merkantiles über sich.“ Sie streckte das Kinn heraus, „als ob sie mehr verkaufen wolle“ (5).⁸ Bereits im ersten Absatz tritt nicht nur die unterkühlte Persönlichkeit der Mutter, sondern auch das Verhältnis der Tochter zu ihr deutlich hervor. Noch der tote Körper der Mutter strahlt emotionale Kälte aus, markiert Distanz zwischen Mutter und Tochter, wodurch Trauer als Mangelware erscheint. Gleichzeitig wird eine ungewöhnliche Mutter präsentiert, die offenbar ihrer Mutterrolle nicht gerecht werden konnte, da sie nicht ihre Kinder, sondern ihren Beruf an erste Stelle setzte. Die fürsorgliche Instanz der Familie war der Vater, was bereits am Ende des ersten Kapitels deutlich wird: Bea, die Erzählerin, fragt sich, wie es gewesen wäre, wenn der Vater statt der Mutter gestorben wäre: „Dann hätte es zu Hause nichts zu essen gegeben. Wir hätten ins Restaurant gehen müssen“ (7).⁹ Die Genderidentitäten sind vertauscht, die Frau begibt sich in die öffentliche Konkurrenz, der Mann hingegen steht für Geborgenheit zu Hause: „Papa war in allen Jahren eine Mutter für mich und meine Schwester. Sogar in den 50er Jahren, bevor es das Wort Hausmann gab“ (7).¹⁰ Doch man irrt sich, wenn man erwartet, dass dieser Rollentausch Stolz über diese selbständige, unkonventionelle Mutter ausgelöst hätte. Im Gegenteil, eher lassen sich Vorwürfe und Bitterkeit zwischen den Zeilen finden. Die Tochter erinnert sich an ihre Besuche zu Hause und den Ehrgeiz der Mutter, ihre Erfolge in Form von dicken Ordnern mit Rezensionen, Annoncen und Fotos zu beweisen. „Mamas Leben und Streben“ lautet die Zusammenfassung, nicht ohne einen gewissen Zynismus, hervorgerufen durch verletzte Gefühle. Enttäuschung liegt in ihren Worten,

⁸ „Till och med som död hade hon något merkantilt över sig. [...] Det var nästan som om hon ville sälja mera.“

⁹ „Då skulle det inte ha funnits nåt hemma att äta. Då hade vi varit tvungna att gå på restaurang.“

¹⁰ „Pappa hade i alla år varit som en mor för mig och min syster. Till och med på 50-talet innan ordet hemmapappa fanns.“

indem sie lakonisch feststellt: „Auch wenn das eine oder andere chaotisch war in Mutters Leben, so war doch eins immer in Ordnung: der aktuelle Ordner“ (9).¹¹ Das Bild der wenig fürsorglichen, desinteressierten Mutter wird im weiteren ausgebaut. Anders als der Vater, der vor Freude über die Geburt der Töchter überschäumte, reagierte die Mutter eher sachlich und nüchtern. Am liebsten hätte sie so ein Ereignis wie die Geburt eines Kindes nicht miterleben wollen. Keiner sollte sie zwingen „bei vollem Bewusstsein zu gebären und nun seid bitte so gut und gebt mir Betäubung“ (11).¹² Selbstverständlich stillte sie nicht, sondern stellte ein Kindermädchen an, sobald sie zu Hause war. „Wieder war es Papa, der sich kümmerte, sich frei nahm, früher aufhörte zu arbeiten und uns in Fräulein Freses Kindergarten abholte“ (11).¹³ Außerdem versäumt es die Mutter nicht, ihrer Tochter wiederholt mitzuteilen, dass sie nicht geplant war. Als Bea ihre Ausbildung zur Zahnärztin abgeschlossen hat, reagiert die Mutter eher mit Enttäuschung als mit erwartetem Lob und Stolz.

In der Figur Bea begegnet man zunächst dem vernachlässigten, abgewiesenen Kind. Doch tritt allmählich eine Veränderung dieser Einstellung zu Tage, hervorgerufen durch Schwachstellen in der sogenannten Karriere der Mutter, die Bea allmählich entdeckt, nicht zuletzt dadurch, dass ihr Bild der Mutter mit dem des Vaters von seiner Ehefrau immer wieder kollidiert. Immer deutlicher stellt sich die Karriere der Mutter als Bluff heraus. Als Modeschöpferin scheint sie vergessen und geradezu ausradiert. Lediglich ein Haufen Schulden erinnert in der Branche noch an sie. An ihren einzigen Erfolg, eine Pikeebluse mit einem gestickten Eichhörnchen auf dem Kragen, kann sich niemand mehr erinnern. In den fragmentarischen Notizen der Mutter finden sich Spuren einer ständigen Unruhe in ihrem zähen Kampf, sich geschäftlich zu etablieren. Das Bild der ehrgeizigen, erfolgreichen Geschäftsfrau wird allmählich ersetzt durch das einer gescheiterten, dessen Karriere auf banale Art ihr Ende findet. Als ihr Chauffeur sich auf dem Weg zu einer Modenschau verfährt und damit eine kräftige Verspätung verursacht, löst dieses Ereignis eine Psychose aus, die einen längeren Aufenthalt in einer psychiatrischen Klinik erfordert. Diese Niederlage wird den Kindern allerdings verschwiegen und erst nach dem Tod der Mutter kann die Tochter die mütterliche Fürsorge darin erkennen, dass sie den Schein wahrte und wie gewöhnlich ihre scheinbaren Geschäfte fortsetzte. Das neue Wissen über die Mutter setzt bei Bea ein Bedürfnis nach Nähe frei, das zum auslösenden Faktor in ihrer Entscheidung wird, ein Buch über Aufstieg und Fall der Mutter zu schreiben. Nun entwickelt sie eine positive Einstellung zu den beruflichen Qualifikationen der Mutter, zu deren Sinn für Farben und geschmack-

¹¹ „[...] om ett och annat varit kaos i mammas liv, så är det en sak hon hållit ordning på: den aktuella pärmen.“

¹² „[...] jatt föda en unge vid medvetande, nu är ni så goda och söver ner mig!“

¹³ „Det var återigen pappan som brydde sig, tog ledigt från arbetet, försökte sluta tidigare och hämtade oss på fröken Freses kindergarten.“

vollen Arrangements. Nun kann sie die Farb-Ratschläge der Mutter annehmen: „Wenn man so hohläugig ist wie du zur Zeit, sollte man eher etwas Mandelgrünes och Rosafarbenes um das Gesicht herum wählen“ (117).¹⁴ Bea bedauert nun ihr intensives Rachegefühl und ihre Gemeinheit, als sie im Alter von 30 die geschlossene Fassade der Mutter einreißen will. Im Nachhinein fragt sie sich, warum sie überhaupt annahm, dass ihre Mutter so unwahrscheinlich kontrolliert wäre. Stück für Stück entsteht allmählich Hochachtung für den eigensinnigen Kampf und Ehrgeiz der Mutter. Jetzt will sie die Ursachen für die Niederlage der Mutter kennen lernen und kommt schließlich zu dem Ergebnis, dass diese „in mancher Hinsicht vor ihrer Zeit war und durch Konventionen behindert wurde“ (140).¹⁵ Als auch der Vater Beas Veränderung zur Sprache bringt, kann sie nur zustimmen: „Während dieses Jahres habe ich erfahren, wie Mama in meine Seele gedrunge ist“ (141).¹⁶ Nach dem Tod der Mutter ist diese ihr so nahe gekommen, wie sie sich immer ersehnt hatte: „Es kommt mir jetzt manchmal so vor, als ob sie neben mir geht, so nahe, dass ich das Klappern ihrer Riemchensandalen hören kann“ (142).¹⁷ Die neue Nähe wird durch eine größere Distanz im Blick erreicht. Bea hat aufgehört, die Mutter mit den Augen und Erwartungen des Kindes zu sehen, sie beobachtet sie nun mit der Perspektive einer erwachsenen Frau, die einer anderen Frau begegnet. Das wird explizit am Romanende formuliert: „Deine Eltern verändern sich im selben Augenblick, wie du aufhörst, an sie als Mutter und Vater zu denken“ (166).¹⁸

Der erwachsene Blick führt auch zu einer anderen Sicht auf das Verhältnis der Eltern zu einander. Zunächst sieht Bea den Vater eher als ein Opfer der Mutter, der von seiner Frau manipuliert und ausgenutzt wurde: „Mama hatte ihn mit ihrem Charme geblendat, und er hatte wohl mehr als ein Mal ihre Einsätze mit größerer Ehrfurcht gedeutet, als sie verdienten“ (46).¹⁹ Sie meint, er sei allzu sehr von ihr beeindruckt gewesen und kann seinen Beteuerungen, die Rolle des Hausmanns hätte ihm genügt, nicht recht Glauben schenken. Bea zweifelt auch an den wiederholten Versicherungen des Vaters, die Mutter sei immer treu gewesen (47). Sie sah ihren Vater als blasse Person, ohne Ausstrahlung. Allein die Mutter konnte ihm etwas Farbe verleihen, denn sie beginnt zu ahnen, „dass Mama ihr Leben lang verliebt in ihren kleinen Handelsstudenten gewesen sein könnte“ (54).²⁰ Als Erwachse-

¹⁴ „Om man är så glåmig som du just nu, så bör man hellre ta nåt mandelgrönt eller rosa närmast ansiktet.“

¹⁵ „före sin tid på många vis men hejdats av konventionerna“

¹⁶ „Under det här året har jag känt hur mamma gått in i min själ.“

¹⁷ „Det händer nuförtiden att hon går bredvid mig så nära att jag hör klappret av hennes rem-sandaletter.“

¹⁸ „Dina föräldrar förändras i samma ögonblick som du slutar tänka på dem som mamma och pappa.“

¹⁹ „Mamma hade charmat honom och han hade nog mer än en gång tolkat hennes insatser med större vördnad än de förtjänade.“

²⁰ „att mamma kunde ha varit livslångt tillgiven och förälskad i sin lille handelsstudent.“

ne vergleicht Bea auch mit ihren eigenen Liebesbeziehungen und erkennt, dass sie immer Männer gewählt hat, die das Gegenteil ihres schwachen Vaters waren, weil sie einfach die Kraft der Liebe ihrer Eltern verkannt hat. Jetzt versteht sie, dass auch der Vater auf subtile Art Grenzen setzen konnte und dass er seiner Ehefrau in vollem Bewusstsein ihrer Niederlage den Rücken gestärkt hatte.

So vereinen sich Vater und Tochter allmählich in einem gemeinsamen neuen Bildentwurf der Mutter, der seine symbolische Entsprechung in der kleinen Pikeebluse erfährt, von der Bea endlich in einem verstaubten Kurzwarengeschäft ein – vielleicht das allerletzte – Exemplar entdeckt. Endlich kann sie ihrer Trauer freien Lauf lassen, endlich vermag sie Blumen auf das Grab der Mutter zu legen: „[...] jetzt habe ich wirklich Abschied genommen und jetzt bin ich stolz. Genau so stolz wie Papa die ganze Zeit gewesen ist. Wir haben uns Mama von verschiedenen Punkten aus genähert, aber wir sind angekommen im gleichen Gefühl von Stolz“ (175f).²¹

Ein didaktisches Mutterprojekt: Nina Lekander, Mest om min mamma

In Nina Lekanders Buch handelt es sich zweifellos um authentische Personen. Das bestätigen Zeit- und Namenangaben und auch das Interview mit Stephan Farran-Lee, Verleger beim Norstedts Verlag, am Ende der Taschenbuchausgabe. Der Titel „Das Meiste über meine Mutter“ ist nicht nur ein intertextueller Verweis auf Pedro Almodóvars Film „Alles über meine Mutter“, sondern auch darauf, dass es sich hier um eine ‚echte‘ Biographie handeln könnte. Die Wortwahl im Titel, nämlich „das Meiste über“ statt „alles über“ markiert auch die Einstellung der Autorin, dass es unmöglich sei oder nicht anstrebenswert, alles zu sagen, und dass es sich hier um eine subjektive Betrachtung handelt, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit hat. Außerdem wird vermerkt, dass es zwar in erster Linie um die Mutter, aber nicht allein um sie geht. Viel Raum nimmt die Autorin selbst ein, die das Leben der Mutter als Kontrastfolie für ihr eigenes benutzt. Die Biographie über die Mutter kann hier durchaus als Auslöser für autobiographische Ambitionen gesehen werden.

Interessanter als die Frage nach Authentizität ist allerdings, ob diese in der narrativen Form als bestimmte Inszenierungskategorie nachgewiesen werden kann. Auch wenn es viele Ähnlichkeiten mit Mattssons Text gibt, so unterscheiden sich die Texte markant in der gewählten Erzähltechnik.

Mattsson Roman bildet eine ausgewogene, homogene Erzählstruktur, wobei die Abfolge der Entwicklungsschritte kontinuierlich von Verwirrung zu Einsicht fortschreitet. Der Verlauf der Handlung ist so aufgebaut, dass das neue Bild der Mutter immer deutlicher hervortritt und symbolisch in dem Besuch des Grabes kulminiert, einer Geste, die zum Ausdruck bringt, dass

²¹ „[...] och nu har jag tagit ett riktigt färväl och nu är jag stolt. Lika stolt som pappa varit hela tiden. Vi har närmast oss mamma från olika håll men kommit fram till samma stolthet.“

die Trauerarbeit ihr Ziel erreicht hat und erfolgreich war. Der Kreis schließt sich, als die kleine Pikeebluse nach Hause findet. Nach einer stillen, undramatischen inneren Katharsis, tritt Harmonie ein, und die aufgewühlte Seele kommt zur Ruhe. Mattsson hat eine klare Spannungskurve gezeichnet, in deren Verlauf einige Fragezeichen im Leben der Mutter ausgeräumt werden. Die Recherchearbeit der Tochter ähnelt teilweise der Indizienarbeit einer Detektivin.

Lekanders Erzählmodus weist dagegen viele modernistische Charakteristika auf. Sie benutzt eine Collagetechnik, die an Alfred Döblins *Berlin Alexanderplatz* erinnert. Es gibt keinen traditionellen Handlungsverlauf, der Text ist fragmentarisch und wird immer wieder durchbrochen durch Einfügungen, die die Gedanken vom Thema der Mutter wegführen. Er ist durchsetzt von essayistischen Reflexionen, bei denen es sowohl um philosophische als auch aktuelle politische Fragen geht. Besonderes Gewicht wird auf feministische Aspekte gelegt, sowohl in Bezug auf das Leben der Mutter als auch in allgemein theoretischer Hinsicht. Metatextuelle Fragen werden berührt, z.B. inwieweit man das Recht habe, einen anderen Menschen im Text bloßzustellen. Das Einschleiben von dokumentarischen Textsorten wie Tagebuchaufzeichnungen und Briefen verstärkt die authentische Inszenierung.

Sprachlich wählt die Autorin einen betont umgangssprachlichen Tonfall, der die Grenze zum Vulgären überschreiten kann. Daneben finden sich zahlreiche Referenzen zu Kulturpersönlichkeiten, womit die Autorin offenbar beabsichtigt, sich in einer Kulturelite zu verorten, von der sie allerdings zugleich durch satirische Untertöne Abstand nimmt.

In einem als Epilog mitgelieferten Interview mit Stephen Farran-Lee (Auszug aus *Norstedts Kapitel* nr 2/2004) zeigt sich Lekander der Wahl ihrer literarischen Technik in höchstem Grade bewusst. Hier enthüllt sie ihre eigentliche Absicht mit dem Buch, nämlich über Politik zu schreiben. Das Buch sei „bewusst unstrukturiert, verzweifelt, lustig und didaktisch“.²² Damit wird die Mutter aus dem Zentrum gedrängt und erhält die Funktion eines literarischen Auslösers, um auf Weltanschauungen basierte Belletristik zu schreiben, „eine verdammte Suppe aus Bruchstücken der Weltliteratur und politischen Gedanken, Mythologien und so weiter“.²³

Die individuelle Trauerarbeit und damit der therapeutische Zug, der bei Mattsson so deutlich war, ist hier in Aufklärungs- und Erziehungsabsicht übergegangen. Die Frage nach Authentizität hat einmal mehr ihre Bedeutung verloren, da es sich um ein bewusst konstruiertes literarisches Projekt handelt, obgleich die Personen, Mutter und Tochter, wahrscheinlich auf die Lebenden verweisen. Die narrativen Elemente können kein Beleg sein für den Grad an Authentizität, sondern sind von der Autorin entsprechend ihrer literarischen Absichten gewählt. Lekander geht viel weiter, als lediglich ein

²² „medvetet ostrukturerad, både desperat, rolig och didaktisk“

²³ „en jävla soppa på vrakgods ur världslitteratur och politiska tankar, mytologier med mera“

historisches Frauenportrait zeichnen zu wollen. Das Buch handelt eigentlich nicht von der Mutter, sondern eher von einer Frau, die eine charakteristische Biographie einer bestimmten Epoche repräsentiert. Es sind daher die sozio-kulturellen Bedingungen, auf die Lekander fokussiert. Die Umwertung der Mutter erfolgt dadurch, dass die Geschlechterrollen der 50er Jahre aus feministischer Perspektive analysiert werden.

Die Mutterfiguren bei Mattsson und Lekander haben wie erwähnt große Ähnlichkeiten. Beide sind ehrgeizige Berufsfrauen mit verständnisvollen Männern, die ihre Frauen respektieren und das Ideal der Gleichberechtigung in die Realität umsetzen können. Beide Frauen kommen aus destruktiven Familien mit abwesenden Vätern – bei Mattsson aufgrund von Alkoholismus, bei Lekander hat der Vater aus ungeklärten Gründen die Familie verlassen. Beide Mutterfiguren leben in bedrohlicher Nähe zum psychischen Zusammenbruch, der auch früher oder später eintritt, bei Lekander im Zusammenhang mit medizinischen Drogen. Bei Mattsson erscheint die Mutter deutlich als Opfer einer verständnislosen Umwelt. Auch Lekander schildert die zahlreichen Kollisionen zwischen den Ambitionen der Mutter und den gesellschaftlichen Erwartungen und Normen. In beiden Texten wird die Mutter neu bewertet. Doch während Mattssons Icherzählerin sich der Mutter auf einer individuellen Ebene nähert, so ist es Lekanders Absicht, die Mutter in einen politischen Kontext zu setzen. Politische und didaktische Motive sind bei Lekander unübersehbar. Die Umwertung erfolgt durch den Perspektivenwechsel vom patriarchalen zum feministischen Blick. Auch bei Lekander ist die Erzählerin in erster Linie die Tochter des Vaters, den sie vergöttert. Sie erkennt selbst, dass sie die chauvinistische Sichtweise des Vaters verinnerlicht hat, vor allem seine Verachtung für das Schwache, besonders für märtyrerhafte Weiblichkeit. Allmählich verändert sich der Blick auf die Mutter, und die Erzählerin gewinnt Verständnis für deren Schwächen und setzt diese in Relation zur damaligen symbolischen Ordnung der Geschlechter. Sie versteht, dass die Mutter die Mittel benutzte, die ihr damals zur Verfügung standen. Sie legt psychologische Strukturen frei, die ihre Ursache in der historischen Geschlechterhierarchie haben. Obwohl sich diese auf die 50er Jahre beziehen, kann sie sich selbst immer noch darin wiedererkennen. Genau wie Mattsson zeichnet Lekander ein Frauenportrait, das sich an der Peripherie des Normsystems bewegt. Für die Mutter war Ausbildung selbstverständlich. Aufgewachsen als Tochter einer alleinstehenden Mutter begreift sie früh, dass eine Frau ohne Mann auskommen können muss. Lekander beschreibt sie als tüchtige Lehrerin, die ganz in ihrem Beruf aufging, „eher studien- als heiratsmotiviert“ (160). Sie schien keine Probleme zu haben, ihre kleinen Kinder über Wochen hinweg zu verlassen, um sich auf Sprachreise nach England und Frankreich zu begeben (172).

In einem Resümee ein Jahr vor ihrem Tod bewertet die Mutter ihr Leben als ausgezeichnet und nennt als Gründe dafür sowohl eine „wunderbare Familie“ als auch „einen Beruf, den ich geliebt habe“ (213). Doch die große

Wertschätzung ihres Berufs gehörte in den 50er Jahren nicht zum Üblichen. Lekander beschreibt ausführlich, wie das normative System des gesellschaftlichen Umfelds eine Karrierefrau daran hindert, Kinder und Beruf zu kombinieren. Sie verweist auf ein häufig auftretendes weibliches Verhaltensmuster am Arbeitsplatz. Die Frau strengte sich an bis zum Burn-out-Syndrom, um ihre Fähigkeiten und Kompetenz zu beweisen. Die Mutter akzeptierte die Selbstausschöpfung für ein paar Unterrichtsstunden an der Universität, was ihr später von ihrem Chef im Nachrufstext der Todesanzeige das zynische Attribut „selbstlos“ einbrachte. Ihr männlicher Nachfolger am Arbeitsplatz revoltierte dagegen erfolgreich gegen die übermächtige Arbeitsbelastung (202).

Lekanders Erzählerin richtet ihren Blick auf die Mutter aus der Perspektive eines Kindes, das sich an traditionellen Geschlechterrollen orientierte. Als Mädchen fühlte sie sich als Außenseiterin, weil die eigene Mutter nicht wie andere Mütter war. Sie war ein Schlüsselkind und empfand Neid gegenüber den Klassenkameraden, „die nach der Schule von Kuchen backenden Müttern empfangen wurden“ (198).²⁴ Mit kritischen Untertönen verzeichnet sie, dass die Mutter nichts anderes als Sandkuchen backen konnte und diesen auch nur mit einer Backmischung. Wehmütig denkt sie an den leckeren Nachtisch zurück, der von der Mutter durch ein langweiliges Stück Obst ersetzt wurde, nachdem das Hausmädchen gekündigt hatte (199).

Genau wie bei Mattsson stellt sich beim Kind Enttäuschung ein über eine Mutter, die nicht der fürsorglichen und ständig zugänglichen Instanz entspricht. Doch Lekander verankert die Rolle der Mutter stärker in gesellschaftlichen Strukturen und verlässt damit die subjektive Ebene. Die feministische Perspektive wird ebenfalls angelegt bei der Analyse der Beziehung der Eltern zu einander. Der Vater wird beschrieben als ein für seine Zeit ungewöhnlich gleichgestellter Mann, dem die Karriere seiner Frau genau so wichtig war wie seine eigene. „Ohne Theorie und Politik“ versuchte er bereits in den 60er Jahren gleichgestellt zu leben (34).

Doch auch Gunnar ist Gefangener der kulturellen Geschlechternormen. Es fällt ihm nicht leicht, sich mit der geschiedenen Mutter eines kleinen Kindes zu liieren (151). Ausführlich, mit zahlreichen Briefdokumenten schildert Lekander den zähen Prozess, der schließlich doch zur Hochzeit führt. Gunnar zögert lange, bevor er sich durch Ehe bindet, während die Mutter ob seiner Ambivalenz immer ungeduldiger wird. Die Ich Erzählerin fühlt sich durch die Unterwürfigkeit der Mutter provoziert und erwartet „ein bisschen gesunde Wut“ (172). Sie verabscheute, ihre Mutter gefangen zu sehen „in dieser selbstsentimentalen, pseudoheroischen Märtyrerschaft, genährt durch frühere Verluste und starke Aggressionshemmungen“ (172).²⁵

²⁴ „[...] som välkomnades av bullbakande mammor i köket när de kom hem från plugget.“

²⁵ „[...] i det självsentimentala, låtsasheriska martyrskap som gött av tidiga förluster och stark aggressionshämning.“

Doch zugleich versteht sie, dass Frauen damals noch besonders abhängig von einem Mann waren, der bereit war, sie zu heiraten.

Die Psychose der Mutter in Verbindung mit einer Krebserkrankung kurz vor ihrem Tod deutet die Erzählerin als eine späte Konsequenz von Erniedrigung und Selbstauslöschung in Beziehungen zu Männern, vor allem zu Gunnar. Doch sei nach Ansicht der Tochter die Mutter nicht im Stande, ihre Beziehungsprobleme auf reife Art zu lösen, sie reagiere infantil (179). Die Erzählerin sieht nun auch die Schattenseite des ehemals vergötterten Vaters. Obwohl dieser zunächst ein idealer Ehemann gewesen sei, so tritt nun auch sein Egozentrismus ins Gedächtnis (196). Bei Lekander geht es vielleicht sogar noch stärker als bei Mattsson auch um eine Umwertung des Vaters. Was bei Mattsson eher Aufwertung war, drückt sich bei Lekander als deutliche Abwertung aus.

Die feministische Perspektive prägt den gesamten Text. Vor allem hier offenbart Lekander ihre oben genannten aufklärenden und didaktischen Ambitionen. Aufgrund dieser Perspektive werden die Erzählerin und deren Mutter in eine weibliche Genealogie eingeordnet, die die Unterdrückung der Frau in ihrer historischen Entwicklung aufzeigt, aber auch weibliche Widerstandsformen und alternative Fluchtwege herausstellt. Dies gerät teilweise zu einem Lobgesang auf matriachale Frauengemeinschaft und -solidarität (192f). In einem Fotoalbum der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts findet die Erzählerin ihre weiblichen Verwandten als „dragkings“ verkleidet, „junge, muntere Frauen in Anzügen“ (65)²⁶ – ein Spiel, das sich bis in die 30er Jahre fortsetzt (67). Diese Bilder nimmt Lekander direkt zum Anlass, um eine Diskussion zu postmodernen feministischen Theorien zu führen. Sie grenzt sich ab von differenzfeministischen Positionen und verknüpft den Begriff Gender mit Klasse, indem sie den Kapitalismus und ökonomische Strukturen für die Ausbeutung der Frauen verantwortlich macht. Hier wie auch an anderen Stellen nimmt Lekander mit ‚ihrer‘ Familiengeschichte teil an einer allgemeinen politisch aktuellen Diskussion. Belletristisch setzt sie um, was der Slogan der Frauenbewegung der 70er Jahre beschwor: Das Private ist politisch.²⁷

Doch die Einbettung in die politische Debatte, tendenziell mit erhobenem Zeigefinger geführt, wird immer wieder durchbrochen von satirischen, selbstironischen Episoden, in denen die Icherzählerin Mängel ihrer eigenen Emanzipiertheit bloßstellt. Als sie und ihr Partner Claes eine Autopanne haben, ist sie mehr als gern bereit, ganz bewusst nach traditionellen Gendererwartungen zu reagieren: „Du bist aber tüchtig, piepse ich“ (91). Bei einem Banktermin nach dem Tod der Mutter überlässt sie den Männern ganz das

²⁶ „unga muntra kvinnor som klätt ut sig i herrkostymer“

²⁷ Andere Verweise in dieselbe Richtung lassen sich finden, auf Personen wie z.B. Shulamith Firestone (100), Frigga Haug (101) oder Themen wie z.B. Vergewaltigung (112) und Sexualität (94f, 206).

Feld und hält sich bei finanziellen Fragen nach ‚weiblicher Art‘ zurück. Der selbstironische Kommentar dazu lautet: „Prinzipien sind wichtig in der Theorie, aber nicht selten muss man sie in der Praxis zum Teufel jagen. Zu leben wie man lehrt, ist eines dieser Prinzipien“ (118).²⁸

Satirische Stilmittel konterkarieren die tragischen und ernsten Ereignisse um den Tod der Mutter und schützen darüber hinaus die Erzählerin davor, einen schwerfälligen oder gar belehrenden Tonfall zu wählen. Dies wird durch den umgangssprachlichen Stil unterstrichen, der nicht selten ins Vulgäre umkippt.²⁹ Hierin drücken sich auch Lekanders paradoxe und etwas krampfhaftige Bemühungen aus, sich in einer bürgerlichen Bildungselite zu verorten, die das ‚enfant terrible‘ schätzt: Einerseits distanziert sie sich von den „Bildungsnoobs“, andererseits rechnet sie sich selbst zu diesen: „Sie *waren* Bildungsnoobs. Das weiß ich, denn ich bin selbst einer geworden“ (161).³⁰ Ihrer Auffassung nach muss man die Regeln der Elite kennen, um dagegen verstoßen zu können, nur dann könne man es sich leisten, „das Messer abzulecken“ (193). Ihr postmoderner Kunstbegriff unterscheidet sich deutlich vom bürgerlich-elitistischen: Mikado sei genau so gut wie Poesie, „so lange die Menge Lust die gleiche ist“. „Das schönste Gemälde im Dunkel des Schrankes, wo es niemand sehen oder erleben kann, ist nicht einmal mehr ein Kunstwerk. Wenn man es hervorholt, um es jemand auf den Kopf zu schlagen, ist es eine Waffe, die Unlust hervorruft und nichts anderes. Alles hängt vom Kontext ab“ (195).³¹ Lekander verweigert sich deutlich dem etablierten Kunstkanon und ästhetischer Selbstgenügsamkeit. Durch zahlreiche Personenverweise unterstreicht sie indessen ihre gediegene literarische Allgemeinbildung³² und ihre Vertrautheit mit dem philosophischen und politischen Diskurs der Kulturelite. Sie markiert deutlich, dass sie den bildungsbürgerlichen Kanon beherrscht, um ihn aus feministischer und linkspolitischer Sicht kritisieren zu können.

Wiederholt diskutiert Lekander metatextuelle Fragen: Darf man über eine authentische Person schreiben? Wie viel darf man enthüllen? Darf man „Individuen, die nicht gefragt worden sind, ausbeuten, um ein verdammtes Buch zusammenzuschreiben, nach dem keiner gefragt hat?“ (97)³³

²⁸ „Principer är viktiga i teorin men inte sällan måste man ge fan i dem i praktiken. Att leva som man lär är en av dessa principer.“

²⁹ Worte, die viele nicht einmal mündlich benutzen, bringt sie zu Papier, z.B.: kât (scharf), verdammt (jävla), bumsen (knulla); diese verdammte Fotze (den jävla fittan) 103, furzig (fisig, 104).

³⁰ „De *var* bildningsnoobbar. Det vet jag, för jag har själv blivit en.“

³¹ „[...] så länge mängden lust är densamma är plockepinn lika bra som poesi. Den vackraste av tavlor instängd i garderobens mörker där ingen kan se eller uppleva den är inte ens ett konstverk längre, om man tar fram den för att rent fysiskt slå någon i huvudet är den ett vapen som väcker olust och ingenting annat. Allt beror på kontexten.“

³² Virginia Woolf (191), Olof Lagercrantz (192f), Michail Bachtin (194), Karl Vennberg, Fredrik Böök (78), Piraten (117), Frans G. Bengtsson (117).

³³ „[...] suga must och märg ur icke tillfrågade individer för att knö ihop en jävla bok som ingen har bett om?“

Lekander mischt sich selbst in die Diskussion um die Gattungsbezeichnung für Texte wie ihren ein: „Dokumentarroman“ lautet ihr Vorschlag – „eine Phantasie darüber, wer Mama war [...]. Ein Versuch, sich in einen Zusammenhang zu stellen und meinem einzigen Kind einen Zusammenhang aufzuzeigen. Er muss ja natürlich zum Feministen erzogen werden“ (97).³⁴ Die Metadiskussion wird u.a. mit dem Vater geführt, der der Meinung ist, man könne nicht schreiben, was man wolle, wenn die Personen noch leben, da diese verletzt werden können (116). Und sie räsoniert, dass das „Schriftstellerklischee“ doch wahr sein könne: „[...] dass die Figuren einem aus den Händen rutschen und etwas anderes werden, als man sich gedacht hat, etwas anderes als die eigene Vorstellung von den ‚wirklichen Menschen‘“ (116).³⁵ Damit macht sie selbst den Wahrheitsanspruch zur Fiktion und schließt sich einem Realitätsbegriff an, der Wirklichkeit erst in Texten entstehen lässt.

Lekander betreibt ein postmodern geprägtes Spiel mit Wahrheit und Fiktion. Sie benutzt verschiedene Stilmittel zur Authentisierung, um diesen Eindruck gleich wieder zurückzunehmen und in Frage zu stellen. So werden die eingeschobenen Dialoge mit dem Partner plötzlich zur Fiktion erklärt, wobei Claes – gibt es ihn überhaupt? – Verbesserungsvorschläge macht: „Streich lieber den ganzen Mist, den du mich sagen lässt, feministische Sentenzen und was zum Teufel das nun ist. Das sind doch alles Lügen“ (166).³⁶ Dies kommt einem Verfremdungseffekt gleich, der den Leser immer wieder aus der Illusion des verbürgten Selbsterlebten stößt.

Destruktive Abhängigkeit: Inga Lantz, Mamma och Mej

Bereits im Titel kündigt sich die Doppelperspektive von Mutter und Tochter an. Hier spricht nicht das Kind über die Mutter, sondern deren Beziehung steht im Zentrum, was die Autorin gleichzeitig auf eine Art formuliert, die auf Schwedisch an Kindersprache erinnert. Wird hier aus der Sicht des Kindes erzählt, im Gegensatz zu den früheren Beispielen, in denen sich die Tochter auf eine erwachsene Sicht hingearbeitet hat? – beide Blickrichtungen werden beansprucht.

Inga Lantz, die sich selbst als frei schaffende Journalistin (5) bezeichnet, lässt in der Einleitung durchscheinen, dass es sich hier um eine autobiographische Erzählung handele. Ihr eigenes Geburtsdatum stimmt mit dem der Erzählerin, Maria, überein. Auch der eingangs erwähnte Stiefvater Marino erhält ein literarisches Pendant. Es lässt sich sogar Namenskongruenz feststellen. Doch auch die Einleitung könnte ja ein fiktiver Text oder ein Paratext sein, der als Authentizitätsversicherung eingeschoben wird.

³⁴ „[...] en fantasi om vem mamma var [...]. Ett försök att ingå i nån sorts sammanhang och ge mitt enfödda barn en aning om ett sammanhang. Han måste ju läras upp till feminist, vetja.“

³⁵ „Författarklysan kanske är sann: att figurerna slinker ur ens händer och blir något annat än man tänkt, något annat än ens föreställning om dem som ‚verkliga människor‘“

³⁶ „Stryk hellre all den här skiten som du låter mig säga, feministiska sentenser och vad fan det nu är. Det är ju bara lögn och förbannad dikt.“

Mit ihren Geburtsjahren 1914 und 1943 gehören Mutter und Tochter einer älteren Generation an als die Figuren in den vorher analysierten Texten. Die Figurencharakteristik, thematische und formalästhetische Merkmale weisen ebenfalls Unterschiede auf.

Lantz geht davon aus, dass psychische Strukturen von der Mutter auf die Tochter übertragen werden. Die Kernaussage kann damit zusammengefasst werden, dass ein Mensch, der selbst nie Liebe, Wärme und Geborgenheit erfahren hat, auch nicht die Fähigkeit zu lieben herausbilden kann, eine Thematik, die stark an die Texte von Schweikert (vgl. S. 117 ff.) erinnert. Liebesbeziehungen verbleiben destruktive Abhängigkeitskonstruktionen. Getrieben von der ständigen Angst verlassen zu werden, versucht man den geliebten Menschen an sich zu binden, die Liebe wird erstickend. Genau so ist es zwischen Mutter und Tochter geworden. Bis zum Tod der Mutter versucht die Tochter immer wieder, sich aus deren „Nackengriff“ zu befreien. Doch sie scheitert, denn die Mutter entkommt ihr durch Selbstmord. Der Tod der Mutter wird nicht wie bei Mattsson und Lekander der Beginn einer Umwertung, denn hier macht die Mutter den letzten Zug im Spiel und setzt die Tochter schachmatt. Das Spiel bleibt Kampf bis in den Tod: „Als sie den bestimmten, verbitterten und vergrämten Gesichtsausdruck der Mutter sah, mit dem harten und unversöhnlich zusammengepressten Mund, fühlte sie, dass die Mutter noch einmal gewonnen hatte. Ein letztes Mal. Für immer. Endgültig“ (8).³⁷

Die Szene, in der Maria ihre tote Mutter in der Badewanne findet, wird von der Autorin als tragischer Rahmen um den ganzen Text gespannt. Dennoch ist das gesamte Buch ein Erklärungsversuch dafür, warum die Liebe zwischen Mutter und Tochter zu Hass werden konnte und Rachegefühle ihren Kontakt dominierten. Der Versuch gelingt in Bezug auf die Rezipienten, Zusammenhänge treten deutlich hervor, von der Mutter auf die Tochter übertragene Verhaltensmuster werden transparent, was darauf schließen ließe, dass die Autorin sich ausreichend Distanz geschaffen hätte, um die destruktiven Bande zwischen Mutter und Tochter zu erkennen.

Auch der Mutter Viola war es nicht vergönnt, die Fähigkeit zu lieben zu erwerben. Nachdem ihre Mutter in einer psychischen Anstalt verschwand, was Viola allerdings nicht erklärt wird, wächst sie mit ihrem Vater auf, einem Tyrannen, bei dem sich nicht einmal ein schlechtes Gewissen einstellt, wenn er versucht, sie sexuell auszunutzen. Violas Lebensverheißung wird früh durch den Vater zunichte gemacht: „Dein Wille sitzt in den Wipfeln der Bäume“ (22)³⁸, lautet sein Leitspruch. Obwohl es Viola gelingt, sich eine Ausbildung an der Zuschneideakademie in Stockholm zu verschaffen, zer-

³⁷ „När hon såg på moderns bestämda, bittra och förgrämda ansiktsuttryck där munnen var hårt och oförsonligt hopsnörd, kände hon att modern vunnit ännu en gång. En sista gång. För alltid. Slutgiltigt.“

³⁸ „Din vilja sitter i grantoppen.“

brechen ihre Berufsträume an der desillusionierenden Erwerbstätigkeit als schlecht bezahlte Pelznäherin. Das Kind, das sie erwartet, wird zunächst zum Inbegriff von Glück. Obgleich der Vater ihres Kindes verheiratet ist, freut sie sich auf das Kind, denn dieses verspricht Trost und Kompensation für alle Ungerechtigkeiten: „Nie mehr allein. Immer wir zwei – du und ich – denkt sie. Endlich zusammen“ (10).³⁹ Die übergroßen Erwartungen verbleiben Illusion, und resigniert konstatiert Maria, dass sie immer zu spät kam in ihren Versuchen, die Mutter glücklich zu machen (11). Bereits vor der Geburt wird das Kind mit einer Erwartung belastet, die es nie einlösen kann. Als Kind vermag Maria nicht diese Zusammenhänge zu durchschauen und wird überfordert mit einer Schuld, die sie einerseits niederdrückt, doch gegen die sie andererseits immer wieder revoltiert.

Denn allmählich sieht Maria nicht nur Liebe und Selbstlosigkeit, sondern auch den Machtmissbrauch der Mutter. Sie durchschaut, dass die Mutter ihre Macht über einen anderen Menschen genießt. Eine Schlüsselszene wird zum Trauma für Maria. Während eines Spaziergangs hält die Mutter die Tochter plötzlich über ein Brückengeländer, frei schwebend über dem bedrohlichen Gewässer. Nicht nur Machtgelüste treiben Viola zu dieser Wahnsinnstat, sondern es sind Prinzipien, die sie selbst als Kind internalisiert hat: Angst und Schrecken waren der Kitt, der zwei Wesen zusammengehalten hat, dies hatte Viola von ihrem Vater gelernt. Nach diesem Verhaltensmuster lebt Viola auch noch in hohem Alter, als sie versucht ihren Hund zu erziehen. Sie versteckt sich, um ihn unterwürfig zu machen (135). Und immer wieder verschwand sie auch in Marias Kindheit, nicht so sehr aus Unwillen, sondern eher aufgrund ihrer Unfähigkeit zur Kommunikation. Violas eigene Mutter verschwand ebenfalls ohne Erklärung, und somit wird auch Maria nichts erklärt, als die Mutter plötzlich ins Krankenhaus verschwindet. Der Mangel an Erklärungen führt zu einem starken Gefühl, betrogen worden zu sein. Betrug wird somit ein anderes Grundgefühl, das die Mutter auf die Tochter überträgt. Doch Lantz vermittelt deutlich, dass es sich hierbei nicht um subjektive Gemeinheit handelt, sondern um ein Verhaltensmuster, das zur Sprachlosigkeit verdammt. Kinder können nur die Behandlung imitieren, die sie selbst erfahren haben. Mutter und Tochter wird der kommunikative Kontakt nie gelingen. Das hilflose Verstummen folgt bis in den Tod.

In ihrer Sehnsucht ‚normal‘ zu sein, heiratet Viola Marino, auch er ein durch eine rücksichtslose Klassengesellschaft früh gebrochener Mensch, genauso unfähig, Gefühle und Liebe zu zeigen wie sie selbst. Mit ihm tritt Gefühlskälte als stabiles Element in Marias Leben, symbolisch ausgedrückt in den Farben der Wohnung: In Marinos Atelier dominieren kalte Blautöne, Maria und Violas Zimmer ist dagegen in verschiedenen warmen Rotnuancen gehalten, die nicht nur für Wärme stehen, sondern auch an eine Gebärmutter erinnern könnten und damit das symbiotische Mutter-Tochterverhältnis

³⁹ „[...] aldrig mer ensam. Alltid vi två – du och jag – tänkte hon. Äntligen tillsammans.“

symbolisieren: Immer noch sitzt Maria fest im Griff der Mutter, sie ist im übertragenen Sinne immer noch nicht entbunden. Das Verhältnis zwischen Maria und ihrem Stiefvater verbleibt gefühllos, da sie sich unerwünscht fühlt. Die Leser können eine Parallele erkennen zwischen Marias unerklärlicher Angst vor Marino und Violas vor ihrem Vater. Angst vor dem kalten Mann ist unbewusst von der Mutter auf die Tochter übertragen worden.

Echte Wärme fühlt Maria erst, als sie ihren ersten Freund Rune trifft. In seiner Familie findet sie, wonach sie sich immer gesehnt hat: Wärme, Liebe, Freude, Großzügigkeit. Geschickt verdichtet Lantz die lebensbejahende Stimmung in einer Erdbeerenmetapher: „Rune kauft Erdbeeren. Massen. Legt sie ins Abwaschbecken. Spült. Das ganze Becken voll. Rote Beeren auf dem Rostfreien. Großzügig. Dicke Sahne. Massen“ (102).⁴⁰ Doch aggressiv verteidigt Viola ihren Besitz und verbietet der Tochter, ihren Freund mit nach Hause zu bringen (102). Maria beginnt, die Mutter zu hassen (103). Sie vergleicht sie mit einer Katzenmutter, die ihr Junges im Nackengriff hält, der nicht nur für Fürsorglichkeit und Zärtlichkeit steht, sondern das Gefühl vermitteln kann, erdrosselt zu werden und der Hilflosigkeit preisgegeben zu sein. Sich selbst beschreibt sie als Kätzchen, das zwar kratzt, aber auch besiegt und vernichtet ist: fest gebunden (104).

Dieses Bild ist symptomatisch für das Mutter-Tochter-Verhältnis ein Leben lang, geprägt von Kampf und Machtmissbrauch, ein ständiges Tauziehen. Obwohl Maria schließlich versucht, mit der Mutter zu brechen, wird sie die Mutter in sich selbst nicht los. Sie schaltet lediglich die äußere Mutter aus. Das nimmt so groteske Formen an, dass sie etwa vorgibt, die Mutter nicht zu kennen, als sie ihr durch Zufall im Bus begegnet, was sie dermaßen in Stress versetzt, dass sie Atembeschwerden bekommt (126). Sie kann der Mutter letztendlich nicht entkommen und eine Versöhnung wie bei Mattsson und Lekander bleibt aus. Kein Prozess wird nachgezeichnet, der zu Umwertung oder tieferem Verständnis führt. Während Mattssons Bea es schließlich vermag zum Grab der Mutter zu gehen, eine symbolische Schlüsselszene für ein wachsendes Verständnis, schließt Lantz ihre Erzählung mit ganz anderen Worten: „Doch eins schaffte sie [Maria] nicht. Noch nicht. Zu Violas Grab zu gehen“ (162).⁴¹

Vielleicht zeigt sich dennoch eine winzige Öffnung in dem Wort „noch“, das Hoffnung ausdrückt auf eine zukünftige Befreiung von dieser ‚Katzenmutter‘.

Dieser Text hat einen starken therapeutischen Charakter. Er ist ein Versuch, sich frei zu schreiben und erinnert in seiner Loslösungs- und Abgrenzungsstrategie an die Literatur der 70er und 80er Jahre. Waren jedoch jene Texte von großer emotionaler Beteiligung geprägt, die die Distanz zum Text

⁴⁰ „Rune köper jordgubbar. Massor. Lägger dem i diskhon. Sköljer. Hela hon full. Röda bär mot det rostfria. Generöst. Tjock grädde. Massor.“

⁴¹ „Bara en sak orkade hon inte. Inte ännu. Att gå till Violas grav.“

minimierte, so zeugt Lantz' Erzählung nicht zuletzt durch die literarische Form von erheblicher Distanz. Lantz schreibt nicht in der Ich-Form, sondern aus der dritten Person. Sie hat andere Namen für ihre Protagonisten gewählt, die auf lebende Personen referieren. Sie schreibt nüchtern und sachlich, Gefühle liegen allenfalls zwischen den Zeilen. Diese treten verstärkt durch Schlüsselepisoden hervor, die in ihrer Konsequenz so sinnbildhaft sind, dass sie keiner näheren Erläuterung bedürfen. Das allein setzt die Bereitschaft zu einem gewissen Abstraktionsvermögen voraus.

Lantz' Text entspricht einem Psychogramm in Form eines Prosagedichts. Sie hat eine Ästhetik des Schmerzes gewählt. Der abgehackte Stil, Satzfragmente, Ellipsen, abgebrochene Sätze, Ein-Wort-Sätze und die sprachliche Anordnung des Textes in Gedichtform – all diese Verfahren unterstreichen ihr Bemühen, die angemessenen Formulierungen und Textsorten für schmerzhaft zusammenhängende Zusammenhänge zu finden. Doch zeugen sie mit ihrem Bezug auf die inhaltliche Ebene auch von kommunikativer und sozialer Inkompetenz, die von Generation zu Generation weitergegeben worden ist.⁴²

Ein weiterer Unterschied zu Mattssons und Lekanders Texten ist die Klassenzugehörigkeit. Viola gehört nicht der wohlhabenden gebildeten Mittelschicht an. Im Unterschied zu den anderen Müttern hat sie nicht die Chance, ihre Visionen zu verwirklichen. Sie gehört somit zu den doppelt Benachteiligten, sowohl als Arbeiterin als auch Frau. Lantz verknüpft auf diese Weise den Klassen- mit dem Genderaspekt. Viola projiziert ihre gescheiterten Pläne auf die Tochter, die nun statt ihrer das Abitur machen und Pianistin oder Tänzerin werden soll. Die Klassenzugehörigkeit verstärkt das geringe Selbstvertrauen. Die Quelle der Erniedrigung liegt nicht nur in den familiären Verhältnissen, sondern auch in der Klassenerfahrung.

Deutschsprachige Texte

Für den deutschsprachigen Raum habe ich mich auf zwei Texte beschränkt, da die Mutter-Tochter-Beziehung bereits ausführlich anhand von Schweikerts Erzählung *Port Bou* behandelt wurde, einem Text, der in diesem Kapitel ebenfalls als komparatives Beispiel geeignet wäre. Im vorliegenden Kapitel stehen indessen Texte im Vordergrund, die den Schein von Authentizität vermitteln wollen. Bei Schweikert dagegen dominieren verschiedene Ver-

⁴² Ähnlich kommentiert Barbara Kosta ein deutschsprachiges Werk, Waltraud Mitgutsch: *Die Züchtigung*, München 1987: „Im Gegensatz zu den verflachten und eindimensionalen Darstellungen der ‚bösen‘ Mutter bricht Mitgutsch mit diesem Bild, indem sie ein Psychogramm ihrer Mutter als unterdrücktes und misshandeltes Kind darstellt, nicht um ihre Mutter zu entschuldigen, sondern um sie und ihr eigenes Schicksal als Tochter dieser Frau zu verstehen. Sie stellt ihre Mutter in einen sozial-historischen Kontext, um die Umstände, die ihr Leben geprägt haben aufzuzeigen“ (Kosta 1993: 245f).

fremdungstechniken, die Identifikation verhindern und sich dem einfachen Referenzdenken verweigern sollen.

Elke Heidenreichs Erzählung *Die schönsten Jahre* erinnert stark an die oben besprochenen schwedischen Beispiele. Heidenreich entstammt darüber hinaus aus ungefähr derselben Altersgruppe wie die schwedischen Autorinnen und auch sie verbindet die journalistische mit der schriftstellerischen Tätigkeit.

Im Unterschied dazu ist der zweite ausgewählte Text, Helga Schneider *Lass mich gehen*, gewählt worden, weil er eine äußerst unorthodoxe Verknüpfung von Mutterthema und Nationalsozialismus präsentiert.

Späte Begegnung von Mutter und Tochter: Elke Heidenreich, Die schönsten Jahre

Diese Erzählung ist nicht dezidiert autobiographisch. Das Vorhandensein einer Ich Erzählerin ist kein ausreichendes Indiz dafür. Sie ist allerdings wie die Autorin Journalistin, was als autobiographischer Hinweis gewertet werden könnte, allerdings gibt es keine Namensidentität, denn die Erzählerin heißt Nina. Die Handlung könnte auf eigenen Erfahrungen oder auch auf Beobachtungen beruhen, was allerdings auch hier für die Aussage nicht weiter von Bedeutung ist.

Auch in diesem Text geht es um Trauerarbeit, denn er erzählt von einer Mutter-Tochter-Beziehung, in der sich beide nach Liebe sehnten, diese aber zu Lebzeiten der Mutter nicht bzw. nur ansatzweise einlösen konnten. Sie schildert ebenfalls den Prozess von völligem Nicht-Verstehen hin zu dem Gefühl, eine Gleichgesinnte gefunden zu haben.

Das Schlüsselerlebnis, das gleichzeitig den Wendepunkt in der Beziehung zur Mutter ausmacht, ist eine „einzige“ gemeinsame Reise. „Ich bin einmal, nur ein einziges Mal mit meiner Mutter zusammen verreist“ (7). Dieser erste Satz verweist deutlich auf die große Bedeutung der gemeinsamen Reise und deutet gleichzeitig einen großen Mangel an Gemeinsamkeiten und gemeinsamen Erfahrungen und Erlebnissen von Mutter und Tochter an. Dieser Mangel wird auf den folgenden Seiten immer wieder bestätigt und durch viele Einzelheiten vertieft, was so ausführlich geschieht, dass oft die Grenze zur Satire überschritten wird. Mutter und Tochter scheinen komplette Antagonistinnen zu sein: Die Mutter ist mit 80 immer noch „energisch und tatkräftig“ (7), die Tochter dagegen fühlt sich mit 45 bereits ziemlich alt und ist „alles andere als zufrieden“ mit ihrem Leben (7). Die Mutter ist ordentlich, die Tochter unordentlich, eine wohnt im Süden, die andere im Norden, die eine mag lieblichen Weißwein, die andere trockenen etc.. Gefühle der Sympathie, geschweige denn der Liebe, scheinen schon im Kindesalter verdorrt zu sein. Der Kontakt ist auf Pflichterfüllung seitens der Tochter reduziert, die widerwillig ausgeführt wird. Während ihrer Besuche wohnt Nina im Hotel, da sie die gemeinsamen Abende mit der Mutter unerträglich findet.

Doch geht es seitens der Tochter nicht, wie es zunächst erscheinen mag, um Gleichgültigkeit, sondern eher um Gefühle der Enttäuschung und Bitterkeit. Immer noch ist sie verletzt, dass die Mutter sich nie bedankt oder ihre Tochter gelobt hätte: „Das hatte sie nie gekonnt“ (8). Immer noch bricht bei Nina ein starkes Bedauern darüber durch, dass „ein bisschen lachen, ein bisschen ‚weißt du noch...?‘ sagen und einfach erzählen“ (9) mit der Mutter offenbar nicht möglich ist. Nina fühlt sich zurückgewiesen und abgelehnt in allem, was sie ist und tut. Mit Lob ist die Mutter geizig, mit Kritik desto freigebiger. Die schärfste Form der Kritik ist der Vergleich mit dem Vater, dem Nina laut Mutter immer ähnlicher werde. „Wie dein Vater“ (10) lautet meistens der krönende Abschluss von kritischen Beurteilungen.

Leser finden hier bereits eine Erklärungsandeutung, die die Tochter noch nicht versteht: Offenbar beruht die Bitterkeit der Mutter auf der schlechten Beziehung zum Vater. Diese negativen Gefühle scheint sie auf ihre Tochter zu projizieren. Dass die Beziehung zum Vater weniger aus Liebe, sondern eher aus Hass bestanden hat, wird kurz darauf bestätigt: „[...] sie waren fürchterlich miteinander umgegangen und nach seinem Tod war meine Mutter damals richtig aufgeblüht“ (10f). Gleichzeitig wird eingestreut, dass die Mutter ein Geheimnis in sich birgt. Sie hat einmal in ihrem Leben wirklich geliebt: „Jeder Mensch kann nur einmal in seinem Leben richtig lieben. Bei mir war es jedenfalls so“ (10), gibt sie zu. Dieser Verdacht, dass die Mutter eine heimliche große Liebe gehabt hatte, wird immer wieder untermauert, jedoch erst am Schluss aufgelöst. Damit gelingt der Autorin ein sukzessiver Aufbau einer Spannung, die die Geschichte durchzieht. Die Tochter muss annehmen, „das ungewollte Zufallskind“ gewesen zu sein, das vielleicht die Mutter an der Auslebung ihrer großen Liebe gehindert habe. „Ich wollte kein Kind“, hatte meine Mutter oft genug gesagt“ (11).

Doch ist das Verhältnis von Mutter zu Tochter nicht nur durch große Kälte und Lieblosigkeit gekennzeichnet, es hat sich zu einem regelrechten Machtkampf entwickelt, der die blockierten Gefühle immer mehr einmauert, „denn die Wand, die seit meiner Kindheit zwischen uns wuchs, war hoch, aber nicht stabil. Sie wackelte und drohte bei jedem Besuch, bei jedem Gespräch, eine von uns zu erschlagen“ (19). Konsequenterweise weigert sich die Mutter, sich über Geschenke der Tochter zu freuen, diese werden zurückgegeben oder nicht benutzt, was man noch nicht einmal vor dem anderen zu verbergen versucht: „Wir konnten beide nicht geben, und wir konnten nicht nehmen – zumindest nicht für- und voneinander“ (12).

Die Wende wird erst eingeleitet, als es schon fast zu spät ist, mit der bereits erwähnten Reise nach Mailand, die die Mutter gegen den Willen der Tochter durchsetzt. Nina will eigentlich ihre Geliebte Flora besuchen und ist überhaupt nicht angetan von der Idee der Mutter, sie begleiten zu wollen.

Auf dieser Reise ändert sich allmählich die bisher rein negative Sicht der Tochter und damit auch deren Einstellung. Plötzlich ist ihr Gedächtnis in der Lage, positive Dinge zu erinnern: Als kleines Kind hatte die Mutter oft für

Nina gesungen und Gedichte aufgesagt: „Ich erinnere mich daran, dass das eine schöne Zeit war“ (23). Auf der Autofahrt ist die Mutter zum ersten Mal bereit, ihre starre Position im Machtkampf aufzugeben. Unter Androhung, dass Nina gegen den Brückenpfeiler fährt, gibt sie endlich zu, was sie bis dahin immer hartnäckig abgestritten hat, nämlich Nina als Kind mit dem Feuerhaken blutig geschlagen zu haben. Sie kann sogar zugeben, dass es ihr leid getan hätte, was für Nina nahezu einer Liebeserklärung gleichkommt und sie in die Lage versetzt, ihre Mutter zu berühren: „Ich fasste nach ihrer Hand, und sie ließ es zu. Ich lenkte mit links, hielt mit rechts ihre Hand, ich konnte mich nicht erinnern, wann ich das je getan, wann sie das je zugelassen hatte und wir fuhren schweigend weiter“ (29).

Auch hier wieder wird ein deutlicher Erklärungshinweis für das Verhalten der Mutter gegeben: Es waren Ninas erste Kontakte und Küsse mit Jungen, die die Mutter so aufgebracht machten. „Wie dein Vater“ heißt es wieder abschließend, der seine Frau jahrelang mit zwei verschiedenen Geliebten gleichzeitig betrogen hatte. Der Hass auf den untreuen Mann wird wiederum auf die Tochter übertragen und durch brutale Misshandlung entladen.

Auf der Reise ist die Mutter sogar bereit, über Ninas Geburt zu sprechen. „Zum erstenmal“ begreift Nina, „was für ein Opfer es gewesen sein musste, damals ein Kind zu bekommen [...]“ (33), als die Mutter von der Geburt auf dem Küchentisch mitten im Bombenangriff und den vielen misslungenen Abtreibungsversuchen und der Erleichterung, dass das Kind gesund ist, berichtet: „Fast hätte ich meine Mutter in den Arm genommen, so stark empfand ich ihr Glück darüber, dass ich damals ein gesundes Baby war, als eine Liebeserklärung“ (33). Aber immer noch zögert Nina, wahrscheinlich aufgrund der Angst wiederum abgewiesen zu werden. Sie entdeckt neue Seiten an der Mutter, ihre Kraft, ihre Lebenslust, ihren Unternehmungsgeist. Sie ist sogar in der Lage, Nina etwas Nettes zu sagen: „Schön, mal so mit dir zu reisen“ (31). Ninas Erstaunen will kein Ende nehmen, als die Mutter den Schnaps „nach Kumpelart aus dem Ruhrgebiet“ trinkt. Endlich können sie zusammen lachen, zehn Minuten lang über „einen völlig idiotischen, unerwarteten Satz“: „so hatte ich sie noch nie gesehen“ (37). Sogar Ähnlichkeiten mit der Mutter kann Nina plötzlich feststellen, als sie sich dabei ertappt, „nun auch in Versen zu denken“: „Sieh da, wir sind uns doch ähnlicher, als man meinen möchte“ (35). Endlich kann die Mutter am Ende der Reise, bereits auf dem Weg zum Flugzeug, das erlösende „Danke“ (41) aussprechen.

Auf dieser Reise beginnen sich die blockierten Gefühle aus der jahrzehntelangen Erstarrung zu lösen und zumindest einer wechselseitigen Sympathie zum Durchbruch zu verhelfen. Doch die volle Hinwendung zur Liebe kommt erst nach dem Tod der Mutter, als Nina durch Fotos endlich begreift, dass die große Liebe der Mutter die Schwägerin Karla gewesen ist. Hiermit wird das Bild vollendet, das sich bereits während der Reise herauskristallisiert hatte: Die Mutter verlässt ihre, wenn auch missglückte, Mutterrolle und tritt

der Tochter als Gleichgesinnte, als Frau, mit starken Wünschen, Leidenschaften und Enttäuschungen gegenüber.

Die Tragik der Geschichte besteht darin, dass die partnerschaftliche Beziehung zwischen Mutter und Tochter nicht mehr realisiert werden kann, die Mutter ist bereits verstorben. Als Trost bleibt, dass die Reise verschiedene Eröffnungen vermittelt hat und, wenn auch zu spät, der Tochter die Möglichkeit gibt, genuines Verständnis aufzubringen und somit die Liebe zur Mutter anzunehmen. Diese Liebe kann sich allerdings nur noch in starker Wehmut über die nicht genutzten und verpassten Gelegenheiten äußern.

Nina lernt nicht nur eine andere Frau in der Mutter kennen, auch zu sich selbst bekommt sie größere Distanz. Als die Mutter bereits im Sterben liegt und Nina in einem Versuch, Trost zu spenden, ihr ein Kompliment über ihr Aussehen macht, fällt ihr plötzlich auf, „dass ich sie auch noch nie vorher gelobt oder ihr etwas wirklich Nettes gesagt hatte“ (18). Bereits hier setzt das Gefühl der großen Wehmut und Trauer ein, denn sie konnte es erst sagen, „als sie mir nicht mehr antworten konnte“. Die unerfüllte Sehnsucht nach Mutterliebe ist so groß, dass sie sich wünscht, „an ihrer Stelle reglos und ohne Chancen dazuliegen, damit sie zu mir von Liebe spräche, mich lobte, Nähe zeigte, wenigstens ein einziges Mal“ (18).

Der Ausgangspunkt für diese Erzählung ist Trauer um die Mutter und um die unerfüllte Mutter-Kind-Liebe, nicht das Bedürfnis nach Abgrenzung von der Mutter. Dieses wird lediglich als zu überwindende Einstellung zu Beginn dargestellt, als eine Haltung, die den geklärten Blick auf die Beziehung und damit auch die Kontaktaufnahme unmöglich macht. Prägnant wird ein Prozess der Annäherung geschildert, der zu einer Neuformierung des Blicks und des Mutterkonzepts führt.

Ein wiederkehrendes Element der retrospektiven, deutschsprachigen Literatur ist die Auseinandersetzung oder zumindest ansatzweise Konfrontation mit dem Nationalsozialismus. Die Autorinnen der Gegenwartsliteratur gehören oft der Generation an, deren Eltern während des Nationalsozialismus aufgewachsen sind. Entweder dient dieser dazu, die negativen Gefühle zu verstärken, oder der Blick auf die Mutter wird zum Auslöser, um sich mit der Vergangenheit auseinander zu setzen. Bei Heidenreich ist das erstere der Fall. Der Nationalsozialismus tritt nur an zwei Stellen auf und korrespondiert mit der Gefühlslage, in der sich die Erzählerin gerade befindet. Zu Beginn, noch im Stadium der Abgrenzung zur Mutter, wird der Bruder der Mutter, Willi, erwähnt, mit dem diese nicht spricht, weil er Nazi gewesen ist. „[A]ls wären sie nicht alle Nazis gewesen“ (26), lautet der Kommentar der Erzählerin, was ja die Mutter mit einschließt und ganz den ablehnenden Gefühlen entspricht. Erst später auf der Reise, als Mutter und Tochter die ersten Annäherungsversuche gelingen, wird differenzierter über die Familie mütterlicherseits gesprochen. Nun erhält man fast den Eindruck, als ob die Mutter zum Widerstand gehört hätte. Eine Schwester der Mutter ging nach dem Krieg „in den Osten“, „weil sie an den Sozialismus glaubte“ (37). Weiterhin

berichtet die Mutter, dass die ganze Familie links gewesen sei, im Gegensatz zu Ninas Vater, den sie zu den Nazis zählt: „[...] alles Nazis. Dummköpfe, Mitläufer, eingebildete Kerle, die sich in gutsitzenden Uniformen wichtig machen wollten“ (37). Weiterhin lässt die Mutter stark durchscheinen, dass diese politischen Gegensätze sehr zum schlechten Verhältnis zwischen den Eheleuten beigetragen hätten: „Ich konnte nicht mehr atmen neben ihm, mir wurde schlecht, wenn er mich nur anfasste“ (38). Auch diese Seite an der Mutter ist neu für Nina, denn „über Politik wurde doch zu Hause nie geredet“ (38).

Mutterschaftsparadox des Nationalsozialismus: Helga Schneider, Lass mich gehen

Bei Helga Schneider ist die nationalsozialistische Thematik zentral. Sie wird auf eine Weise mit der Mutter-Tochter-Problematik verknüpft, die in dieser Ungeheuerlichkeit wohl ihresgleichen entbehrt.

Die Mutter verlässt 1941 Mann und zwei kleine Kinder, den anderthalbjährigen Sohn Peter und die damals vierjährige Icherzählerin Helga, um sich der SS anzuschließen und später gefürchtete Aufseherin in verschiedenen Vernichtungslagern zu werden. Eine Mutter, die ihre kleinen Kinder verlässt, verstößt zweifellos bereits beträchtlich gegen die kulturelle Norm, jedoch als nazistische Täterin zu handeln, um sich aktiv und willentlich an der Ermordung der Juden zu beteiligen, lässt sich aus heutiger Sicht an Verwerflichkeit und Abscheulichkeit wohl kaum noch übertreffen.

Den Kern der Erzählung bildet das wahrscheinlich letzte Treffen von Mutter und Tochter. Die fast 90-jährige Mutter befindet sich im Altersheim und wird von ihrer ca. 60-jährigen Tochter besucht, nachdem sie sich fast 30 Jahre lang nicht mehr gesehen haben. Dies ist allerdings erst die zweite Begegnung nach dem Aufbruch der Mutter 1941.

In Schneiders Bericht gibt es verschiedene autobiographische Verweise: Die Namen von Autorin und Erzählerin sind identisch, beide heißen Helga. Auch zeitlich scheint sich der Lebenslauf der Autorin mit der der Erzählerin zu decken: Diese war 1941 vier Jahre alt, die Autorin ist 1937 geboren. Im Klappentext gibt es weitere Informationen über die Autorin, die mit dem Lebenslauf der Erzählerin übereinstimmen: „[...] verbrachte ihre Kindheit in Berlin. Als ihre Mutter 1941 die Familie verließ, um KZ-Aufseherin zu werden, wuchs Helga Schneider erst bei ihrer Stiefmutter, dann in Internaten auf. Seit 1963 lebt sie als freie Schriftstellerin in Bologna. Sie ist Mutter eines 35-jährigen Sohnes“ (Klappentext). Auch hier und da eingestreute Dokumentarberichte, die von den Verbrechen des Holocaust zeugen, verstärken den Eindruck von Authentizität.

Helgas Gefühle der Mutter gegenüber sind gelinde gesagt geprägt von starker Ambivalenz, was sich erzähltechnisch darin niederschlägt, dass die Autorin häufig von der direkten Anrede mittels Du zur distanzierteren Form der dritten Person Singular (sie) überwechselt, wenn von der Mutter die Re-

de ist. Das Du, das stärkere Nähe impliziert und die Autorin in einen möglichen oder gewünschten Dialog mit der Mutter treten lässt, wird immer wieder aufgehoben durch die Rede über sie.

Der inhaltliche Fokus liegt auf dem emotionalen Chaos, in das die Erzählerin stürzt, als sie sich zu dem Besuch bei der senilen Mutter entschließt. Der Schmerz über den Verrat der Mutter ist bei weitem nicht verheilt. Selbst schon fast Seniorin nähert sich die Tochter immer noch der Mutter mit der Erwartung, auf Erklärungen, Reue, Entschuldigungen und Gefühle der Liebe zu stoßen. In über fünf Jahrzehnten ist es der Tochter nicht gelungen, Distanz zur Mutter zu entwickeln. Der Titel des Buches „Lass mich gehen“ verweist bereits darauf. Er ist doppeldeutig und bezieht sich konkret auf den zähen Kampf der Mutter, gegen Ende des Besuches ihre Tochter bei sich zu behalten. Er drückt aber auch die innere emotionale Abhängigkeit der Tochter aus. Immer noch ist sie nicht frei von dieser ‚Nicht-Mutter‘. Dies belegen weiterhin die unterschiedlichen Versuche, der Mutter so widerwärtige Informationen über ihre Nazi-Tätigkeit zu entlocken, dass sie sie endlich hasen kann, eine Strategie, die der Hilflosigkeit entspringt und nur schwerlich gelingen kann.

Doch ist das Bestreben, sich vom emotionalen Einfluss der Mutter zu befreien, bei weitem nicht eindeutig. Helga ist so ambivalent in ihren Gefühlen, dass sie körperlich reagiert: Als sie das Altersheim betritt, bekommt sie „das Gefühl, ersticken zu müssen“; sie fühlt sich „gelähmt vor Angst“ und sucht nach Fluchtwegen, sich der Konfrontation doch noch zu entziehen (23). Nur durch die Unterstützung ihrer Cousine Eva ist sie in der Lage, ihr Vorhaben durchzuführen. Als sie die Mutter schließlich erblickt, reagiert sie „bestürzt, ergriffen, ohnmächtig“ (33): „Meine Beine zittern, mein Herz hämmert. Ich atme stoßweise, mein Blick ist getrübt“ (34). Ihre Reaktion versetzt sie in Erstaunen: „Nein, das hatte ich nicht erwartet, dass der bloße Anblick meiner Mutter mich derart mitnehmen würde“ (34). Ihr Unterbewusstsein spielt ihr plötzlich einen Streich und lässt Gefühle aufsteigen, die sie glaubt, längst hinter sich gelassen zu haben: „Unendliches Mitleid überkommt mich“, muss sie sich eingestehen, aber nicht ohne den Zusatz: „ich kann es nicht verhindern“ (34). Die Versuche, Gefühle der Liebe für die Mutter zu tabuisieren, müssen offenbar fehlschlagen, denn durchgehend steigen immer wieder kleine Hoffnungen auf, von der Mutter doch noch, bevor es zu spät ist, Liebesbeweise zu erhalten. „Werde ich wenigstens eine Spur von Bedauern bei dir feststellen können für all das, was nie zwischen uns gewesen ist?“ (8), fragt sie sich bereits zu Beginn des Buches. „Vielleicht war sie sogar zu einer mütterlichen Geste fähig“, mutmaßt sie später (12). Helga hofft darauf, dass die Mutter sich verändert habe: „Aber vielleicht, Mutter, vielleicht hast du dich ja geändert.“ Nach über 50 Jahren glaubt sie immer noch an das Unmögliche: „Vielleicht können wir endlich miteinander reden wie Mutter und Tochter“ (13). Die Sehnsucht nach Kontakt übertrifft alle realen Faktoren, die auf die Unwahrscheinlichkeit dieses

Kontaktes verweisen. Helga bemerkt dies selbst und fragt sich ängstlich: „Ob es noch etwas zu retten gibt, Mutter? Ist es nicht längst zu spät für alles?“ Sie würde sich deshalb schon damit zufrieden geben, „wenigstens ein ganz hauchdünnes Band zu knüpfen“ (16).

Bei der Ankunft im Altersheim will Helga vom Personal wissen, was die Mutter über ihre Kinder erzählt (30), auch wieder in der Hoffnung, irgendeinen Schimmer von Liebe zu erblicken. Sie erhält allerdings nur die desillusionierende Antwort, zusammen mit ihrem Bruder für tot erklärt worden zu sein, woran die Mutter auch im Gespräch immer wieder festhält. Auch noch während des Besuches keimt die Hoffnung auf Liebes- und Reuebeweise immer wieder auf: Helga sieht, wie sich die Augen der Mutter mit Tränen füllen, „oder ist es mein brennender Wunsch, wenigstens eine Spur von Reue darin zu lesen, der mich zu dieser Illusion verführt?“ Mit der zweifelnden Frageform liefert sie Hinweise darauf, dass sie ihre eigenen Reaktionen reflektiert und hinterfragt. Die Illusion scheint sich allmählich aufzulösen, und immer mehr wird aus Hoffnung Enttäuschung: „Auch jetzt verraten deine Augen nicht die geringste Spur von mütterlicher Zuneigung“ (93), muss sich Helga eingestehen und später kann sie nur noch konstatieren, wie „müde und enttäuscht“ (96) sie sich fühlt. Die Frage, ob Helga diesen Besuch hinreichend Distanz zur Mutter beschert hat, bleibt allerdings offen. Denn die Frage der Cousine im letzten Satz des Buches, „Hast du vor, zurückzukommen?“ (175), bleibt unbeantwortet und damit offen.

Je mehr Helgas Mutter thematisiert wird, desto weniger wird nachvollziehbar, warum die Tochter ihre Annäherungsversuche an die Mutter nicht aufgibt. Dies liegt nicht unbedingt daran, dass die Mutter immer noch offen zur Ideologie der Nazis und zum Antisemitismus steht. Vielmehr wird sie zunehmend unzurechnungsfähig aufgrund ihres schizophrenen, mit Senilität gepaarten Verhaltens. Sie wechselt ständig die Rollen, von der kaltblütigen, überzeugten KZ-Aufseherin zu zumindest kläglichen Versuchen, eine liebevolle Mutter bzw. ihre Vorstellung davon, darzustellen und verliert sich dabei immer wieder in der Infantilität eines ungezogenen, verwöhnten Kindes. Ihre Einstellung Helga gegenüber wechselt von aggressiv und herrschsüchtig bis einschmeichelnd, unterwürfig und reuevoll. Ohne Hemmungen berichtet sie von ihren Aufgaben als KZ-Aufseherin, wobei immer wieder der unverhüllte Hass auf die Juden durchbricht. Sie ist in ihrer Persönlichkeit weder für die Leser noch für die Erzählerin fassbar. Bis zum Ende bleibt unentschieden, ob sie sich dieses Rollenwechsels bewusst bedient, um die Tochter zu manipulieren oder ob sie sich aufgrund von psychischen und altersbedingten Faktoren so verhält.

Das Bild der Mutter ist so diffus und widersprüchlich, dass es in keiner Weise hinreichend sein kann, um Helgas Intentionen zu dienen, nämlich Verständnis für das Handeln der Mutter aufzubringen. Helgas Vorhaben ist also vollständig zum Scheitern verurteilt, ein versöhnendes Happyend befindet sich in unerreichbarer Ferne, denn die Mutter ist nicht länger zurech-

nungsfähig. Trotzdem kann sich Helga letztendlich nicht von ihr befreien: „Ich habe erneut verloren“ (174), muss sie am Ende zugeben. All ihre Versuche, die Mutter zu hassen, sind gescheitert. „Ich kann dich nicht hassen“ (174), muss sie eingestehen und zieht dann eine Art Fazit des Besuches: „Ich kann dich nur einfach nicht lieben.“ Damit drückt sie noch einmal aus, dass sie den Besuch mit dieser Erwartung gemacht hatte. Die Sehnsucht nach Liebe und Nähe ist nach rationalen Maßstäben nicht mehr nachvollziehbar. Denn Helgas Reaktion kann nicht mehr mit der konkreten Person der Mutter in Verbindung gebracht werden, da sie diese aufgrund des spärlichen Kontakts kaum jemals kennengelernt haben könnte. Es geht eher um ein Phantombild einer Mutter, oder man könnte auch sagen, um die kollektive, kulturelle Vorstellung von dem, was eine Mutter sein sollte. Helga fällt aus der Norm, weil ihre Mutter sich nicht der Norm entsprechend verhält. Dies kommt in dem häufig wiederholten Satz: „Sie ist ja schließlich meine Mutter“ zum Ausdruck, ein Satz, der als Selbstverständlichkeit voraussetzt, dass alle eine gemeinsame Vorstellung von dem Begriff Mutter haben, ein kategorischer Imperativ, der im Kern beinhaltet, eine Mutter sei eine Instanz, die für selbstlose Liebe schlechthin stehe. Die verzweifelte und immer aussichtslosere Suche nach Bestätigungen des vorgefertigten Bildes beherrscht die Handlungsweise der Protagonistin, lässt sie im Kontakt mit der Mutter immer wieder zum vierjährigen vernachlässigten Kind regredieren. Immer wieder aufs Neue ist sie über das lieblose Verhalten der Mutter erstaunt. Als die Mutter von einer Episode berichtet, als Helga als kleines Kind in einen Teich fiel, reagiert diese mit starker Empörung darüber, dass die Mutter sich nicht daran erinnern kann, wo sie selbst zu diesem Zeitpunkt war: „Wie bitte?“ platze ich wütend heraus. „Du weißt nicht mehr, wo du warst, als ich in den Teich gefallen bin? Wie kann man so etwas vergessen?“ (123). An anderer Stelle ist Helga gekränkt, weil die Mutter sie immer wieder als alt bezeichnet.

Mehrmals erwähnt die Mutter ihre Beziehung zum Vater und nennt Gründe für ihren abrupten Aufbruch aus der Familie. Er hätte ihr „Steine in den Weg gelegt“, denn er wollte nicht, dass sie sich politisch betätige. Es sei für ihn ein Unding gewesen, „dass ich Karriere in der Politik machte. Ich sollte zu Hause bleiben, putzen, kochen und mich um die Kinder kümmern“ (69). Sie verweist also darauf, dass ihr Mann sie eingeengt und ihr die Entfaltung in der politischen Arbeit verweigert habe. In einem anderen Kontext wäre die Mutter Repräsentantin für eine Frau, die Selbstverwirklichung und politisches Engagement sucht und sich dabei gegen die Enge der Familie und die eigenen Kinder entscheidet. Dass allerdings dieses politische Engagement in der Judenvernichtung gesucht wurde, lässt den Schritt in die Öffentlichkeit natürlich aus heutiger postfaschistischer Sicht in einem makabren Licht erscheinen. Die Tochter kann nur mit Unverständnis reagieren, denn sie sieht die Entscheidung der Mutter zu gehen als Zurückweisung ihrer eigenen Person: „War es dir denn kein Bedürfnis, dich um deine Kinder zu

kümmern?’ frage ich betroffen“ (69). Doch in der politischen Tätigkeit erfährt die Mutter Respekt, denn plötzlich werden ihr Verantwortung und Macht übertragen: „Ich musste die SS-Helferinnen ausbilden. Die hatten Respekt vor mir, das kann ich dir sagen! Bei mir wurde pariert.“ Und sie fragt sich, „warum [...] nicht ab und zu mein Mann auf die Kleine aufpassen [sollte]?“ (70).

Hier werden Argumente aufgelistet, die sich gegen die Einengung der Frau und Mutter im familiären Rahmen richten. In Kombination mit einer pronazistischen Berufsausübung erscheinen sie paradoxal und verweisen auf eine nationalsozialistische Frauenpolitik, die den Frauen Türen in die öffentlich Sphäre öffnete und damit eine gewisse Anziehungskraft besaß. Auch hier wird wiederum deutlich, dass einfache Polarisierungen in Bezug auf das nationalsozialistische Frauenbild zu kurz fassen können.⁴³

Zwischenresümee

Im Gegensatz zu den Abgrenzungs- und Schuldzuweisungstexten der 70er Jahre zeigt sich in den hier behandelten eine größere Bereitschaft, von der Mutter-Kind-Beziehung zu abstrahieren, was nicht selten zu der Schilderung eines Prozesses führt, der in Versöhnung mündet. Dieses Muster ist deutlich bei Mattsson, Lekander und Heidenreich, wo feindliche Ablehnung langsam überwunden wird. Bei Lantz ist zwar der Wunsch nach Versöhnung offensichtlich, aber sie gelingt „noch“ nicht. Die Mutter verbleibt eine destruktive, dominante Instanz und entlässt die Tochter nicht aus dem Status der Infantilität, obwohl die psychologischen Herrschaftsstrukturen freigelegt worden sind. Noch nicht einmal das ist der Protagonistin bei Schneider gelungen, die bis zum Schluss in einer desperaten emotionalen Verwirrung aus Hass und Liebe verharret. Hier ist das Schweigen zwischen Mutter und Tochter nicht durch Kommunikation ersetzt worden.

Insgesamt lässt sich allerdings durchaus von einer vorherrschenden Tendenz zu einer kommunikativen und für Verständnis offenen Annäherung an die Mutter sprechen. Die Erzählerinnen wollen nicht nur die Mutter kennenlernen, sondern auch sich selbst in der Mutter wahrnehmen. Sie haben die mütterliche Instanz als Teil ihrer eigenen Ich-Werdung akzeptiert. Es stellt sich die Frage, inwieweit dies auch für die Söhne von Mutterfiguren gilt.

Söhne und Muttersöhnchen

„Schriftsteller schreiben über ihre Mütter“ – das schien der Zeitschrift „Literaturen“ eine dicke Schlagzeile und einen langen Artikel (Langner 2006)

⁴³ Zum Verhältnis von privater und öffentlicher Szene im Nationalsozialismus vgl. S. 22 f. Dem Bild der nationalsozialistischen ‚Gebärmaschine‘ (vgl. Vinken) wird zumindest in obiger Darstellung vehement widersprochen.

wert. Offenbar ist die literarische Thematisierung der Beziehung von Mutter und Sohn im Gegensatz zu der von Tochter und Mutter nicht so häufig.⁴⁴ Nun scheint sich auf dem deutschsprachigen Buchmarkt ein regelrechter Boom anzubahnen. Die Verfasserin nennt für die Jahre 2001 bis 2006 vierzehn Texte, teilweise Übersetzungen, die die Sohn-Mutter-Perspektive zum Thema gewählt haben. Langner verrät bereits in der Überschrift, wie sich das auf die Mütter auswirke: „Schriftsteller schreiben über ihre Mütter – die das meist nicht überleben.“ Dieser Eindruck könnte sich bestätigen, wenn man sich die Titel betrachtet: *Mutter töten* (Jürg Amann), *muttersterben* (Michael Lentz). Titel wie *Vom Lieben und Hassen* (Miklós Vámos), *Eine Geschichte von Liebe und Finsternis* (Amos Oz) und *Suchbild. Meine Mutter* (Christoph Meckel) drücken eine gehörige Portion ambivalenter Gefühle gegenüber der Mutter aus. Kann man von einer gewissen Homogenität sprechen in der literarischen Thematisierung der Mutterbeziehung durch die Söhne? Diesen Eindruck erweckt zunächst die Literaturkritikerin Langner, da sie resümierend von einer „verheerenden Bilanz“, einem „Befreiungsschlag“ der schreibenden Söhne (Langner 2006: 57) spricht, deren Imagination „vor der Wucht der Gefühle“ kapituliere. Die Beschäftigung mit der mütterlichen Biographie sei vor allem ein „Abschreiten von Landschaft“, wobei „die Abnabelung der erwachsenen Söhne gelingen soll“. Der Bezug zur Heimat scheint ihr zentral – eine Heimatlichkeit, die „Sehnsucht nach Herkunft aus dem Geborgenen“ zum Ausdruck bringe (Langner 2006: 56). Das Leitbild, von dem die literarischen Söhne ausgehen, sei hoffnungslos traditionellen Klischees verhaftet: „Gefühl, Sentiment, Natürlichkeit“, „Selbstlosigkeit, Aufopferung, Bescheidenheit“ – diese Eigenschaften werden mit einem positiven Mutterbild verknüpft. Die Väter ständen für übergreifende Werte wie „die Historie, das kollektive Ich, die Teilhabe am Sozialkörper, das Über-Ich, die Mütter dagegen blieben im Bereich des „Privaten, Animalisch-Vegetativen“. Intellekt, Ehrgeiz, Erfolg stehen im Widerspruch zu diesen Wunschwüttern, und folgerichtig zieht Langner den Schluss, dass hier vor allem „in eigener (männlicher) Sache argumentiert“ werde (Langner 2006: 61).

Im weiteren wird sich zeigen, ob es sich in den Texten um Mutterkonzepte handelt, die von Gefühlsambivalenz, Heimatlichkeit, Befreiungsbestrebungen und einem phallogozentrischen Blick geprägt sind. Im Rahmen dieser Untersuchung beziehe ich mich in der Analyse lediglich auf Texte aus dem deutschsprachigen Kulturraum. Zum Zeitpunkt der Durchführung dieser Studie ließ sich für Schweden kein entsprechender literarischer Schwerpunkt feststellen. Doch scheint es bereits Zeichen zu geben, die auf ähnliche Tendenzen hinweisen. „Es wird Frühling für die Mütter in der Literatur“, so

⁴⁴ Vgl. dazu Literatur zur Männlichkeit in Deutschland und Schweden aus der jüngsten Vergangenheit, in der die Mutter-Sohn-Thematik nirgends aufgegriffen wird: Erhart 1997, Enzensberger 1997, Johansson 2000.

heißt es in einer Rezension zu dem gerade erschienenen Buch des schwedisch-griechischen Autors Theodor Kallifatides *Mödrar och söner* (Mütter und Söhne 2007). Kallifatides wird hier in Beziehung gesetzt zu dem schwedisch-kurdischen Autor Mustafa Can, dessen Mutter-Portrait *Tätt intill dagarna. Berättelsen om min mor* 2006 herauskam. Bei beiden Autoren liegt ein wesentlicher inhaltlicher Schwerpunkt ihrer Texte auf der Kollision verschiedener Kulturen, auch Mutterkulturen. Eine Untersuchung von Mutterkonstruktionen in der Migranteliteratur mit Fokus auf Etnizität und postkoloniale Aspekte wäre von großem Interesse, kann aber im Rahmen dieser Studie nicht geleistet werden.

Kampf bis ins Letzte: Karl-Heinz Ott, Ins Offene

Karl-Heinz Ott (1957 geboren) veröffentlichte 1998 sein Romandebüt *Ins Offene*. In diesem Text bestätigt sich die oben erwähnte motivische enge Verknüpfung von Mutter und Heimat. Die Landschaft der Kindheit, in die der Ich Erzähler zurückkehrt, um den Tod der Mutter zu erwarten, wird zur Metapher und Projektionsfläche seiner Gefühle für die Mutter. Natur und Emotion gehören im Text insofern zusammen, als sie sich der Kontrolle durch menschliche Ratio entziehen, womit der Leser schon auf der ersten Seite konfrontiert wird. Die Nachricht von dem bevorstehenden Ableben der Mutter hat eine Gefühlslawine ausgelöst, die den Erzähler vollständig aus dem Gleichgewicht bringt. Er präsentiert sich als Opfer eines „dumpf schreiende[n], tobsüchtige[n] Gefühl[s], [...] das ich weder wählen noch beeinflussen kann“ (9). Diese „Unbeherrschtheit“ ist es, die ihn verzweifeln lässt, nicht die „Natur, die meine Mutter für immer zerstört“. Hierin deutet sich bereits an, dass es nicht allein um Liebe geht, auch wenn er nach der traurigen Nachricht „ziellos trinkend“ „bis zur Erschöpfung“ versucht, „eine Liebe zu zerstören“ (9). Auch das Machtverhältnis von Mutter und Sohn wird deutlich umrissen, wobei die Mutter als Herrscherin explizit benannt wird. Hierbei vollzieht sich die einleitend erwähnte Verschränkung von Mutter und Heimat: Die heimatlichen Dörfer hat er „gemieden“, „solange Mutter herrisch meine Besuche einklagte“, was Ekel hervorrief vor dem „Landstrich [...], dessen graue Ödnis von keinem Schnee barmherzig bedeckt war und der sich endlos hinzuziehen schien“ (9). Er nennt die Heimat „bekanntes Ausland“, „unbewohnbar“, einem Leben dort wäre in jedem Fall „der kurze Schmerz des Selbstmords vorzuziehen“ (10).

Auch wenn grundlegende Angaben zum tragischen Schicksal der Mutter durch den Erzähler vermittelt werden, so vermögen diese nicht dessen Hassliebe auf die Mutter zu relativieren. Nach einer illegalen riskanten Abtreibung akzeptiert die Mutter die zweite Schwangerschaft gegen den Willen des „tobenden“ (10) Liebhabers, der daraufhin mit seiner Familie den Ort verlässt. Das uneheliche Kind macht sie für ewig zum Schandfleck des Dorfes, auch in den Augen der eigenen Mutter – „Oma besuchte Mutter nicht einmal am Wochenbett“ (10). Die daraus entstehenden Schuldgefühle wer-

den zum festen Bestandteil ihrer Persönlichkeit, „für immer schuldig geworden“ (107). Selbst sitzt sie fest im traditionellen Normgefüge, das sie ihre Position als Außenseiterin akzeptieren lässt: Die Ehe ist für sie „heilig“, „Frauen seien für den Haushalt geschaffen“. „Ihre Selbständigkeit empfindet sie nicht als nachahmenswert“, denn „die allgemeine Meinung gilt ihr nach wie vor als Wegweiser“ (107). Doch hat sie sich ein gewisses Maß an Stolz bewahrt: Sie lässt sich nicht beleidigen und als jemand sie als Hure beschimpft, verlässt sie unwiderruflich den Kirchenchor „für immer“. Die Außenseiterposition überträgt sich auf den vaterlosen Sohn, „der an Fasching in Clownskleidern auftreten musste, während die Gleichaltrigen mit metallisch klackenden Stiefeln die Straßen verunsichern durften“. Er empfindet sich als schwächlich, als einer, „der in der männlichen Welt nichts auszurichten hat“ (104).

Den Tod der Mutter nennt der Erzähler einen Abschied „aus den Kampfhandlungen, die unser Leben, das wir gegeneinander führen, bestimmen“ (10). Für diesen Antagonismus gibt es zahlreiche weitere Belege, die zeigen, dass es, ähnlich wie bei Lantz, um ein destruktives Abhängigkeitsverhältnis geht, bei dem allein die Siege genossen werden können. Den Triumph der Mutter darüber, als sie den Sohn endlich nach langem Schweigen zum Sprechen provoziert hat, schildert Ott wie ein orgiastisches Erlebnis: „Dann triumphierten ihre wässrigen Augen, und inmitten des Wimmerns gluckst sie verzückt. Ihr zitternder Leib weiß sich wahrgenommen, der Stillstand kippt, für sie pervers beglückend, ins Drama um“ (11).⁴⁵ Ihre Wutausbrüche werden wie die Anfälle einer Wahnsinnigen oder einer Epileptikerin geschildert: „wie ein zitterndes Gespenst [...] kreischend“, „mich mit Wahnlitaneien bespucken[d]“, „bis ihre epileptische Seele sich beruhigen und ihr tobender Geist sich ernüchtern würde“ (38). Die hasserfüllte Reaktion des Sohnes geht so weit, dass er ihr den Tod wünscht, er möchte sie „für ihre Håme erschlagen“ (37), „mit Schrecken“ malt er sich immer wieder aus, „sie werde mich überleben und bis zu meinem Tod tyrannisieren“ (34). Er bestraft sie mit Liebesentzug, wehrt ihre Berührung ab und reduziert seine Besuche auf ein Mindestmaß. Die Einsicht, „[w]ir bekämpfen uns ohne offensichtlichen Sinn und ohne erkennbares Ziel“ (48), führt nicht dazu, das destruktive Verhaltensmuster durchbrechen zu können. Er empfindet sich fest mit der Mutter verschweißt, ihren bevorstehenden Tod erlebt er wie „eine horizontlose Ödnis und unheilbare Wunde“, welches sein eigenes Leben zum „bloßen Dahinvegetieren“ werden lasse, einem „Warten auf den eigenen Nieder-

⁴⁵ Diese erotische Dimension spricht auch Barbara Kosta an, hier bezogen auf Anna Mitgutschs Roman *Die Züchtigung*: „Die sadistischen Züchtigungen, denen Marie ihre Tochter mit einer Rute oder einem Besenstiel aussetzt, enden, indem die Mutter erschöpft auf dem Boden liegt, wie in einer perversen, sexuellen Erregung bzw. deren Auflösung in einer pervertierten Katharsis“ (Kosta 1993: 247). Interessant ist hierbei, dass ein Sohn genau so gut als Projektionsfläche für „den unerwünschten Teil ihres inneren Selbst“ dienen kann wie eine Tochter.

gang“ (19). Plötzlich wird diese herrschsüchtige Frau zu einer Naturgewalt stilisiert, stärker noch zu einem physikalischen Gesetz, „ein[em] Mittelpunkt, von dem alle Kraft ausgeht und auf den alle Regungen sich beziehen“ (20). Dieser Naturkraft ist er völlig unterworfen, Glück, Schicksal und Zukunft sind davon abhängig. „Hoffnung auf Erlösung von Mutters Umklammerungen“ (20) existiert nicht, an ihrem Grab wird er an seinen Schuldgefühlen eingehen (20).

Das emotionale Dilemma scheint unlösbar, die Kontrolle über die Gefühlsschwankungen unerreichbar, die Ambivalenz zur Mutterfigur unüberwindbar. In diesem Text drückt sich das Bemühen nach Abgrenzung und Ablösung aus. Deutlich spürt man den Versuch, sich frei zu schreiben, d.h. die literarische Tätigkeit als Therapie zu nutzen.

Kann aus dem literarischen Text selbst hervorgehen, ob dieses Unterfangen gelungen ist? In diesem Falle möchte ich die Frage bejahen. Der Eintritt des Todes der Mutter lässt einen Wendepunkt im Sinneszustand des Erzählers erkennen. Eine gewisse Ruhe kehrt ein, „eine beruhigende Klarheit [...]“, ein Zustand von gelassener Erschöpfung“ (136), „die Klarheit des Lichts und eines nie gekannten Friedens“ (140). Sachlicher und nüchterner lässt sich das Verhältnis zur Mutter schildern, eher betrachtend und reflektierend als in ein Knäuel von diffusen Gefühlen verstrickt. Plötzlich ist der Erzähler in der Lage, zum Pronomen „wir“ überzugehen, d.h. nicht nur einen feindlichen Blick auf die Mutter zu richten, sondern sich selbst in diesen Blick einzubeziehen: „*wir* lagen immer voreinander auf der Lauer. Seit langem fehlte es *uns* am guten Willen, weil *wir* viel zu viele Rechnungen offen stehen hatten. [...] *Wir* mussten uns ständig gegeneinander behaupten. *Wir* sorgten dafür [...] als hätten *wir* befürchten müssen [...] Ein anderes Leben konnten *wir* [...]“, (141, meine Kursivierung). Das Wohltuende der errungenen Distanz zeigt sich in der überraschenden Feststellung: „Wäre sie nicht meine Mutter gewesen, hätte ich sie mir vielleicht, von weitem besehen, als solche gewünscht“ (134).

Auch am Ende dient der Bezug auf die Landschaft dazu, die Gefühle für die Mutter zu unterstreichen, doch nun mit dem Impetus der Akzeptanz: „Das eigene Dorf bleibt der Mittelpunkt der Welt, ob man will oder nicht [...]. Mutter kämpfte darum, dass ich diesen einen Welt-Kern bewahre“ (138). Damit erhält der Kampf gegen die Mutter auch eine neue Dimension, die die Schwierigkeit berührt, die eigene Herkunft und sich selbst zu akzeptieren. Mit dieser Einsicht kann die literarische Therapie durchaus als erfolgreich betrachtet werden.

Wie Lekander relativiert auch Ott das Projekt, Wirklichkeit, Wahrheit, Authentizität zu schildern: „Jeder Blick ist ungerecht, weil er, um sich zu orientieren, Unendliches aussparen muss. Das Gedächtnis weiß nicht, ob es das Gewesene bewahrt oder erschafft, ob es sich erinnert oder das Zurückliegende mit nachträglichen Vorstellungen übermalt“ (143).

Madonnenhafte Liebe: Friedrich Christian Delius, Bildnis der Mutter als junge Frau

An obiges Zitat lässt sich direkt anschließen, wenn man sich Delius zuwendet. Bereits der Titel sagt aus, dass es um ein Portrait geht, das der Autor zeichnet. Darüber hinaus wählt er eine Periode im Leben dieser Frau aus, zu der er nur mittelbar Zugang hat, denn es handelt sich um die Zeit vor seiner Geburt, als die Mutter jung war, genauer gesagt, als sie, bereits schwanger, auf ihren Mann, seinen Vater, in Rom wartet. Der Blick auf die Mutter abstrahiert also weitgehend von dem Mutter-Sohn-Verhältnis. Der Erzähler übernimmt eher die Perspektive des Partners, die Mutter wird nahezu zur Geliebten, womit aus psychoanalytischer Perspektive eine ödipale, inzestuöse Dimension erzielt wird.

Aufgrund des Krieges wird der Urlaub der frischvermählten, späteren Eltern unterbrochen. Der Ehemann muss zurück an die Front kehren, die Ehefrau bleibt allein in Rom zurück. Die Kulisse dieser Stadt gibt der Erzählung etwas Exotisches und der Frauenfigur etwas Madonnenhaftes durch die häufigen religiösen Assoziationen. Wir erfahren nicht, wo der Autor sein Quellenmaterial bezogen hat oder ob es sich hier um reine Fiktion handelt, um eine Wunschvorstellung vielleicht von der reinen vollständigen Liebe seiner Eltern zu einander? Der Sohn selbst ist ausgeblendet, aber der implizite Erzähler versetzt sich in die Gedanken und Gefühle seiner Protagonistin und gestaltet ihr Bild in einem einzigen Strom erlebter Rede auf einem Spaziergang zu einem Konzert. Folgerichtig gleicht die ästhetische Form des Textes einem einzigen langen Satz, dessen verschiedene Gedankenabschnitte lediglich durch einen größeren Zeilenabstand voneinander getrennt sind.

Adjektive, die sich zur Beschreibung der Figur der jungen Mutter aufdrängen sind: kindlich naiv, schüchtern, keusch, rein, wohlgezogen und stark gläubig. Als „Mecklenburgisches Landmädchen“, ohne „höhere Schulbildung“, als „Kind von der Ostseeküste“, erst 21 Jahre alt, fühlt sie sich „fehl am Platz“; „ausgerechnet sie [...] in der wichtigsten und herrlichsten Stadt Europas, *am Nabel der Welt*“ (23). Deutlich wird markiert, was sich durch den gesamten Text zieht: der kleine Mensch in der großen unverständlichen fremden Welt, „es schwindelte ihr, wenn sie nur daran dachte, was sie alles nie lernen und verstehen würde“ (28). So unbedeutend fühlt sie sich „als Ausländerin, als beargwöhnte Deutsche“, dass sie noch nicht einmal wag sich zu wehren, als ihr im Bus ein Mann „ans Gesäß“ (29) fasst. Ihr Entsetzen ist so groß, dass sie es seitdem vorzieht zu Fuß zu gehen. Diese „nie erlebte Frechheit“ kollidiert auf Schärfste mit dem keuschen, unbefleckten Wesen dieser Frau.

Entsprechend speist sich auch das, was als große Liebe präsentiert wird, aus einem eindeutig hierarchischen Verhältnis zwischen den Geschlechtern. Die Attraktion der Frau ergibt sich aus ihrer Unterlegenheit und Unterwürfigkeit ihm gegenüber, der ihr die Welt erklärt und den sie deshalb bewun-

dert und anhimmt. Der Mann weiß, warum Neptun „eine Gabel in der Hand“ hält und „lächelt“ auf ihre Frage hin gerührt (25). In der Erinnerung ist er derjenige, der ihr „auf jede Frage, so kam es ihr vor“ eine Antwort hatte (35). Sie ist ihm „dankbar für seine Klugheit“ (42) und merkt beim Museumsbesuch, „wie sehr sie auf den Mann an ihrer Seite angewiesen war, allein wusste sie sich nicht zu begeistern, nur mit seinen Blicken und Erklärungen hätte sie das Glück fühlen können, das Gesehene besser zu verstehen“ (47). Sie kleidet sich nach seinen Wünschen und erst, „als sie sich mit Gerts Augen ansah, hatte sie tatsächlich Respekt vor sich selbst“ (76). Die Schlussfolgerung ist konsequent, „sie brauchte den Mann an ihrer Seite“, und der Traum von der Zeit nach dem Krieg handelt von einem Leben „als Mutter und Ehefrau an der Seite des ihr bestimmten Mannes“ (117).

Ist er Experte für die Welt, so ist sie im Gegenzug Expertin für das Reich der Gefühle. Ihre Aufgabe ist es, ihm in ihren Briefen Trost zu spenden und ihn ihrer Liebe zu versichern (35), die so stark ist, dass die sonst so folgsame Tochter, ihm sogar gegen den Widerstand ihrer Eltern nach Rom folgt. Für den Vater ihres Kindes überwindet sie ihre Ängste vor der Reise ins ferne und fremde, da katholische Land Italien. Ein geradezu kitschige Bild, einem beliebigen Groschenroman entnommen, erscheint von einer Frau, die durch die grenzenlose Liebe zu einem Mann und seinem Kind, mit dem sie schwanger geht, ungeahnte Kräfte entwickelt.

Was ansonsten in der Gesellschaft um sie herum passiert, ist entweder in eine private Perspektive verengt oder der Verdrängung anheim gefallen. Und in der harten Konfrontation dieser naiven, unschuldigen Frauengestalt mit ihrer Gegenwart des zweiten Weltkrieges schimmert allmählich eine kritische Betrachtungsweise hervor, nach der man beim Lesen immer stärker verlangt. Sie ist froh darüber, nichts zu verstehen, „dass sie das alles nicht lesen konnte und nicht lesen musste, auch in Deutschland hatte sie keine Zeitung gelesen, es war besser, nicht zu viel zu wissen“ (19). Sie tut ihre Pflicht als Staatsbürgerin und hofft auf den Sieg, doch nicht so sehr „aus nationaler Pflicht, sondern insgeheim aus dem verbotenen egoistischen Grund, dass er schnell und heil heimkäme [...]“ (19). Sie erlaubt sich keine politischen Meinungen, „sie konnte da nicht mitreden, sie wollte da nicht mitreden“, sondern ergibt sich „in Gottes gütige Hand“ (24). Deutschland unter Hitler wird in ihren Augen „zum armen, von Feinden umstellten Deutschland“, dessen Ende „ohne Sieg“ sie sich nicht „ausmalen“ kann (57). Über ihre Frage, „warum sollen wir eigentlich die Engländer und Amerikaner hassen“, ist sie selbst „erschrocken“ (59). Doch ist ihr Antwort genug, dass diese ja schließlich Feinde ihres Mannes seien.

Deutlicher tritt die Offenheit für Akzeptanz der nationalsozialistischen Ideologie zu Tage, als sie eine Bibelstelle des alten Testaments mit der Rassenlehre der Nazis verknüpft, „mit den Juden, die an der ungesunden Vermischung der Rassen schuld waren, wie sie in der Schule und beim BDM in der Rassenkunde gelernt hatte“ (66). Das Problem mit dem Nationalsozialismus

entfaltete sich für sie auf der Ebene der Widersprüchlichkeit in Bezug auf ihre Religion, dem Protestantismus. Sie begeistert sich für den BDM und dessen „Handbuch *Mädel im Dienst*“ (99) wird ihr Quelle zu Einsichten wie z.B. dass man sich als Frau „erst recht“ (68) zurückhalten hätte, „*es gibt die Waffe des Schweigens und die Waffe der Worte*, hatte sie beim BDM gelernt“ (68). Bei der Lösung des Konfliktes „zwischen Kreuz und Hakenkreuz, zwischen der *selbstlosen Gemeinschaft* des Bundes Deutscher Mädel und der *selbstlosen Gemeinschaft* der Christen“ helfen ihr die Kirche und die Eltern, das Gleichgewicht zu finden.

Deutlich zeigen sich die Konsequenzen naiven, unpolitischen Denkens, die auf Mitläufertum im Dienste des Nationalsozialismus hinauslaufen. Geht es etwa nicht um Kritik an einem übergehorsamen, entpolitisierten Frauenbild, das lediglich die private Rolle von Ehefrau und Mutter im Blick hat und sich damit schuldig macht? Lässt sich nicht Kritik auch an den Institutionen des Christentums aufspüren, denen die Unmöglichkeit gelingt, die Ideologie der Nächstenliebe mit der des Genozids zu vereinbaren? Derartige Kritik macht sich nicht in explizit wertenden Kommentaren des Autors geltend, eher leise, vielleicht zu leise, wird sie entwickelt aus den horrenden gedanklichen Konsequenzen dieser liebenswert und durchweg ‚guten‘ Frau, die keinem etwas Schlechtes will und sich dennoch zur Fürsprecherin von Gewalt, Krieg und Judenvernichtung macht, all dies unter dem Deckmantel des lutherischen Evangeliums, ohne das sie Rom nicht ertragen hätte (102). Die Option der Versöhnung wird formuliert als eine Überwindung aller politischen Widersprüche und Gegensätze im Choral, alle, „Heiden, Juden, Kommunisten, alle müssten Atem holen und einstimmen in ein gewaltiges *Lobet den Herrn*, [...] alle passten unter das Himmelszelt der Musik“ (126f).

Ist die kritische Lesart überhaupt im Text begründet, so ist diese auf jeden Fall subtil und vage und kollidiert mit der allzu liebevoll dargestellten Protagonistin.

Die Mutter als Kumpel: Jakob Hein, Vielleicht ist es sogar schön

Auch bei Jakob Hein geht es um eine verstorbene Mutter, um den Versuch, durch Schreiben die Trauer um die Mutter erträglicher werden zu lassen. Heins Buch handelt keineswegs von einer konfliktreichen Beziehung wie bei Ott, dem der Tod der Mutter Anlass und Hoffnung war, die komplizierten Gefühle zur Mutter reflektierend in den Griff zu bekommen. Heins Mutter-Sohn-Verhältnis wird ausschließlich positiv geschildert, ohne dabei womöglich, wie bei Delius, Anleihen beim Madonnenhaften der Mutter nehmen zu müssen. Die Mutter wird dargestellt als fröhlicher, optimistischer Mensch, konstruktiv und selbständig, der es gelungen ist, dem Sohn sowohl Geborgenheit und Fürsorge als auch Selbständigkeit und starkes Selbstvertrauen vermittelt zu haben.

Die Struktur des Textes ist unkompliziert und übersichtlich. Nach der Darlegung der Ausgangslage – „Worum es geht“ (7) –, der Mitteilung der

Krebserkrankung der Mutter und der Reaktion des Sohnes, wechseln sich Kindheitsepisoden mit Angaben zu Hintergrund und Herkunft ab. Fast jedes zweite Kapitel beginnt im Regress mit einer Altersangabe „Ich bin...“. Die Episoden aus der Kindheit umspannen die Zeitabschnitte von vier bis 29 Jahren. Auch Hein reflektiert einleitend über den Text und die Schwierigkeit, Worte für Erinnerungen zu finden, „dem Gegenüber begrifflich zu machen, wie alles ist und warum“ (9). Er sieht sich gezwungen, sich „auf Einzelheiten zu konzentrieren“ und „zu verweilen“ (9), sich Zeit zu nehmen für die textliche Darlegung von Gedanken, die für ihn kaum Zeit brauchen, „nicht länger als die Länge eines Schrittes“.

Auch in diesen Wendungen lässt sich ein Ringen um Distanz erkennen, die eine Linderung und damit Überwindung der übergroßen Trauer gewähren könnte, oder auch das Bestreben, die Erinnerungsarbeit zu intensivieren, die Erinnerung zum Verweilen zu bewegen, um damit das Leben der Mutter zu verlängern.

Diese Mutter war überaus geschätzt. Die Kindheitserinnerungen zeugen von einer Mutter, die ihrem Sohn in jeder Hinsicht positiv gegenüberstand. Es gibt zahlreiche Beispiele, die belegen, wie bemüht sie ist, ihm durch Lob und Bestätigung Selbstbewusstsein zu vermitteln. Sie war „immer begeistert“ (19) von den Geschichten, die er mit vier Jahren für sie erfand. Wenn er vom Friseur kam, sagte sie, im Gegensatz zum Vater, der den Haarschnitt gar nicht bemerkte, „dass es ganz toll aussehen würde“ (28). Das Tragen einer Brille versucht sie mit dem Kommentar zu erleichtern, sie würde ihm „sehr gut stehen“ und er sähe „damit reifer“ (47) aus. Ihr Optimismus war ihre hervorstechendste Eigenschaft, mit der sie – „Wer weiß, wozu es gut ist“ – auf schwierige Situationen reagierte. Gleichzeitig ist sie bestrebt, ihre Kinder zu selbständigen und sozialen Wesen zu erziehen. „Mit achtzehn seid ihr hier raus“ (118), droht sie, „trotzdem weinte sie am Tag meines Auszugs“ (118). Diese Mutter will aus Liebe loslassen, denn auch sie schätzt ihre Freiheit. Als in der DDR lebende Frau ist sie selbstverständlich berufstätig. Ehrgeizig hatte sie es schließlich erreicht, eigene Dokumentarfilme drehen zu dürfen. Nach der Wende wurde das Studio allerdings geschlossen. Doch zahlt sich der Optimismus der Mutter positiv aus, denn sie macht auf eigene Faust erfolgreiche Dokumentarhörspiele. In Veränderungen sieht sie neue Möglichkeiten. Ihr beruflicher Ehrgeiz steht nicht wie bei Mattsson und Lekander im Widerspruch zu ihren fürsorglichen Fähigkeiten. Dabei ist für sie die Hausfrauenrolle durchaus nicht selbstverständlich. Großen Wert legte sie darauf, dass es ihre eigene Entscheidung war, „die souveräne Herrscherin in der Küche“ (35) zu sein.

Verschiedene Episoden zeugen von dem starken Gefühl der Geborgenheit, das der Sohn in der Nähe der Mutter, auch in der Zusammenarbeit mit ihr, empfindet. Gern sucht er ihre Nähe beim Einkaufen und in der Küche. Krankheiten werden zu Höhepunkten der Kindheit als besondere Gelegenheiten zu inniger Nähe mit der Mutter. Eine große Kanne Kräutertee mit

Honig ist symbolischer Ausdruck dafür, dass ausschließlich die Mutter für die Gesundheit des Sohnes verantwortlich war. Sie ist es auch, die in den schwierigsten Situationen eine Lösung findet. Die Beziehung zum Sohn ist von Kindheit an bis ins Erwachsenenalter von Freundschaft geprägt.

Der Rollentausch von Mutter und Kind, der im Zuge ihrer Krankheit eintritt, ist besonders schmerzlich für den erwachsenen Sohn, für den die Mutter immer Quelle von Stärke und Lebensfreude gewesen ist. Sie, die früher so voller Energie war, verbringt nun immer längere Perioden mit Schlafen und isst kaum noch, „meine Mutter, die mit Lust ungekochte Kartoffeln und rohen Fisch mit scharfem roten Ingwer gegessen hatte“ (147). Nun ist es der Sohn, der sie mit Essen versorgt, sie ins Bett bringt und ihr Geschichten zum Einschlafen erzählt.

Im Klappentext wird mehrmals erwähnt, dies sei „das Portrait einer außergewöhnlichen Familie“. Diese Feststellung ist in doppelter Hinsicht nicht zutreffend. Denn es geht lediglich um das Portrait einer Frau, der Mutter, da sie im Zentrum der Erinnerungsarbeit steht; andere Mitglieder der Kernfamilie wie der Vater und der Bruder werden zwar erwähnt, bleiben jedoch unbedeutende Randfiguren. Die Kapitel zum Hintergrund der Familie mütterlicherseits, dienen vor allem dazu, das Bild der Mutter zu untermauern. Auch ob es sich hier um Außergewöhnlichkeiten handelt, sei dahingestellt. Das Adjektiv ‚außergewöhnlich‘ verrät wohl eher die Erwartungshaltung der Leser, die auf Konflikte und psychologisch komplizierte und destruktive Beziehungen eingestellt sind, so dass ihnen eine positiv geschilderte Mutterbeziehung ungewöhnlich erscheinen könnte. Auch könnte die Fähigkeit der Mutter, Fürsorglichkeit mit Selbständigkeit zu kombinieren, durchaus auf die Bedingungen für Frauen in der DDR zurückgeführt werden, wo Ausbildung und Erwerbstätigkeit nicht im Widerspruch zu fürsorglicher Mutterschaft standen, was natürlich auch den Blick des Sohnes prägt.⁴⁶ Außergewöhnlich ist die hier geschilderte Mutter-Sohn-Beziehung vor allem gemessen an westlichen Verhältnissen, in denen häufig weiblicher Ehrgeiz mit Gefühlskälte gleichgesetzt wird oder indem wie bei den Schwedinnen Mattsson und Lekander das Karrierebestreben der Mütter nur durch psychischen Zusammenbruch und Labilität erkaufte werden kann und darüber hinaus von den Töchtern als enttäuschend oder ‚unmütterlich‘ eingestuft wird.

Die Mutter-Sohn-Beziehung bei Hein gehört zu den seltenen positiven Beispielen. Hier trifft man auf eine Mutterfigur, die offenbar eine Balance

⁴⁶ Ähnlich beschreibt Helga Kraft die Mutterfigur in Christa Wolfs *Sommerstück*, Darmstadt 1989, wobei es sich allerdings um eine Mutter-Tochter-Beziehung handelt: „Wolf veranschaulicht hier eine Ich-Bildung, die mit dem patriarchalischen Paradigma des Besitzergreifens von Personen wenig gemein hat. [...] Die Mutter vereinahmt nicht die Kinder [...], sondern trägt dazu bei, dass ihre Individualität durch Respekt und Vertrauen dynamisch erweitert wird. [...] Bei Wolf haben die Töchter in ihrer Mutter das Modell eines unsicheren, tapferen und liebenden Menschen, durch den das traditionelle Wirken von Frauen aufgewertet wird, der ihnen aber auch vermittelt, dass sie Eigenständigkeit – früher dem Manne vorbehalten – genauso benötigen [...]“ (Kraft 1993c: 294f).

gefunden hat zwischen eigenen Interessen und Fürsorglichkeit. Die geliebte Liebe zum Kind schließt Selbstverwirklichung nicht aus, beides ist möglich. Sohn und Mutter stehen sich als autonome, aber sich wertschätzende Individuen gegenüber.

Mutterstimmungen: Jürg Amann, Mutter töten

Der Titel lässt eine aktive, vielleicht sogar aggressive Handlung vermuten. Dieser Schein trägt. Amanns Text besteht aus vier Teilen, von denen der dritte als Titel für das gesamte Buch gewählt worden ist. Man kann hier auch nicht von freistehenden Erzählungen sprechen, denn es geht in den Abschnitten nicht um Handlungsverläufe im traditionellen Sinne, sondern um das textliche Gestalten von Stimmungen dazu, wie die Mutter in verschiedenen Situationen empfunden werden kann, es geht um ‚Mutterstimmungen‘. Diese sind im Prinzip unabhängig voneinander, ohne Kontinuität, nur Detailhinweise legen nahe, dass es sich um dieselbe Person handelt, was aber von sekundärer Bedeutung ist.

Allerdings zieht sich das Todesthema durch alle vier Texte: Im ersten geht es um den Tod des Vaters der Mutter, eines Vaters, der sich nie zu dem unehelichen Kind bekannt hatte. Nach seinem Tod sucht die erwachsene Tochter zusammen mit dem erzählenden Sohn die Schwester des Vaters auf. Wiederum werden ihr statt der ersehnten Anerkennung lediglich Erniedrigung und Ablehnung zu Teil. Hier darf sich die Mutter als Kind exponieren und den Ausdruck einer infantilen Enttäuschung über ein Leben in Verleumdung zulassen: „Mich hat ja nie jemand gewollt“, bricht es aus ihr heraus. Die Stimmung verbleibt düster: „Es regnete und es war Nacht“ (42), lautet der letzte Satz.

In nächtlicher Stimmung spielt sich auch der zweite Text ab. Das Todesthema bezieht sich nicht auf etwas Reales, sondern auf die Ängste der Kinder vor dem Verlust der Mutter. Hier geht es vor allem um die mütterliche Machtposition, um ‚Muttermacht‘. Die in Wut geäußerte Bemerkung auf Schwyzerdütsch „Ich chönnt di verschlierge“ (Ich könnte dich umbringen, 45) verursacht starke Unsicherheit beim Erzähler als Kind, die in der Schlaflosigkeit der Nacht zu regelrechten Angstzuständen heranwächst. Die Mutter wird hierbei zum Monster, das droht, die Kinder mit dem Handballen zu zerquetschen, so wie sie es täglich mit Insekten vorführt: „Die Hand der Mutter machte kurzen Prozess“ (46). Die Macht der Mutter ist unermesslich: „Wir gehörten ihr“ (47). Sie war Licht, aber auch Nacht, „die in Gestalt unserer Mutter über uns hereingebrochen war, wieder einmal, ohne Vorwarnung, aus heiterem Himmel“ (49). Das Gefühl von Geborgenheit will sich nicht einstellen, unberechenbar droht der Zustand von Einsamkeit und Angst sich zu wiederholen, auch wenn es „bessere Tage“ und Stunden der Harmonie gegeben hat (50). Eine geheimnisvolle Landschaft, ein Mysterium, ist diese Mutter, wenn sich die Söhne heimlich in ihrer Abwesenheit in ihre Unterwäsche kleiden und sich wundern über „die seltsamen Gummibänder

mit ihren seltsamen Aufhängevorrichtungen“ (59). Diese Mutter ist in jeder Hinsicht unerreichbar und unverlässlich. Jederzeit kann sie verschwinden, so, wenn sie mal wieder „aus der Haut fährt“ (60) und sich im Badezimmer einschließt oder wenn sie einfach in die Nacht hinaus verschwindet. Dann haben sich die bösen Vorahnungen der Kinder erneut bestätigt: „Da war es also wieder passiert. Da standen wir also wieder einmal, mein Bruder und ich, mit dem Vater, allein, ohne Mutter“ (63). Diese Verlustängste sind durch ihre Wiederholung ein fester Bestandteil der Kindheit geworden und eng mit dem Mutterbild verknüpft, einer dargestellten Mutter, die aus Gründen, die dem Leser vorenthalten werden, von psychischer Labilität gezeichnet ist. Die Schuld dafür übernimmt das Kind, womit das Verhalten der Mutter zur Strafe wird: „Was hatten wir ihr getan, dass sie so etwas tun musste? Wofür bestrafte die Mutter uns so?“ (66)

Im dritten Text stirbt die Mutter aus eigenem Wunsch mit Hilfe des Sohnes, denn ohne ihren Mann will sie nicht mehr leben. So begibt sie sich mit dem Sohn ganz bewusst an den Platz, wo auch der Vater gestorben ist. Als sie zusammenbricht, muss der Sohn sie tragen. Hier wird der Rollentausch, den bereits Hein aufgegriffen hatte, ausgebaut durch eine verfremdende Anspielung auf die christliche Pathosformel der Pietá: Es ist der Sohn, der die sterbende Mutter in den Armen hält. Zwischen ihnen vollzieht sich eine Symbiose im Schmerz: „Ich hielt sie, sie hielt mich“ (86). Die Mutter war leichter, als er erwartet hatte. Ihre Hilflosigkeit löst zärtliche Impulse beim Sohn aus. Wie ein Kind nimmt er sie auf den Arm, „sie legte die Arme um meinen Hals, ihre Wange an meine Wange“, eine Geste von innerlicher Verbundenheit. Schützend will er die Hand über ihren kleinen nackten Kopf halten; sie ist zum Kind regrediert. Aber im Gegensatz zu Hein, den der Rollentausch stark befremdet, kann der Erzähler die Hilflosigkeit der Mutter annehmen und sich selbst mit der Position des Fürsorglichen identifizieren.

Im vierten Text wird wie bei Delius die Mutter ins Madonnenhafte verklärt, mit einem Pathos, der an Kitsch grenzt in der Abgedroschenheit und Dürtigkeit der Wortwahl, der offenbar lediglich das Stilmittel der Wiederholung zur Verfügung steht, um die Liebe zur Mutter, auszudrücken. Der Text zeugt von Hilflosigkeit und vom Unvermögen, die eigenen Gefühle für diese einzigartige Person, die Mutter, sprachlich zu fassen.

Gefühlstaub: Michael Lentz, Muttersterben

Ähnliche Schwierigkeiten scheinen auch bei Lentz durch. Sein Prosaband behandelt unterschiedliche Versuche, mit Verlusten umzugehen, wobei der Tod der Mutter lediglich eine Verlustvariante ausmacht. Ich beziehe mich im Folgenden auf die ca. 20-seitige Titelseite.

Lentz ist ein Normbrecher, der mit der Sprache spielt, nicht nur mit der Grammatik, die „immer so einen ausgestochenen Verwesungsgestank“ (151) versprühe, sondern auch bezüglich Rechtschreibung und Zeichensetzung. Die konsequente Kleinschreibung, Namen und auch Vater und Mutter aus-

genommen, und die unkonventionelle Interpunktion zwingen den Leser zur eigenen Bildung von Teilsätzen. Aber nicht nur sprachlich verstößt Lenz gegen die Norm, denn diese Spracharbeit findet ihre inhaltliche Entsprechung im Spiel mit Floskeln, in Sprachverfremdungen und dem eigensinnigen Gebrauch von Metaphern. Diesem Text fehlen sowohl Sentimentalität als auch Pathos im Umgang mit dem Mutterthema, was wichtige Elemente bei Amann und Delius sind. Lenz experimentiert mit neuen Spielarten, Gefühle auszudrücken.

Gleich zu Beginn in den ersten Zeilen wird der Fokus von der Mutter auf ihr Sterbedatum verlagert, das mit Jahr, Tag und Uhrzeit in umständlicher Buchstabenform mehrmals wiederholt wird. Auf die Mitteilung des Vaters reagiert der Sohn mit schockierender Sachlichkeit: „Ich ging ins Bett zurück und setzte die am Abend zuvor unterbrochene Lektüre des Entencomics fort“ (139). Abgemildert wird diese jegliche Trauer entbehrende Reaktion durch die Erklärung, man hätte schon lange damit gerechnet, sie hatte bereits einen langen qualvollen Krankheitsverlauf hinter sich, der einzig und allein mit dem Tod enden konnte. Dennoch verwirrt das kalt und respektlos erscheinende Verhalten des Sohnes, dem Tod der Mutter mit dem Lesen von Donald Duck zu begegnen, als wäre nichts passiert. Der Tod der Mutter erscheint als eine Alltäglichkeit, der man keine nähere Aufmerksamkeit schenken müsse. Darüber hinaus wird die Mutter bereits auf der ersten Seite recht unvoreilhaft charakterisiert, als zänkisches Weib, die „Wochen und Tage meinen Vater beschimpft hatte, er komme nie pünktlich nach Hause“ (139). Das von ihm erwartete Gefühl der Trauer will sich nicht einstellen. Bei der Beerdigung ist er sich selbst entfremdet, was durch die Ersetzung des persönlichen Pronomens ‚ich‘ mit dem indefiniten ‚man‘ deutlich wird: „man wirft die Rose in den Schacht und weint“ (140). Auch am Krankenbett kann er keinen Kontakt zu seinen Gefühlen herstellen. Er ist nicht wie die Schwester „tränen durchschossen“, sondern sitzt wie gelähmt „stundenlang“ „wortlos“ (141) an ihrem Bett, noch nicht einmal in der Lage „die Hand verstoßen auf die blaue Wolldecke [zu] legen“ (141). Gedanken, die der Tod der Mutter auslöst, sind sachliche Feststellungen, was durch die wiederholte Nachstellung des Prädikates noch stärker unterstrichen wird: „Jetzt kannst du nicht mehr anrufen und nach Mutter fragen, stellte ich fest. Und du bist nie mit Mutter ins Kino gegangen und nie mit Mutter ins Theater gegangen, stellte ich fest.“ Die Dürftigkeit des Kontaktes zwischen Mutter und Sohn findet ihr sprachliches Pendant in der an Kindersprache erinnernden paradoxen Ausdrucksweise: „[überhaupt bist du mit ihr] immer nirgendwo hingegangen“ (141). Beim Anblick der sterbenden Mutter fühlt er seinen Körper „wie ausgegossen“ und bezeichnet den Zustand als „Gefühlstaubheit“ (142). Dabei gelingt es ihm, für die Qualen des abgemagerten Körpers eindrucksvolle Metaphern zu finden:

die sehnen des halses [die] wie trockene äste aus ihrem körper wachsen [...]. Ihr kehlkopf ragt hervor, als wolle er für sich sein. [...] ihr ganzer körper ist eine regierungslose marionette, deren fäden jemand verworren hat [...]. Ihr mattes haar liegt jetzt noch abgebrochener neben dem kopf.

Diese Beschreibung kombiniert er mit grober Fäkaliensprache: Plötzlich „überkommt sie die Vermutung, scheissen und kotzen gleichzeitig zu müssen“ (143).

In das ungeduldige Warten auf ihren Tod – „eine tägliche portion abschied“ (145) – mischen sich auch Erinnerungen an die wenig erbauliche Kindheit, „das ammenmärchen“ der „herzgeschichten“, die die Mutter tagelang ans Bett fesselten, die eigentlich Depressionen waren, dieses „unwort, das es damals nicht gab“ (144). Eine Nähe zur Mutter scheint sich nie recht entwickelt zu haben. Der Sohn wähnt sie aus einer anderen Welt stammend, „ich glaube, sie war aus dem krieg“. Zumindest war sie nicht auf „der höhe der gesellschaft“, diese sei ihr immer „im weg“ (146) gewesen bei der Erziehung der Kinder.

Diese Stimmung von Distanz und Unverbundenheit wird untermalt von der Beschreibung des Heimatortes Düren, bei der der Autor seinem Sarkasmus vollen Lauf lässt. Dieses „verschissene Düren“ sei „bitte dringend zu schließen!“ Es hätte nach dem Krieg nie wieder aufgebaut werden sollen: „Bitte alle Düren schließen.“ Er nennt es eine „möchtegernstadt wie ein schweizer käse“ (152), „ensemble der notdurft“ (155), in der die Mutter für ihre „oberstadtdirektorfamilie“ (152) einkaufen ging.

Die gesammelte Gefühlskälte, die diese kleinbürgerliche Kleinstadtfamilie beherrschte, erreicht am Ende einen weiteren Höhepunkt durch die Art, wie der Vater mit den Liebesbriefen der Mutter umgeht, die zufällig in einer Keksdose gefunden werden. Diese werden in einem bürokratischen Archivierungsakt, den Briefumschlägen, die weggeworfen werden, entnommen, gelocht – „er habe jedoch peinlich darauf geachtet, dass keine textstelle berührt worden sei“ (157) – und in einem Aktenordner abgeheftet. Die Archivierung der Briefe ist ein eindringliches Bild für die den Text dominierende „Gefühlstaubheit“.

Ringens um Objektivität: Christoph Meckel, Suchbild. Meine Mutter

Dieser Text ist Meckels zweiter, der ‚auf der Suche nach den Eltern‘ verfasst wurde, denn 1980 erschien bereits *Suchbild über den Vater*. Die Ähnlichkeit der Titel ist offenkundig, der feine Unterschied allerdings vielsagend. Bei der Mutter handelt es sich um zwei kurze Satzfragmente, durch einen Punkt voneinander getrennt. Beim Vaterbuch hat die Präposition *über* einen verbindenden Charakter und gibt dem Titel einen geschmeidigeren, abgerundeten Ton.

So korrespondiert bereits der Titel des Mutterbuches mit der dargestellten Persönlichkeit der Mutter: kalt und lieblos. *Suchbild*. [Punkt!] impliziert

auch das Misslingen des Suchvorganges – ohne Resultat oder vor dem Beginn schon abgeschlossen.

Bereits die erste Seite enthält die schroffe Distanzierung: „Ich habe meine Mutter nicht geliebt“ (7).⁴⁷ Die Norm der uneingeschränkten Mutterliebe gilt im Gegenzug auch für die Kinderliebe: bedingungslos und unhinterfragt soll sie sein. Gleich zu Beginn bricht Meckel mit dieser Norm, die ihm völlig bewusst ist: „Es wurde vorausgesetzt, dass die Mutter geliebt wird, es wurde erwartet, veranstaltet und befohlen“ (7 f.). Er selbst allerdings verstößt gegen diese Erwartungen, was er mit sowohl „erschreckend“, aber auch „erleichternd“ beschreibt. Er geht sogar noch weiter. Er offenbart seine Nicht-Liebe zur Mutter: „Ich berichte von meiner Mutter, während sie lebt“ (7), lautet der erste Satz. Dies lässt die Leser befürchten, die Mutter müsse dieses furchtbare Geständnis ihres Sohnes noch erleben, was erst auf der vorletzten Seite widerlegt wird, wo der Autor den Tod der Mutter enthüllt: „Jene Frau, die meine Mutter *war*“ (123, meine Kursivierung). Beinahe erleichtert stellt die Leserin fest, dass die Mutter vor der Veröffentlichung verstorben ist: „Sie starb in einem Freiburger Altenheim, 92 Jahre alt [...]“ (123).

Das Kategorische im Konstatieren der Nicht-Liebe verleiht dem ganzen Text seine besondere Note. Hier geht es nicht wie in anderen Beispielen um ein Kennenlernen, um die Möglichkeit einer Veränderung, nein, der beschriebene Mensch hat von vornherein nicht die Chance, sich prozesshaft zu entwickeln, oder sich in den Augen des Erzählers zu ändern. Das Fazit, besser das Urteil, steht fest, denn der Mutter wird in diesem Text regelrecht der Prozess gemacht, der Sohn geht mit ihr ins Gericht. Meckel entlädt sich emotional, benutzt Schreiben eher wie Ott als Therapieform, als Versuch der Loslösung und Ich-Verortung, und bedient sich dabei der Opferperspektive.

Hier und da lassen sich Erklärungsversuche für die Persönlichkeit der Mutter finden, aber die Einstellung des Autors zu ihr bleibt durchgehend ohne Verständnis, indem Empörung und Verletztheit dominieren. Zwar ringt Meckel um Distanz und Objektivität, was allerdings immer wieder von subjektiven Gefühlen der Enttäuschung und Verbitterung durchbrochen wird. Ähnlich wie Schneider bleibt auch er noch im Seniorenalter (er ist 67, als

⁴⁷ Das Vaterbuch dagegen beginnt mit dem Satz: „Ich behalte das Glück der ersten Erinnerung“ (9), die sich auf eine gemeinsame Autofahrt mit dem Vater bezieht, ein symbolischer Akt, „während mein Vater das Auto lenkte“, empfindet der Sohn ein Gefühl „von Sicherheit und blindem Vertrauen, eine wunderbare Gewissheit in seiner Nähe“ (9). Immer wieder erwähnt Meckel, dass nur die Sehnsucht nach der Familie, den Vater im schrecklichen Geschehen des Krieges aufrecht gehalten hat. Als er nach seiner Rückkehr zu einem „enthronete[n], hilflos gewordene[n] Despot[en]“ (134) wird, steht der Sohn ihm mit verständnisvollen Erklärungen zur Seite. Die Kinder hätten noch nicht gewusst, „dass diese Vaterschaft [...] bezeichnend war für die ganze Generation“ (134). An seiner Liebe zu den Kindern zweifelt er deshalb nicht. Dies sei hier angemerkt, da es den krassen Unterschied in der Besprechung der Eltern zum Ausdruck bringt, was Langner berechtigterweise schließen lässt, dass Meckel den Vater glorifiziere, die Mutter indessen grundlos verurteile (Langner 2006: 61).

das Buch publiziert wird) im Verhältnis zu seiner Mutter das vernachlässigte Kind, das um die verpasste Mutterliebe trauert.

Der Anspruch auf Objektivität, aber auch Zweifel ob deren Realisierbarkeit, manifestieren sich bereits zu Beginn des Textes. Meckel fragt sich, ob es möglich sei, „ohne Verfälschung oder Vorurteil“ (7) über die Mutter zu schreiben, versichert den Lesern aber gleich daraufhin, dass die Sätze vorbereitet seien „durch eine Distanz, die jahrzehntelanges Entferntsein zu Sprache macht“, als ob die Möglichkeit des Schreibens bereits die erwünschte Distanz impliziere, was dann aber nicht der Fall ist. Die Zweifel Meckels finden im Text ihre Bestätigung. Auf den folgenden Seiten wiederholt sich der Anspruch auf emotionale Distanz und Objektivität: Es hätte ja keinen Sinn, „einer Mutter den Vorwurf zu machen, der Ursprung fehlender Liebe gewesen zu sein“ (8), stellt er nüchtern fest. Er sei frei von Rachegeilüsten versichert er: „Ich warte nicht auf den Tod des erzählten Menschen [gemeint ist die Mutter]; ich wünsche, dass er lebt so gut wie ich“ (8). Die Umformulierung der Mutter zum Menschen und damit ihre Entweiblichung zum maskulinen Pronomen „er“ lässt die Bemühung um Neutralität krampfhaft erscheinen. Die Unglaubwürdigkeit nimmt zu, wenn Meckel im nächsten Satz behauptet, die Sympathie für die Mutter bestehe „in der objektivierten Erinnerung“ – ein weithin widerlegter, nahezu obsolet anmutender Anspruch, der sich entweder dreist oder naiv ausnimmt und scheitern muss, denn der Text ist durchsetzt von Vorwürfen, die ihn zu einem Plädoyer der Anklage machen. Wessen macht sich die Mutter schuldig?

Meckel beschreibt ihre Persönlichkeit als eine leere, harte, kalte Schale, unfähig zu einer natürlichen, spontanen, körperlichen, warmen Reaktion: berechnend und kalkulierend im Umgang mit allen Menschen ihrer Umgebung, vor allem der Familie, kurz, der Liebe unfähig. Meckel fühlt sich als Kind misshandelt und verstümmelt, ohne dass sein Recht als Kind auf Wärme und Zärtlichkeit jemals eingelöst worden sei.

Sie hat immer eine perfekte Fassade gewahrt: „gepflegt und kühl“; „brillant oder geistvoll“: „meine Mutter hat nie ein falsches Wort gesagt“ (9). Offenbar ist es ihm nicht gelungen, hinter diese Fassade zu dringen: „Meine Mutter hat niemals einen Menschen gekitzelt, in Unrecht gesetzt oder einfach ausgelacht. [...] Ein dirigistischer Hochmut verbat alle Spiele“ (10). Echte Gefühle wurden ersetzt durch Worte: „Das Reden stellte eine Wirklichkeit her, die alles Tatsächliche im Triumph verschlang“ (11). In seinem intellektuellen Elternhaus erlebte er das Gespräch „als eine Form des Zerredens, als Zerfressen von Wirklichkeit“ (11), das sich bis hin zur Lüge verdichten konnte, zur „Verfälschung des Menschen als Inhalt der Konversation“ (11).

Immer wieder wird die Sehnsucht nach körperlicher Berührung angesprochen, die ständig Zurückweisung erfährt und in Frustration verebbt, wobei sie in ihrer Beharrlichkeit erotische Züge erhält. Das Kind beklagt sich darüber, seine Mutter nie nackt gesehen zu haben; das Verlangen nach Körper-

lichkeit, „die frühe erotische Neugier“ (29), sei nie befriedigt worden. Beleidigte Vorwürfe, z.B. nie im Bett der Mutter gewesen zu sein und ihren Mund nie erreicht zu haben (30), lassen immer noch das gekränkte, vernachlässigte Kind aus dem erwachsenen Mann sprechen, der sich wehleidig in der Opferrolle einrichtet. In unzähligen Briefen, die das Kind überall hinterlegt, fragt es: „Liebst du mich?“, jedoch ohne Resonanz, die Mutter bleibt weiterhin unerreichbar (28).

Die Kontrastgestalt dazu ist Lucie, die Hausgehilfin, und ihre Freundin Célestine, die ganz in der Natürlichkeit ihrer Körper, ohne heuchlerische Vergeistigung, aufgehen und den erotischen Wünschen des Kindes Befriedigung gewähren, „ein üppiges Fleischlein, ein fleischiges Fräulein, deren Rundlichkeit wie gestürzter Pudding schwang“ (33). Lucie wird für den Erzähler zum Inbegriff des Schönen, denn sie verkörpert alles, was ihm bei der Mutter fehlt: „An ihr war alles rund, nichts schien zu fehlen, nichts Volles fehlte, ein sattes Fleisch“ (34).

Die Vaterfigur schildert der Sohn als Opfer der Mutter und identifiziert sich mit seinem Leiden. War dessen Liebe echt und total, so war die ihre geprägt von kühler pragmatischer Rationalität, dass nämlich er ihren Erwartungen am ehesten gerecht werde. Er befand sich vollständig in ihrem Bann, gab ihr in allem recht, war voller kritikloser Bewunderung, denn „sie war der Inbegriff einer Frau, die er sein Leben lang verehrend umwarb“ (20). In den Augen des Sohnes ist der Vater hoffnungslos von ihr geblendet und sieht deshalb im Gegensatz zum Sohn nicht das ‚wahre‘ Gesicht seiner Frau: „eintönig [...], etwas spröde, muffig und selbstgerecht“. So leidet der Sohn stellvertretend für den Vater bzw. projiziert sein eigenes Leiden an der Mutter auf ihn (22). Ganz deutlich wird das, wenn er meint zu wissen, was dem Vater fehlt, nämlich „[...] ein Leben lang die normale Frau, ein selbstverständlicher Körper, [...] ein irdisches Herz“ (21). Hier treten deutlich die eigenen Wünsche des Kindes nach körperlicher Nähe zutage. Das Eingehen in eine vermeintliche Opfergemeinschaft mit dem Vater und die subjektive Deutung der ‚falschen‘ Gefühle und Bedürfnisse des Vaters strafen den Anspruch auf Objektivität Lügen.

Ähnlich wie bei Schneider speist sich der Blick des Sohnes auf und seine Erwartungen an die Mutter aus einem traditionellen Rollenverständnis, denn dieser betrachtet sie vor allem als Versorgungsinstanz. Dass die Mutter ihrer kulturell zugeschriebenen Rolle, sich um die Familie zu *sorgen*, nicht gerecht wird, tritt deutlich zutage. Der Erzähler vermisst „Namen, die die Zärtlichkeit erfindet“ (79), so wie „Wimperchen, Zöpfchen, Bengele, Beierle, Bing“. Er drückt aber nicht nur Traurigkeit darüber aus, dass seine Mutter ihre Liebe nicht zum Ausdruck bringen konnte, er macht einen Vorwurf daraus, dass sie ihrer zugeschriebenen Aufgabe nicht gerecht geworden ist. Auch hier wieder wird die juristische Terminologie bemüht, die die Mutter zur Angeklagten werden lässt: „*Jedes Kind hat ein Recht auf zärtliche Namen*“, und dieses gehöre zu „den Menschenrechten des Kindes“ (79).

An anderer Stelle wird der Mutter vorgeworfen, dass sie ihre Hausfrauenpflichten nicht erfülle, denn sie wusste nicht, „was eine Küche ist. Etwas wie Kochen hatte sie nicht gelernt“ (81). Er empört sich darüber, dass der Vater zu Beginn der Ehe noch nicht einmal eine Kartoffelsuppe von seiner Frau erwarten konnte: „Da setzte sie ein Literchen Wasser auf, gab fünf Kartoffeln hinein und etwas Salz, im ungeprüften Glauben, im festen Vertrauen, dass hier Gewünschtes aus sich selbst entstand“ (82). Die beißende Ironie, die sich zu Verächtlichkeit verdichtet, ist nicht zu überhören. Die Episode wird beendet mit dem Satz: „Mein Vater war fassungslos und kochte selbst“ (82). Der Sohn scheint volles Verständnis für die Fassungslosigkeit des Vaters zu haben. Mitleid mit diesem, der nun auch noch selber kochen muss, ist nicht zu überhören. Auch hier wird das Konzept Liebe an die dienstleistende Bereitwilligkeit der Frau geknüpft.

Der Text bietet an verschiedenen Stellen Erklärungen für die lieblose Persönlichkeit der Mutter an, die aber nicht ernsthaft in das Gesamturteil einbezogen werden. Verständnis bleibt somit aus, Verständnis, das den Lesern wahrscheinlich aufgrund von größerer Distanz leichter fällt. Die immer wieder benannte Gefühlskälte der Mutter hat offenbar ihre Wurzeln in der Familiengeschichte, die der Sohn erst spät erfährt: Die Großmutter verlor ihren geliebten Mann und Vater ihrer Kinder sehr früh und musste sich in einer lieblosen Zweckehe einrichten. Auch die strenge, lustverleugnende, zweckorientierte Moral des Protestantismus hat offenbar stark zur Gefühlsarmut der Mutter beigetragen, die sie darüber hinaus mit einem schöngestigen Intellektualismus-Gehabe kombiniert.

Erst als 19-jähriger kann sich der Erzähler eingestehen, dass die Eltern nicht „wie ich geglaubt hatte, Ungeheuer“ (110) waren, sondern „gewöhnliche Menschen in ihrer Zeit“, eine Einsicht, die ihn von seinem Plan, restlos mit dem Elternhaus zu brechen, in letzter Sekunde abhält und ihn seine Gefühle relativieren lässt mit der Frage: „Was war so entsetzlich gewesen, dass ich glaubte krepieren zu müssen in dieser Qual?“ (109) Doch wird hierdurch nicht wie bei Heidenreich ein Wendepunkt in der Beziehung erzielt, sondern lediglich Kontakt ermöglicht, der im besten Fall etwas Sympathie erkennen lässt. Die „neue Distanz“ und „die freundliche Entgrenzung“, von der der Autor resümierend spricht, wird im selben Absatz durch neue Vorwürfe zurückgenommen. Er will die Eltern abschütteln, sie verneinen, den „kalte[n] Bruch“ vollziehen, sie aus dem Bewusstsein streichen. Er sucht den Freiraum, den eltern- bzw. mutterfreien Raum noch als Erwachsener. In der Provinz scheint er ihn gefunden zu haben, denn hier „vergrößern sich die Distanzen“. Hier meint er frei zu sein von Lüge, Heuchelei und Illusionen, wofür die Mutter steht: „Hier kann ich mir nichts verbergen und nichts ersparen, ich überliste mich nicht, zerstreue mich nicht. Hier ist das Glück eine Form der Desillusion [...]“ (15). Auf dem Land hat er den Raum gefüllt mit Aufrichtigkeit, Wärme und Nacktheit: „ohne Ausflüchte, Masken und Moden“. Hier kann er unterscheiden zwischen „echte[m] und falsche[m] Ge-

fühl“, zwischen „Freunde[n] und Feinde[n]“. Er hofft, damit der Mutter und ihrer falschen „Tonart“, „dem Missklang“ (16) entkommen zu sein. Zurück bleibt die Frage, ob es sich hier wirklich um einen Freiraum oder Fluchtweg handelt.

Auch bei Meckel wird die Nazi-Problematik einbezogen. Sie dient als weiteres Beweisstück für die negative Persönlichkeit der Mutter. Ihr „Philosemitismus“ sei nur ein neuer Beleg ihrer „falsche[n] Tonart“, der lediglich über den Antisemitismus des Vaters hinwegtäuschen soll (90): „Sie fälschte das Bild ihres Mannes vor ihren Kindern, sie fälschte es vor sich selbst, vor Freunden und Feinden. Sie wurde zur Philosemitin ihr Leben lang“ (91). Die Eltern wegen ihrer Nazivergangenheit anzuklagen statt sie zu befragen, war das gängige Verhaltensmuster der in den 60er Jahren radikalisierten Generation, der Meckel angehört. Selbst greift er die Fragen auf, die geradezu vorwurfsvoll abgeschossen wurden und nicht auf Antworten warteten: „wo warst du, wer bist du, was hast du im Krieg gemacht“ (88).

Dieser Punkt wie auch andere verweisen auf ein Literaturkonzept, das an die Neue Subjektivität der 70er und 80er Jahre erinnert, wozu auch die Bekenntnisliteratur der Frauenbewegung gehört. Dafür sprechen das Streben nach Objektivität, bei gleichzeitiger Dominanz von subjektiver Betroffenheit und Distanzlosigkeit zum Objekt; der Kampf um Loslösung bei gleichzeitigem Verhaftetsein in der Opferrolle; der Blick des Kindes, geprägt von einem traditionellen Mutterbegriff und das Aufgreifen der Nazi-Problematik in anklagender und Fragen nicht zulassender Verarbeitung.

Zusammenfassung

Nach näherer Betrachtung der Primärtexte von Autoren zeigt sich ein ganz anderes Bild als das eingangs skizzierte, das sich auf Langners Analyse stützte. Ihr Versuch, die Texte in ein Raster zu zwingen, erscheint nun völlig abwegig.⁴⁸ Sie haben nicht mehr gemeinsam, als dass sie das Mutterthema aus der Perspektive des Sohn literarisieren. Es finden sich hierbei ganz verschiedene Konzepte und ästhetische Umsetzungen. Was Langner als allgemeine Züge nennt, lässt sich jeweils nur im Hinblick auf einzelne Texte bestätigen und die Parallelen zu Autorinnen widersprechen ihrem genderspezifischen Ansatz. Perspektiven der Befreiung und Loslösung verbunden mit einer dramatischen Gefühlsambivalenz treffen auf Meckel und Ott zu, die am deutlichsten an ein Literaturkonzept als Therapie erinnern. Die Befreiung von mütterlicher Übermacht wird durch Abgrenzung und Ringen um Distanz

⁴⁸ Eine irritierende journalistische Ungenauigkeit zeigt sich auch in anderer Hinsicht: z.B. wird auch Ralf Rothmanns Roman *Junges Licht* (2004) zu den Mutter-Sohn-Büchern gezählt, obwohl die Mutterfigur in diesem ansonsten hervorragenden Text eine verschwindend kleine Rolle spielt. Peter Handkes Text wird auch erwähnt, obwohl er vor ca. 30 Jahren herauskam, was aus den Quellenangaben nicht hervorgeht.

angestrebt. Dieses Konzept lässt sich auch bei weiblichen Autoren wiederfinden, so z.B. bei Helga Schneider und Inga Lantz. Die in diesem Zusammenhang häufig feindliche Einstellung zur Mutter ist keineswegs durchgängig zu finden. Bei Hein entbehrt die Beziehung zur Mutter jegliche Ambivalenz. Das Verhältnis ist von freundschaftlicher Liebe geprägt, die aufbaut auf Werte wie Toleranz, Unabhängigkeit und Respekt. Bei Delius und Amann sind die Mutterfiguren ebenfalls mit positiven Gefühlen besetzt, weisen aber darüber hinaus eine Überhöhung und Verklärung ins Madonnenhafte auf. Auch bei Lentz lässt sich nicht „die Wucht der Gefühle“ (Langner 2006: 56) nachweisen, im Gegenteil findet er in seinem Text eine ästhetische Form für die Gefühlskälte, die die Beziehung zu einer Mutterfigur prägt, die ganz und gar dem idealisierten Madonnenbild der anderen Autoren widerspricht. Auch das Heimatthema über „das Abschreiten von Landschaft“ hat keine Stringenz. Bei Ott und Lentz verstärkt die Schilderung des Kindheitsortes die Beziehung zur Mutter und wird somit zur räumlichen und mentalen Metapher für Gefühle und Gedanken. Bei Delius unterstreicht der gewählte Schauplatz Rom die madonnenhafte Verklärung der Mutter. Bei Amann wechselt entweder der Ort, oder die Texte sind überhaupt nicht geographisch verortet. Auch bei Hein spielt der Ort keine Rolle, lediglich verschiedene, beiläufig erscheinende Hinweise auf DDR-Verhältnisse kommen vor, die, was die Rolle der Frau in der Gesellschaft betrifft, von größerer Bedeutung für das Mutter-Sohn-Verhältnis sein könnten, als es auf den ersten Blick erscheinen mag.

Und wie verhält es sich mit den „Mütter-Klischees“, die nicht „auszurotten“ sind (Langner 2006: 61)? Zeigen die Texte, dass „Mutterliebe und autonomer Intellekt, weiblicher Ehrgeiz und sorgende Zuwendung“ nicht zu vereinbaren sind? Dies sei ein Klischee, dass nach Langner keiner der von ihr genannten Autoren auslasse. Doch hat die Literaturkritikerin das Beispiel von Jakob Hein übersehen, das gerade hinsichtlich dieser Thematik mehr Aufmerksamkeit verdient. Denn das Erstaunliche an Heins Mutterfigur ist ja gerade, dass sie als ehrgeizige und erfolgreiche Berufstätige dargestellt wird, wobei diese berufliche Identität keineswegs im Widerspruch zu ihrer Fähigkeit steht, ihrem Kind das Gefühl von Geborgenheit zu vermitteln. In keinem anderen Text des gesamten Kapitels wird ein eigener Teil im Leben der Mutter, eine berufliche Identität, positiv geschildert. Die Frage der Ausbildung und Berufstätigkeit wird entweder gar nicht thematisiert oder sie wird negatives Indiz für kritikwürdiges, „unmütterliches“ Verhalten. Am stärksten zeigt sich dies bei Meckel, der die intellektuellen Ambitionen der Mutter in Grund und Boden verdammt, sie als verlogen und aufgesetzt deutet, die vollständig im Widerspruch stehen zu ihrem ‚mütterlichen Auftrag‘. Allerdings ist der Vorwurf, „in eigener (männlicher) Sache“ zu argumentieren zu kurz gefasst. Denn der Blick auf die Mutter, der traditionelles Rollenverständnis enthüllt, lässt sich auch bei weiblichen Autoren finden. So beginnen sowohl Mattsson als auch Lekander damit, die Berufstätigkeit und Karrierebestre-

bungen der Mütter verantwortlich zu machen für den Mangel an Bemutterung. Allerdings ändert sich im Verlauf des Textes die zunächst negative Einstellung der Tochter, was bei Meckel nicht geschieht. Bei Helga Schneider liegt der Fall komplizierter. Die Kritik der Tochter am mütterlichen Verhalten richtet sich zwar ganz offensichtlich gegen deren kriminelle politische Betätigung als Nazilakai, aber unterschwellig geht es auch um psychologische Strukturen zwischen Mutter und Tochter, um die enttäuschten Erwartungen einer Tochter, deren Mutter sich nicht entsprechend der Norm verhalten hat, nämlich die Liebe zu den Kindern als erste Priorität zu setzen.

So stellt auch Helga Kraft fest, dass die Tochter keineswegs mit Bewunderung auf eine sich selbstverwirklichende Mutter blickt. Auch eine emanzipierte Tochter träume oft noch den Traum „der allumhagenden traditionellen Mutter“, die Revolution sei noch nicht beendet (Kraft 1993: 5). „Nicht unbedingt“ zögen „nach Unabhängigkeit strebende Töchter eine emanzipierte Mutter vor, die in Berufen Karriere gemacht hat, die früher Männern vorbehalten waren“ (Kraft 1993c: 268).

Auffallend häufig tritt hervor, wie die Mütter an der ihnen aufgezwungenen Rolle leiden. Labile, depressive und psychisch kranke Mütter sind zahlreich, sowohl bei den weiblichen, den drei schwedischen Autorinnen und Schneider, als auch bei den männlichen Autoren Meckel, Amann, Lenz und Ott. Dabei sind die Autorinnen eher geneigt, dieses individuelle Leiden in den gesellschaftlichen Kontext einer Genderhierarchie zu setzen – am stärksten geschieht dies bei Lekander, die einen ausgesprochen feministischen Ansatz wählt. Bei den Autoren verbleibt ‚krankhaftes‘ Verhalten auf der subjektiven Ebene und wird sogar zynisch im Anklagenregister gegen die Mutter vermerkt.

Der Kontakt zwischen Kind und Mutter spielt sich nicht in der Öffentlichkeit ab, sondern bleibt gleichsam im privaten Raum der Familie befangen. Dies gilt für Töchter *und* Söhne und hat vielleicht mehr mit der soziokulturellen Mutternorm zu tun als mit dem spezifischen Blick des Kindes auf die Mutter. So geht es häufig um komplizierte Beziehungen im zwischenmenschlichen Bereich, in dem Müttern noch kaum dekodierbare Machtmittel zur Verfügung stehen. Der psychische Machtmissbrauch wird immer wieder thematisiert, ganz deutlich bei Inga Lantz und Karl Heinz Ott, wo die Mütter die Beziehung zu den Kindern nur über destruktive Abhängigkeitsbeziehungen gestalten können. Auch Jürg Amann thematisiert in seinem Text „Nachtstück“ die Angst des Kindes vor der mütterlichen Waffe des Liebesentzugs.

Nun ist bereits die Thematik angesprochen, der man auch aufgrund der Anordnung der besprochenen Texte in Gruppen von männlichen und weiblichen Autoren nicht ausweichen kann, nämlich die Frage nach geschlechtsspezifischen Schreibweisen, die zwar im biologistisch-essentialistischen Sinne zu verneinen ist, in soziokonstruktivistischer Hinsicht indessen Beachtung verdient. Die Beziehung der Söhne zur Mutter scheint literarisch bisher wenig berücksichtigt worden zu sein. Erst in den letzten Jahren wird die

Thematik verstärkt aufgegriffen und genießt in der Leserschaft große Popularität. Hier ließe sich vielleicht bei männlichen Autoren von einer Entwicklung zur stärkeren Akzeptanz für emotionales und privates Schreiben sprechen. Goodman konstatiert, dass es in der bürgerlichen Gesellschaft wenig Platz für Autobiographien gibt, die sich auf das „Gebiet der Liebe und der Familie“ beschränken: „Dieser privaten Rolle geht [...] in aller Regel das öffentliche Interesse ab. Es ist kein hinreichender Stoff für einen Autobiographen, der die Bildung seiner Persönlichkeit in Auseinandersetzungen mit der Öffentlichkeit erzählen soll“ (Goodman: 168). Deshalb passten sich die wenigen Autorinnen entweder den männlichen Erwartungen an oder wählten andere privatere Gattungen wie den Roman, das Tagebuch oder den Briefroman. Erst im Zuge der neuen Frauenbewegungen wurden derartige Gattungsregeln zunehmend hinterfragt und durch den Slogan, das Private sei politisch problematisiert. Dass Männer in dieser Hinsicht einen gewissen Nachholbedarf haben und gefühlsbetontes, privates Schreiben von Männern seinen Makel verliert, ist vor diesem Hintergrund nicht weiter erstaunlich. Möglicherweise kann man sogar einen Schritt weitergehen und konstatieren, dass emotionale Betroffenheit stärker bei den männlichen Autoren nachzuweisen ist. Bei den hier besprochenen weiblichen Autoren lässt sich oft eine Weiterentwicklung zu größerer Distanz im Blick nachvollziehen, nicht nur im Blick auf die Mutter, sondern auch auf sich selbst.

Auch wenn die Mutter in der Retrospektive im Zentrum zu stehen scheint, hat diese eher eine Vehikel-Funktion für die Erzähler. Solche Bücher leisten z.B. eine Art Trauerarbeit wie bei Nina Lekander (*Mest om min mamma*) oder Eva Mattsson (*Den lilla pikéblusen*). Aber nicht nur den Schmerz zu lindern, ist vielleicht Absicht dieser Bücher, sondern vor allem auch, sich selbst durch den Blick der Mutter bzw. auf die Mutter zu verstehen und zu begreifen, wie eigene identitätsbildende Prozesse verlaufen sind. Manchmal lässt sich auch das Bestreben erkennen, das Bild der Mutter zu ändern oder neu zu bewerten, d.h. zu akzeptieren, was man als Kind eher abgelehnt hat. Beide Autorinnen haben eine wohlwollende Einstellung zu ihren kürzlich verstorbenen Müttern, obwohl sie beide ‚Vatertöchter‘ sind und somit eine engere emotionale Bindung an den Vater haben. Beide Mütter werden als reserviert geschildert, ein Eindruck, der allerdings im Laufe der Erzählung modifiziert wird. Nicht nur werden hier definitiv keine glückhaften Mütter präsentiert, sondern beide Frauen sind darüber hinaus aktiv und mit Leib und Seele berufstätig. Die Väter haben einen Teil der mütterlichen Fürsorge übernommen – und das bereits in den 50er Jahren.

Auch bei Heidenreich liegt der Fokus der Handlung auf dem allmählich entstehenden neuen Bild der Mutter. Es geht offensichtlich um Entwicklungsprozesse von einem Stadium der Feindlichkeit zu einem Verständnis, nicht nur für die Mutter, sondern auch für sich selbst. Die Mutter wird zum Medium des Begreifens.

Die Texte unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht, gemeinsam ist ihnen aber eine Distanz im Blick, die Umwertung ermöglicht. Waren die Biographien der 70er Jahre oft dominiert von einem großen Potential negativer Gefühle wie Hass, Wut, Abscheu, Verachtung, so wirken die Texte, die ca. 30 Jahre später verfasst wurden, ruhiger und nüchterner. Anschuldigungen sind Beschreibungen und Beobachtungen gewichen. Die Bereitschaft für Erstaunen und Überraschung ist gewachsen, die Erzählerinnen nähern sich dem Darstellungsobjekt Mutter mit einer Offenheit, die Raum für neue Entwürfe bietet.

Ein allzu großes emotionales Engagement seitens des Autors oder der Autorin gilt immer noch als negatives Qualitätskriterium in der Werteskala modernistischer Ästhetik, Distanz dagegen ist häufig als positiver Wert hervorgehoben worden. Erinnert sei an Virginia Woolf, die der Meinung war, dass Wut Autorinnen daran hinderte, gut zu schreiben. Während der neuen Frauenbewegung hätte laut Larsson die Ästhetik der Wut einen neuen Aufschwung bekommen. Wut und Raserei seien als authentische Ausdruckformen für weibliche Erfahrung und als Wahrheitskriterium betrachtet worden. „Entgegen der kulturellen Tradition, die den objektivierenden, distanzierenden und affektfreien Text sowohl in der Belletristik als auch in der Wissenschaft idealisierte, gab man hier dem bewusst subjektiven den Vorrang“ (Larsson 2001: 72).⁴⁹ Zur Bestätigung zitiert Larsson Elaine Showalter, die sich heftig gegen Woolfs Distanzforderung verwehrt, was ihrer Meinung nach lediglich ein Verleugnen durch Rationalisierung war. Sie habe einen strategischen Rückzug und nicht den Sieg, ein Verleugnen statt ein Beherrschen von Gefühl befürwortet (vgl. Larsson 2001: 74).⁵⁰

Wut hat sicher ihre diskursive Funktion, die eine eigene notwendige Ästhetik hervorbringen kann, wobei die Forderung nach Distanz eine Männern vorbehaltene chauvinistische Spielart gewesen sein mag, weibliches Schreiben abzuwerten. Doch lässt sich in der Gegenwartsliteratur und vor allem in den hier behandelten Texten eine Neuverhandlung von Distanz und Nähe in ihrer Geschlechtsspezifität ahnen. Männliche Autoren wagen die Nähe, weibliche dagegen haben diese überwunden. Die Mutter muss nicht mehr die dämonisierte Muse sein, man braucht sie nicht mehr zwecks Herleitung einer eigenen Identität zu verstoßen. Das schafft eine neue Öffnung des Blicks. Die Tochter kann sich der Mutter als Frau nähern.

Hatte in Texten der 70er und 80er Jahre „das Subjektwerden der Tochter“ noch „die Trennung von der Mutter“ vorausgesetzt, so sind jetzt Mütter und

⁴⁹ „Inom 1970-talets framväxande feministiska litteraturkritik betraktades vreden och raseriet mer än något annat som ett autentiskt uttryck för kvinnlig erfarenhet och som ett sanningskriterium. Gentemot den kulturella tradition som idealiserat den objektiviserande, distanserade och affektfria texten såväl inom skönlitteratur som vetenskap privilegierade man här den medvetet subjektiva texten.“

⁵⁰ „Hon förordade en strategisk reträtt och inte en seger; ett förnekande och inte ett bemästrande av känslan.“

Töchter dabei, „sich als Subjekt gegenseitig anzuerkennen“. Dies sei ein „wesentlicher Schritt im Prozess der Differenzierung“, betont Barbara Kosta (Kosta 1993: 263), in dem weibliche Autoren bereits weiter fortgeschritten zu sein scheinen als ihre männlichen Kollegen.

Diese Entwicklung war nur möglich vor dem Hintergrund einer Neudefinition des Identitätsbegriffes. Dies wird in Metakomentaren von den Autoren selbst problematisiert, so bei Nina Lekander, die immer wieder den Schein der objektiven Wahrheit durchbricht und auch bei Karl Heinz Ott oder Christoph Meckel, die das Streben nach Objektivität problematisieren. Somit ist dem ursprünglichen Kennzeichen für Biographien, authentische Schilderungen lebender Personen zu sein, der Boden entzogen worden: „Es ist nicht mehr das Streben nach Identität, Reife und Wahrheit, das die treibende Kraft in der autobiographischen Tradition ausmacht, sondern gerade das Zweifeln daran“ (Larsson 2001: 104).⁵¹ Gerade das kennzeichnet die Veränderung in der Einstellung des Erzählers: Zweifel und Reflexion statt der Suche nach etwas, von dem man von vornherein überzeugt ist: Mutter und Tochter treffen sich in einer Situation des Zweifels und Fragens, die von der Tochter geschildert wird.

Verhält sich dies anders bei Söhnen? Vieles deutet darauf hin, dass bei ihnen das Entwicklungsmoment des Erzählten nur schwach hervortritt bzw. gar nicht von Belang ist. Eher werden Stimmungen literarisiert wie bei Jürg Amann, oder ein Gefühl wird gestaltet wie bei Michael Lenz die Kälte. Bei Meckel steht das Empfinden von Nicht-Liebe von Anfang bis Ende fest und genau so verhält es sich mit der Liebe bei Hein. Lediglich bei Ott lässt sich eine leichte Modifizierung der Einstellung zum Mutter-Sohn-Konflikt auf den letzten Seiten konstatieren, ansonsten dominiert die Literarisierung einer Hass-Liebe. Zweifel als Voraussetzung für Umwertungen sind bei den männlichen Repräsentanten nicht so stark zu spüren wie bei den weiblichen. Dies entspricht in etwa den Schlussfolgerungen, zu denen der schwedische Kulturjournalist Jonas Thente kommt bei seiner Sichtung der neuesten Gegenwartsliteratur: „Das Chaos hat zwei Geschlechter“ (Thente 2007: 4). Auch er kann nämlich bei den Autorinnen eher das Prozesshafte finden, die Icherzählerinnen bewegen sich auf eine Art von Läuterung zu, während ihre männlichen Entsprechungen immer stärker dem Stillstehen, der Hoffnungslosigkeit und Verurteilung verhaftet bleiben.⁵² Die Stimme des Erzählers strebt nach Sachlichkeit und Kontrolle, als wolle sie das innere Chaos so bezwingen. Dies scheint Thente im Widerspruch zur Thematik zu stehen und führe zum Paradox, dass die männlichen Erzähler trotz Kontrolle scheiterten,

⁵¹ „Det är inte längre strävan efter identitet, mognad och sanning som framställs som de drivande krafterna inom den självbiografiska traditionen, utan just tvivlet på dessa ting.“

⁵² „Medan de kvinnliga berättarjagen går mot något slags förlösning, skruvas deras manliga motsvarigheter allt hårdare ned i stillastående, hopplöshet eller fördömlelse.“

während die weiblichen eine neue Richtung fänden.⁵³ Auch wenn ich dieser drastischen Konsequenz auf der Basis meines Textmaterials nicht ganz zustimmen kann, so macht sich doch eine ähnliche Tendenz in der Dialektik von Veränderung und Stillstand geltend.

Die Textbeispiele von weiblichen Autoren zeigen, dass nicht länger davon ausgegangen werden kann, dass die Mutter der Tochter „nicht als positive Identifikationsfigur dienen [kann]“, die der männlichen beweisen darüber hinaus, dass „die kulturelle Absenz der Mutter“ dabei ist überwunden zu werden und nicht immer aufs Neue „reproduziert wird“ (Morrien 1996: 317).

In ihrer zweiten Überschrift – „Schriftsteller schreiben über ihre Mütter – die das meist nicht überleben“ (Langner 2006: 56) – suggeriert Langner zweifellos die Anknüpfung an eine lange Tradition, „die Tötung des Weiblichen im männlichen Schöpfungsmythos“, wie Doris Hansmann ihren Aufsatz zu den Mütterbildern von Egon Schiele nennt (Hansmann 1996). Schon häufig ist nachgewiesen worden, dass „die Hervorbringung der kulturellen männlichen Ordnung“ nur über die symbolische Tötung des Weiblichen erzielt worden ist. Sandra Gilbert und Susan Gubar haben diesen Vorgang „killing women into art“ getauft (vgl. Hansmann 1996: 191). Hansmann greift den Begriff „Mother-Killers“ auf, für „Psychoanalytiker, die allein das ‚krankmachende Verhalten‘ der Mutter als Grund für die gestörte seelische Entwicklung des Sprösslings anführten“ (Hansmann 1996: 192). Doch hoffe ich gezeigt haben zu können, dass derartige Beziehungsmuster für Mutter und Kind nur bei einigen Autoren auftreten wie z.B. bei Karl Heinz Ott und Christoph Meckel, die darüber hinaus weibliche Entsprechungen in z.B. Inga Lantz und Helga Schneider haben, bei denen die Mutter als Persönlichkeitszerstörerin empfunden wird.

Natürlich spielt in der Life-writing-Retrospektive die Todesthematik eine große Rolle. Oft wird zur Feder gegriffen im Zusammenhang mit dem Tod der Mutter, das Schreiben wird zur Trauerarbeit. Der Tod ist in höchstem Grade anwesend, insofern erstaunt es nicht, dass Barthes, Derrida und de Man die Autobiographie als Grabes- und Todesschrift charakterisieren. Doch scheint mir Larssons Kommentar dazu wichtiger, dass dabei leicht übersehen wird, dass aus diesem Tod etwas Neues hervorgeht, das Elemente der Befreiung enthalten kann: „Für sie [die Dekonstruktivistinnen] ist die Autobiographie vor allem interessant, weil sie *nicht* machen kann, was sie vorgibt zu tun, nämlich die Vergangenheit, das was schon tot ist, zurückzurufen.“⁵⁴

Interessanter sei dagegen zu sehen, was die Beschreibung des Toten hervorbringt (vgl. Larsson 2001: 111f). Und da lassen sich zweifellos Zeichen sehen, die von der Überwindung der „Matrophobie“ zeugen – ein Begriff

⁵³ „Det paradoxala är att de manliga berättarjagen gärna faller samman självkontrollen till trots, medan de kvinnliga finner ny riktning.“

⁵⁴ „För dem är självbiografien intressant framför allt för att den *inte* kan göra det som den säger sig göra, nämligen återkalla det förgångna, det som redan är dött.“

den Adrienne Rich definiert als „nicht die Furcht vor der Mutter oder vor der Mutterschaft [...] sondern die Furcht, *die eigne Mutter zu werden*“ (vgl. Kraft 1993: 329). „Die Töchter sind mehr daran interessiert, eine Verbindung mit der Mutter aufrecht zu erhalten, anstatt sich von ihr loszulösen. [...] In ihrer Beziehung geht es eher darum herauszufinden, worin sie sich gleichen als worin sie sich unterscheiden. Trennungen sind zu überbrücken“ (Kraft 1993: 315). Die oben untersuchten literarischen Beispiele zeugen davon, dass viele Töchter bereits eine Distanz zu ihren Müttern erzielt haben, um die die Söhne häufig noch ringen.

Doch geht es hierbei nicht nur um ein Reifen persönlicher Beziehungen. Die Erkenntnisbereitschaft gegenüber Prozessen hat in den 90er Jahren ihre theoretische Berechtigung mit dem *cultural turn* erhalten, der den Begriff einer eher statisch verstandenen Repräsentation durch den Begriff der Performanz ablöst oder damit auch den „Standpunktfeminismus“ zum „postmodernen Feminismus“ weiterentwickelt, bei dem „das weibliche Subjekt“ seine Einheitlichkeit verliert. Damit war auch der Suche nach *der* Identität als Wesenskern, nach dem einen Ich und dessen Abgrenzung und Definition der Boden entzogen: „Nicht ein vorgängiges Ich wählt eine Sprecherposition, sondern das Ich ist selbst Durchgangspunkt für ein ständiges Durchspielen unterschiedlicher Positionsmöglichkeiten, die es zuallererst erzeugen“ (Hoff 2005: 165).

Vor diesem Hintergrund wird ein Blick auf die Mütter freigesetzt, der sich ständig verändert und nicht zuletzt den Bedeutungswandel bejaht.

5. Abschließende Gedanken

Frühling für Mütter in der Literatur?

Ja, Mutterschaft als literarisches Thema scheint zunehmend salonfähig zu werden. Darauf weist nicht nur die Anzahl von Mutterbüchern hin, sondern auch die Art der literarischen Brechungen. Gründe, die für die Ausklammerung der Thematik angeführt wurden, das Thema sei etwa emotional zu überwältigend, um sprachliche Formen zu finden, oder man wolle das Kind nicht mit negativen Gedanken belasten, scheinen an Gültigkeit verloren zu haben. Frauen wagen es, ihre Ambivalenz zur Mutterschaft in literarische Texte einzuschreiben, wagen es ‚heilige Mutterideale‘ in Frage zu stellen, wagen Ansprüche zu erheben, die über das Kind hinausgehen, Schuldgefühle zu exponieren und sogar das große Tabu der Ablehnung des eigenen Kindes literarisch anzugehen.

Diese Tendenz hat allerdings nicht nur etwas mit Mut zu tun, sie korrespondiert auch mit diskursiven Bedingungen, die immer mehr Raum für Genderfragen bereiten. Die aktuelle Gesellschaftsdebatte findet ihre Verlängerung in der Literatur und wird von ihr auch beeinflusst. So werden in Gegenwartsromanen zur Mutterschaft Themen aufgegriffen, die einen hohen Aktualitätsgrad haben. An erster Stelle steht die Kombination von Mutterschaft und Arbeit. Arbeit verstehe ich dabei im weitesten Sinne als öffentliche Tätigkeit, sie kann ebenso gut ein Teilzeitjob als Sekretärin oder Verkäuferin sein wie eine höhere Führungsposition oder eine Tätigkeit mit kreativem Engagement wie z.B. Journalistin, Studentin oder auch Kriminalkommissarin. Alle literarischen Mütter ringen um Gleichgewicht und den meisten misslingt die Übung. Der öffentliche Seiltanz ist immer noch vom jähen Fall bedroht. Die Konsequenzen aus dieser Situation sind unterschiedlich inszeniert. Manche Mutterfiguren geben auf und ziehen sich ins Privatleben zurück, lassen etwa die Geburt eines weiteren Kindes die Entscheidung übernehmen. Andere Romane enden mit einer Krise, die zwar Schwierigkeiten, aber nicht Resignation zum Ausdruck bringt. Auch wird das Durchleben einer Krise prozesshaft geschildert, was dann einer Katharsis gleich zu neuen Einsichten und zu einer veränderten Einstellung zu Mutterschaft und Kind führt. Das Mutterthema wird vielschichtig angegangen und das gilt sowohl für den schwedischen als auch den deutschsprachigen Raum.

Gibt es denn gar keine Unterschiede zwischen deutschen und schwedischen Texten? Vielleicht ließe sich vorsichtig behaupten, dass in schwedischen Beispielen die Thematik eher mit einem Fokussieren auf Veränderbar-

keit behandelt wird. Mutterschaft wird häufiger als gesellschaftliche Konstruktion ausgewiesen und nicht als vorgängiger Instinkt dargeboten. Probleme werden mit dem Optimismus der Lösbarkeit geschildert. Die schwedischen Texte erhalten eine sozialkritische Dimension, die essentialistischen Auffassungen widerspricht. Belege hierfür lassen sich bei Pia Hintze, Belinda Olsson und den Heldinnen der Kriminalliteratur finden. Doch gibt es auch gegenläufige Strömungen, in denen bestimmte Vorstellungen von Mütterlichkeit in den Körper der Frau eingeschrieben werden, so wie bei Marianne Fredriksson, die mütterliche Intuition an die Gebärfähigkeit bindet oder Eva Adolfsson, die dem Zeitraum der Schwangerschaft besondere Sensibilität für intellektuelle Kreativität verleiht. Linda Skugge vermittelt erhöhte Gebärfreudigkeit als Ausweg aus dem chaotischen Kleinkindalltag.

Im deutschsprachigen Material tut man sich eher schwer mit optimistischen Lösungen. Bei Susanne Fröhlich bleibt der Protagonistin am Ende lediglich die Alternative der ‚Nur-Mutter‘. Eine weitere Schwangerschaft befreit sie davon, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Thea Dorn misslingt der eigene Anspruch der Kombination von Mutterschaft und Karriere so kläglich, dass sie ein ‚Karrieremonster‘ gestaltet, das für den eigenen Erfolg sogar über die Leiche des eigenen Kindes geht. Bei Ruth Schweikert und Kerstin Hensel dominiert die literarische Gestaltung der destruktiven Komponenten um Mutterschaft. Gleichzeitig zeigt die Popularität der schwedischen Literatur in Deutschland, dass literarischer Bedarf vorhanden ist sowohl an Optimismus für partnerschaftliche Elternschaft als auch an einem Mythos eines archetypischen Mutteressentialismus.

Literarische Mutterkonzepte aus Schweden schaffen den Schritt auf den deutschsprachigen Buchmarkt und etablieren sich mit großem Erfolg. Lässt sich diese Einseitigkeit im interkulturellen Kontakt erklären?

Durchgehend wird in den schwedischen Texten die Erwerbstätigkeit der Frau als gesellschaftliche Norm geschildert, sie wird nicht in Frage gestellt, denn die Option der Einversorgerfamilie gibt es nicht. Auch wenn dies nicht ohne Konflikte und Probleme dargestellt wird, so wird nirgends ernsthaft die Rückkehr zur ‚Nur-Mutter‘ und Hausfrau als Alternative aufgegriffen. Auch bei Fredriksson gehören Ausbildung und sinnerfüllende berufliche Tätigkeit zu unabdingbaren Komponenten ihrer Frauen- und Mutterfiguren.

In Schweden hat sich bereits seit den 30er Jahren eine normative Veränderung vollzogen, die in Deutschland noch aussteht bzw. gerade stattfindet. Die literarische Gestaltung dieser Möglichkeit macht schwedische Literatur interessant. Autorinnen aus dem deutschsprachigen Raum dagegen greifen aktuelle Fragen auf, die im schwedischen Genderdiskurs ganz einfach obsolet geworden sind, nicht weil die schwedischen Frauen so fortschrittlich wären, sondern weil die gesellschaftliche Entwicklung anders verlaufen ist. In Schweden erübrigt sich die Frage, ob öffentliche Kinderbetreuung schädlich sei, denn sie gehört zum festen Bestandteil der Gesellschaft. Diskutiert wird dagegen, wie diese öffentliche Betreuung auszusehen habe und wie sie am

besten mit dem Alltag der Eltern verknüpft werden sollte. Auch die große Diskussionsfrage, ob die Mutter arbeiten oder sich ganz den Kindern widmen sollte, ist in Schweden überflüssig, denn die Erwerbstätigkeit ist zur Selbstverständlichkeit geworden. Eher gilt die Auseinandersetzung, auch die literarische, Diskriminierungsfragen wie Teilzeitarbeit und Karriere oder der Unterrepräsentation von Frauen in Spitzenpositionen. Am besten lässt sich diese unterschiedliche Normativität an zwei pejorativen Begriffen illustrieren: Die schwedische ‚Luxusfrau‘ ist die, die nicht arbeitet, also ein Hausfrauendasein führt und die berüchtigte deutsche ‚Rabenmutter‘ ist die, die arbeitet und dadurch ihr Kind vernachlässigt. Die verschiedenen Spielarten der guten, aufopferungsbereiten, ständig anwesenden Mutter, die in deutschsprachiger Literatur so gern und häufig karikiert werden, entbehren der Attraktivität auf dem schwedischen Buchmarkt, denn es fehlt für derartige Satire die entsprechende soziale Ausgangssituation.

Dagegen machen verschiedene Komponenten, die deutlich in die hier behandelten Texte eingeschrieben sind, die schwedische Literatur für die deutsche Leserschaft attraktiv, so die Selbstverständlichkeit einer beruflichen Identität ohne Schuldzuschreibung, im Gegenteil wird häufig die wichtige Bedeutung einer Arbeit in den Romanen aufgegriffen. Kinderbetreuung wird zur gesamtgesellschaftlichen Aufgabe und damit auch Teil der staatlichen Verantwortung, was die Eltern, vor allem die Mütter entlastet. Die Kinderfrage wird deprivatisiert und nicht mehr der individuellen Opferbereitschaft der Eltern, vor allem der Mütter, anheim gestellt. Die Bundesrepublik scheint heute reif zu sein, Schritte in schwedische Richtung zu tun. Dies zeigt sich nicht nur in der neuen Gesetzgebung zur Familienpolitik, sondern auch in literarischen Präferenzen. Ein Leitbildwandel ist zwar noch nicht vollzogen, aber Bestrebungen in diese Richtung zeichnen sich deutlich ab (vgl. Martinek 2007).

Doch auch wenn in der schwedischen Literatur die Arbeit der Frau Norm geworden ist, so ist damit die Frage der Gleichberechtigung noch lange nicht gelöst. Auch das zeigt sich literarisch. Thematisiert wird häufig, wie gerade mit der Geburt des Kindes die partnerschaftliche Beziehung in traditionelle Strukturen zurückzukippen droht. Ursache hierfür sind nicht nur ein kritikwürdiges partnerschaftliches Verhalten des Vaters, sondern die inneren psychischen Strukturen, Ansprüche und Erwartungen der Mutter selbst, einerseits ganz für das Kind da zu sein, andererseits dem nicht gerecht werden zu können und zu wollen.

Ein Wertesystem, dessen Grundlage seit mehreren hundert Jahren gelegt und das im Laufe der Zeit immer wieder bestätigt und aktualisiert wurde, scheint noch lebendig. Davon zeugt die ständige Thematisierung von Schuldgefühlen und schlechtem Gewissen gegenüber dem Kind. Wahrscheinlich befinden wir uns erst zu Beginn eines Prozesses, der diese Strukturen hinter sich lassen kann. Wertesysteme, so auch die, die der Kategorie

Mutter zugrunde liegen, als kulturelle Konstruktionen sichtbar zu machen, kann dazu beitragen.

Auch in der zweiten literarischen Textgruppe der Untersuchung, die den Blick auf die Mutter behandelt, lassen sich Anzeichen für einen Aufbruch erkennen. Hierbei denke ich vor allem an die Überwindung der Mutter als negative Muse, als Abgrenzungsobjekt oder als Vehikel für die eigene Individuation. Sich der Mutter nicht mit Ablehnung, sondern mit fragendem Interesse zu nähern, ist häufig Gegenstand der literarischen Gestaltung, vor allem bei den Autorinnen. Die anfängliche Ablehnung und deren langsame Überwindung wird zum Thema selbst.

Dass verstärkt Söhne sich mit der Mutter literarisch auseinander setzen, muss vor dem Hintergrund noch geltender Genderhierarchien als weiteres Zeichen dafür gewertet werden, dass die Mutterthematik an literarischer Akzeptanz gewinnt und seltener eine patriarchale Ausgrenzung erfolgt. Die lange vorherrschende Dominanz und Macht der literarischen Väter, bei Söhnen und Töchtern, scheint dagegen abzunehmen. Dabei ist die geschilderte Beziehung zur Mutter kaum konfliktfrei, eine positive, harmonische Beziehung wird selten thematisiert.

Literatur hat einen wesentlichen Stellenwert im gesellschaftlichen Veränderungsprozess. Mit den Worten des schwedisch-griechischen Schriftstellers Theodor Kallifatides sei abschließend noch einmal hervorgehoben, dass Kunst und Literatur nicht etwa lediglich eine dekorative Funktion hätten, denn „tatsächlich sind sie es, die unser Leben konstituieren“ (Kallifatides 2007: 94)¹ – eine bedeutungsvolle Einsicht, die allzu leicht vergessen wird in Zeiten, in denen nach dem unmittelbaren Gebrauchswert und Gewinn humanistischer Forschung gefragt wird. Literatur diskutiert, verhandelt und schafft Normierungskonzepte, bietet Gegen- und Neuentwürfe an. Die Spannweite dieser Angebote ist in den hier untersuchten Textbeispielen deutlich geworden. Neben Festschreibungen und innovativen Verfahren den Muttermythos performativ zu gestalten, neben der Reproduktion sogenannter natürlicher Differenz der Geschlechter sind partnerschaftliche Beziehungen repräsentiert, mit bemutternden Männern und Mutterfiguren, die nicht vor männlichen Domänen zurückschrecken.

Die ‚bösen‘ Mütter tragen bei zur Dekonstruktion einer Mütterlichkeit, die in die Natur des Geschlechts, den Körper und seine Gebärfunktion, eingeschrieben ist. Die Diskussion um Gleichheit oder Differenz wird mittels immer wieder abewandelter Strategien lebhaft geführt.

Toril Moi bezeichnet die Wahl zwischen Gleichheit und Differenz als unlösbares Dilemma in einer Gesellschaft, in der der Mann immer noch die

¹ „Det är just detta som vi så lätt glömmar när vi diskuterar konst eller litteratur. Vi betraktar dem i det stora hela som dekorativa verksamheter när de i själva verket konstituerar det liv vi lever.“

Norm und die Frau das andere darstellt.² Die ausgewählte Gegenwartsliteratur zeugt nachdrücklich von diesem Dilemma, aber auch davon, dass es zunehmend gestaltet und thematisiert wird und somit eine interessante Auffächerung des Themas erfolgt.

So scheint vielleicht eine lange Periode der Vernachlässigung oder Ablehnung von literarischen Müttern überwunden zu sein. In der Tat: Der Frühling für Mütter in der Literatur scheint angebrochen.

² Moi 2008: „Så länge detta 'val' [mellan jämställdhet och skillnad, likhet och särart] görs i ett samhälle där mannen framställs som norm och kvinnan som den andra låter sig valet inte göras, utan förblir ett olösligt dilemma.“

Summary

The following study examines maternal figures in contemporary Swedish and German literature. The study concerns itself with a discussion on how the topic of 'mother' is discussed in various literary contexts, and how literature engages itself in current Swedish and German public discourse on motherhood, which is characterized by a continued debate on the changing definitions of masculinity and femininity. In this context, terms such as motherliness, motherhood and mother hold a central role. How do these debates express themselves in literature? And, more specifically, how do traditional concepts of motherhood and value systems on the one hand relate to fragility and ambivalence, but also to innovation and change on the other?

Departing from these initial questions, the study highlights tensions within the fields of nature and culture, especially focusing on the question whether and if so, then in what specific ways is culture naturalized and nature socialized, respectively. On the basis of Pierre Bourdieu's theory of symbolic domination, the study examines how narrative structures depict a process in which social identities are imprinted on a biological nature, thus being transformed into *habitus*. Is motherly love still regarded as a form of primitive love that exists on the basis of natural laws and that consequently functions through instinct and impulse, intuition and reflex? Through which channels must social constructs be communicated in order to be considered natural as well as essential? Does literature preserve socio-cultural constructions or does it instead deconstruct, parody and subvert inherited normative conceptions? These are the key questions which guide the presented literary analyses. The study compares and contrasts the two countries' perspectives, and examines contact between them, particularly the impact these intercultural intersections have on the practice of "doing-gender".

Sweden and Germany can be described as having a productively contrastive relationship, as both countries exhibit essentially different developments throughout the twentieth century, especially with regards to family policies. These dynamics have also contributed to the establishment of distinct stereotypical images of gender constructs: While Sweden is generally associated with gender equality, Germany tends to remain linked to the traditional image of the housewife and the sole providing patriarch as the head of the family. Today's Swedish family policies remain an ideal that the German public looks up to; the newest radical reform programs initiated by the German government regarding parental leave were, for example, based on the Swedish model.

In order to more closely examine this specific aspect of the relationship between both countries, the study includes an extensive historical overview that dates back to Luther's times. This section highlights commonly shared values and moral concepts of motherhood on the one hand, and crucial rea-

sons behind the developments of distinct norms in Germany and Sweden, on the other.

The study uses a cultural studies perspective. Instead of working with quality oriented criteria and selecting only one genre to investigate the texts were based on the thematic focus of the 'mother', thus involving a wide range of literary genres. The analysis of the novels and narratives is divided into two main chapters. The first chapter deals with texts that involve the mother figure as protagonist, presenting her perspective, and narrated from her point of view.

The texts chosen for the second chapter are united under the criterion of perspective *on* the mother. Daughters and sons here write in auto-/biographical form *about* their mothers. It is especially this genre that, although following a longstanding literary tradition, shows evidence of interesting innovative strategies of approaching the mother.

In order to illustrate more general current tendencies appearing in mother-discourse, the chapters dealing with the specific forms of narrative structures are preceded by a summary of the public discussion of the mother theme as covered by the media.

Mothers as Protagonists

This chapter contains texts deriving from a wide range of genres. The first section discusses examples of texts belonging to the genre of the so-called 'new' women's literature. The thematic focus is most often on the compatibility of motherhood and professional life. Differing literary strategies, relying either on essentialist or constructivist norm conventions regarding motherhood and professional life, are examined by using the examples of a German and a Swedish novel, respectively.

The following section on Swedish female crime novels departs from the thesis that their optimistic manner of making the compatibility of crime investigation and motherhood a subject of discussion increases its appeal for German readers, and by doing so formulates a positive vision of the future. The protagonists not only solve murder mysteries; they are also loving mothers and live in cooperative relationships. They not only regard their professional lives as the cultural norm, but go so far as to perceive their career as an important part of their identity. They thus gradually begin to break down the dichotomy of female/private sphere and male/public realm.

The Swedish author Marianne Fredriksson, in contrast, satisfies a readership that appreciates a revaluation of traditional motherly attributes. Following the Ellen Key tradition, Fredriksson's literature constructs an archetypal mother-myth clothed in the garments of a modern woman. A similar approach is used by the Swedish author Eva Adolfsson, who combines essentialistic tendencies with socio-cultural ambivalence to establish her concept

of motherhood. She predominantly does so by applying the birth metaphor to an image of female intellectual productivity.

Another central aspect of the study involves the younger generation of authors in both countries. What is highlighted in this context is a seemingly homogeneous position regarding the category of mother, which, upon closer inspection, unravels and exposes rather differentiated tendencies.

A section devoted to 'evil mothers' presents literary strategies of ambivalence and estrangement towards the mother-complex. What can be observed here is a tendency to deconstruct traditional conceptions of motherhood through an aestheticization of alienation as well as through subversive strategies.

Mothers in Retrospect

In contrast to the first chapter, the second chapter does not focus directly on the mother, but rather on relationships to her. A retrospective perspective, from the views of sons and daughters, is constructed instead. The different literary realizations of this perspective demonstrate interesting innovative tendencies. The attitude towards the mother is no longer defined through hostile attempts of demarcation, as was the trend in 1970s self-discovery-literature both in Germany and Sweden. In those days, aggression, anger and hatred directed toward the mother seemed the only way to establish one's own identity. Female authors' attitudes were based on the presumption of an identity-concept as the essence of the individual, which had to be uncovered and liberated. The authorial position of the mother was regarded as a powerful barrier in this rebellious endeavor. However, identity politics and terminology have undergone fundamental changes and the search for 'the' identity, the 'I' and its limitations are also called into question on a theoretical level. The 'I' is now understood as inhabiting a transitional state within the larger dynamics of an ongoing interplay of positioning. Following this train of thought, identities are no longer static, but instead go through a developmental process within their respective socio-cultural contexts.

Because of this background of changing identity politics, literary depictions have also undergone alterations. The mother is turned into a mirror or projection screen, and the central issue no longer is the child's attempt to break the maternal bond, but instead the connection with its mother by understanding her perspective. Daughters, and increasingly also sons, make use of various literary forms to bridge a sense of separation from the mother. By adopting a mother-perspective, they not only attempt to understand themselves, but also try to get to know the mother's unfamiliar sides, such as her political, professional or sexual identities. The life-writing-texts, however, cannot be seen as representing a generally homogeneous current, but instead comprise various different approaches to the subject. In addition no gender specific approaches could be distinguished.

In summary, arrives at the following conclusions: a series of quantitative as well as qualitative new tendencies can be mapped out regarding literary depictions of the category of 'mother.'

Although academic literary criticism continues to lament the absence of the mother as a leading literary character, the last decade has produced many texts that in fact address the mother-topic. They are above all characterized by an ambivalent attitude towards inherited norms and conventions. This phenomenon expresses a sense of insecurity but at the same time also articulates an optimistic perspective on a renegotiation of gender categories. Within the variety of literary approaches, strands of equity and difference in gender theory are often entwined. Here, there is less opposition between Sweden and Germany than assumed. The questions arising in the Swedish discourse of the mother appear to be of equal interest to the German debate. Sweden, however, is granted the role of the pioneering leader, a privileged position that is confirmed through the intercultural connections of both countries' recent literary production.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Adolfsson, Eva: *Förvandling*. Falun 2005: Albert Bonniers (keine Übersetzung).
- Amann, Jürg: *Mutter töten*. Innsbruck 2003, 2. Auflage: Haymon.
- Delius, Friedrich Christian: *Bildnis der Mutter als junge Frau*. Berlin 2006, 3. Auflage: Rowohlt.
- Dorn, Thea: *Die Brut*. München 2004, Taschenbuchausgabe 2005: Goldmann.
- Fredriksson, Marianne: *Geliebte Tochter*. Frankfurt a.M., 2. Auflage: Fischer Taschenbuch. Originalausgabe: *Älskade dotter*. Stockholm 2001: Piratförlaget.
- Fröhlich, Susanne: *Frisch gemacht!* Frankfurt a.M. 2003, 3. Auflage: Krüger.
- Heidenreich, Elke: „Die schönsten Jahre.“ In: *Der Welt den Rücken*. Wien 2001, Hamburg 2003: Rowohlt Taschenbuch.
- Hein, Jakob: *Vielleicht ist es sogar schön*. München 2004, Taschenbuchausgabe 2005: Piper.
- Hensel, Kerstin: *Im Spinnhaus*. München 2003: Luchterhand.
- Hintze, Pia: *en ska bort*. Falun 2006: Wahlström & Widstrand (keine Übersetzung).
- Lantz, Inga: *Mamma och mej*. Södertälje 2005: CKM (keine Übersetzung).
- Lekander, Nina: *Mest om min mamma*. Stockholm 2003, Nørhaven Paperback 2004: Panpocket, Norstedts (keine Übersetzung).
- Lentz, Michael: *muttersterben*. Frankfurt a.M. 2004: Fischer Taschenbuch.
- Marklund, Liza: *Nobels Testamente*. 2006: Pocketförlaget (Nobels Testament: deutsch 2007).
- Mattsson, Eva: *Den lilla pikéblusen*. Uddevalla 2005: Albert Bonniers (Die kleine Pikébluse, keine Übersetzung).
- Meckel, Christoph: *Suchbild. Meine Mutter*. München, Wien 2002: Carl Hanser.
- Olsson, Belinda: *Gravidchock! Reporter erkänner*. Finland 2006: Wahlström & Widstrand (Knallbonbon: deutsch 2007).
- Ott, Karl-Heinz: *Ins Offene*. Hamburg 2006: Hoffmann und Campe.
- Schneider, Helga: *Lass mich gehen*. München 2003, 4. Auflage: Piper.
- Schweikert, Ruth: „Port Bou“, „Totschlagen“. In: *Erdnüsse. Totschlagen*. Zürich 1994, München 1999, 2. Auflage: dtv.
- Skugge, Linda: *Ett tal till min systers bröllop*. Falun 2006: Piratförlaget (keine Übersetzung).
- Turström, Helene: *Eldsdansen*. Stockholm 2005: Alfabeta Bokförlag (Feuertanz: deutsch 2006).
- Wahlberg, Karin: *Flickan med majblommorna*. Stockholm 2004, Nørhaven Paperback 2006: Mån-pocket (Tödliche Blumen: deutsch 2007).

Sekundärliteratur

- Andersson, Bosse (2006): „Barnledig tappar karriärfart.“ In: *Dagens Nyheter*, 27.4.2006, *ekonomi*, S. 8.
- Aschenbrenner, Jenny (2006): „Eva Adolfsson får lyssnarpris.“ In: *Dagens Nyheter*, 11.3.2006, *kultur*, S. 2.
- Auffermann, Verena (1998): „Sonnenbad in Bitterfeld.“ In: *Süddeutsche Zeitung*, 12.8.1998.
- Aulls, Katharina (1993): *Verbunden und gebunden. Mutter-Tochter-Beziehungen in sechs Romanen der siebziger und achtziger Jahre*. Frankfurt a.M., Berlin, Bern, New York, Paris, Wien: Peter Lang.

- Bachmann, Plinio (1995): „Die Sprache der verlorenen Heimat. Vier Schweizer Autoren der jüngsten Generation.“ In: Döring, Christian (Hrsg.): *Deutschsprachige Gegenwartsliteratur. Wider ihre Verächter*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 246-270.
- Badinter, Elisabeth (1981): *Den kärleksfulla Modern. Om moderskärlekens historia*. Köthen/DDR: Gidlunds (Originaltitel: L'amour en plus, Paris, 1980).
- Baisch, Katharina, Ines Kappert, Marianne Schuller, Elisabeth Strowick, Ortrud Gutjahr (Hrsg. 2002): *Gender Revisited. Subjekt- und Politikbegriffe in Kultur und Medien*. Stuttgart: Metzler.
- bär (2002): „Beeren pflücken in Schweden.“ In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 4.7.2002.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1997): *Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit*. München 1988, durchgesehene und erweiterte Auflage 1997: C. H. Beck.
- Becker, Eva D. (1994): „Macht und Liebe: Mütter in der Literatur.“ In: dies.: *Literarisches Leben. Umschreibungen der Literaturgeschichte*. St. Ingebert, S. 165-178.
- Beckmann, Gerhard (1998): „Mit Hannas Töchtern hoch hinauf.“ In: *Die Welt*, 10.8.1998.
- Bemmann, Helga (1998): „Die Geschichte von Hannas Söhnen.“ In: *Berliner Morgenpost*, 9.8.1998.
- Bemmann, Helga (2000): „Mit Lilien fängt alles an.“ In: *Berliner Morgenpost*, 17.9.2000.
- Bengtson, Eva-Maria (2007): „Kvinnorna står kvar vid spisen.“ In: *Dagens Nyheter*, 13.9.2007, *ekonomi*, S. 11.
- Berggren, Henrik und Lars Trägårdh (2006): *Är svensken människa? Gemenskap och oberoende i det moderna Sverige*. Stockholm.
- Bittner, Jochen (2004): „Wo sind die Kinder? Folge 3. Jung, gebildet, allein.“ In: *Die Zeit*, 6/2004, 29.1.2004.
- Blasberg, Marian (2006): „Väter zwischen Kind und Karriere: Männersache?“ In: *Brigitte*, 21/2006, S. 156-163.
- Bock, Gisela (1991): „Antinatalism, maternity and paternity in National Socialist racism.“ In: Bock, Gisela und Pat Thane (Hrsg. 1991): *Women and the Rise of the European Welfare States, 1880s-1950s*. London, New York, S. 233-255.
- Borgeest, Bernhard (2004): „Mutterrolle rückwärts.“ In: *Focus*, 21/2004, S. 132-144.
- Bourdieu, Pierre (1996): „Die männliche Herrschaft.“ In: Dölling 1996, S. 153-217.
- Bourdieu, Pierre (1996a): „Eine sanfte Gewalt. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margareta Steinrücke.“ In: Dölling 1996, S. 218-230.
- Brandt, Sabine (1997): „Ein Troll im Waldesdunkel.“ In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 5.3.1997.
- Braun von, Christina und Inge Stephan (Hrsg. 2005): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Braun von, Christina (1985): *Nicht ich: Logik, Lüge, Libido*. Frankfurt a.M.: Neue Kritik.
- Brinck, Christine (2004): „Wo sind die Kinder? Folge 6. Kinder – ein amerikanischer Traum.“ In: *Die Zeit*, 9/2004, 19.2.2004.
- Bruhns, Annette (2007): „Pippi lebt.“ In: *Spiegel Special: Sehnsucht nach Familie. Die Neuerfindung der Tradition*. Nr. 4/2007, S. 64-65.
- Carlsson, Annika (2007): „Ojämlighet i hemmet gör kvinnor sjuka.“ In: *Dagens Nyheter*, 13.1.2008.

- Cherif, Sofia (2005): „Ont om förskoleplatser efter babyboomen.“ In: *Dagens Nyheter*, 15.8.2005, Stockholm, S. 10f.
- Chrapkowska, Cecilia u.a. (2007): „Påhittade fakta om könsbiologi utgör missbruk av forskarroll.“ In: *Dagens Nyheter*, 18.2.2007, S. 6.
- Cosslett, Tess (1994): *Women Writing Childbirth: Modern Discourses of Motherhood*. Manchester: Manchester University Press.
- Dernedde, Renate (1994): *Mutterschatten – Schattenmütter*. Frankfurt a.M., Berlin, Bern, New York, Paris, Wien: Peter Lang.
- Dirke, Karin (2006): „Kön och känslor: antika idéer om kvinnor och män.“ In: *Lennerhed* 2006, S. 11-28.
- Dölling, Irene und Beate Kraus (Hrsg. 1996): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Dorn, Thea (2006): *Die neue F-Klasse. Wie die Zukunft von Frauen gemacht wird*. München, Zürich: Piper, 4. Aufl. 2007.
- Durand, Béatrice (2004): *Die Legende vom typisch Deutschen. Eine Kultur im Spiegel der Franzosen*. Leipzig: Militzke.
- Dybikowski, Ann, Victoria Freeman, Daphne Marlatt, Barbara Pulling, Betsy Warland (Hrsg. 1983): *In the Feminine. Women and word. Les femmes et les mots*. Conference proceedings.
- Elvin-Nowak, Ylva (2001): „Bara en mor.“ In: *00tal*, Nr. 6/7 2001, S. 76-77.
- Engel, Marian (1983): „Twins and a Typewriter.“ In: Dybikowski 1983.
- Erhart, Walter, Britt Herrmann (Hrsg. 1997): *Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit*. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Enzensberger, Hans Magnus (Hrsg. 1997): *Männer, Kursbuch 127*. Berlin: Rowohlt.
- Farhan (früher: Frisch), Christine (2007): „‚Frisch gemacht‘, aber ‚Eins soll weg‘. Zur Frau zwischen Beruf und Familie in populärer Gegenwartsliteratur. Deutschland und Schweden im Vergleich.“ In: *Moderna Språk*, Number 1, 2007, S. 23-35.
- Felski, Rita (2003): *Literature after feminism*. Chicago, London: The University of Chicago Press.
- Fjelkestam, Kristina (2001): „Att skriva sig ut ur skuld och skam.“ In: *00tal*, Nr. 6/7 2001, S. 126-129.
- Florin, Christina und Bengt Nilsson (1999): „‚Something in the nature of a bloodless revolution...‘ How new gender relations became gender equality policy in Sweden in the nineteen-sixties and seventies.“ In: *Torstendahl* 1999, S. 11-77.
- Forslid, Torbjörn und Anders Ohlsson (2007): *Hamlet eller Hamilton? Litteraturvetenskapens problem och möjligheter*. Pozkal, Polen: Studentlitteratur.
- Frisch (jetzt: Farhan), Christine (2003): *Von Powerfrauen und Superweibern. Frauenpopulärliteratur der 90er Jahre in Deutschland und Schweden*. Huddinge: Södertörn Academic Studies 12.
- Frisch (jetzt: Farhan), Christine (2005): *Modernes Aschenputtel und Anti-James-Bond. Gender-Konzepte in deutschsprachigen Rezeptionstexten zu Liza Marklund und Henning Mankell*. Huddinge: Södertörn Academic Studies 27.
- Ganetz, Hillevi (1997): *Hennes Röster. Rocktexter av Turid Lundqvist, Eva Dahlgren och Kajsa Grytt*. Stockholm/Stehag: Brutus Östlings Bokförlag Symposium.
- Gaschke, Susanne (2004): „Mehr Ehrgeiz, Schwestern.“ In: *Die Zeit*, 50/2004.
- Gaschke, Susanne (2005): „Kinder, Küche, Karriere? Nicht bei uns.“ In: *Die Zeit*, 33/2005, 11.8.2005, S. 11.
- Gatterburg, Angela, Matthias Matussek, Martin Wolf (2006): „Unter Wölfen.“ In: *Der Spiegel*, 10/2006, S. 76-84.
- Gebhardt, Miriam (2005): „Falsch erzogen.“ In: *Die Zeit*, 29/2005, 14.7.2005, S. 58.

- Gnüg, Hiltrud und Renate Möhrmann (Hrsg. 1999): *Frauen Literatur Geschichte*. Stuttgart: Metzler.
- Goodman, R. Katherin (1999): „Weibliche Autobiographien.“ In: Gnüg, 1999: S. 166-176.
- Grive, Madeleine (2001): „Mor ömsar skinn.“ In: *00tal*, Nr. 6/7 2001, S. 4-9.
- Grive, Madeleine (2001a): „Störst av allt är födandet.“ In: *00tal*, Nr. 6/7 2001, Interview mit Agneta Pleijel, S. 10-27.
- Grossmann, Karin: „Traumfrau Annika findet den Täter.“ In: *Sächsische Zeitung*, 19./20.2.2000.
- Hagström, Sara (2001): *Kvinnlig författare och popularitet – en svår kombination? Analys av värderingsmönster i behandlingen av Marianne Fredrikssons författarskap i litteraturkritik och i litteraturhistoriska verk*. Borås.
- Hall, Thomas (2006): „Nytt svenskt blod för tysk publik.“ In: *Dagens Nyheter*, 6.5.2006, kultur, S. 8.
- Hansmann, Doris (1996): „Die Tötung des Weiblichen im männlichen Schöpfungsmythos.“ In: Möhrmann 1996: S. 170-192.
- Hedlund, Monica (2005): „Antal barn bland toppchefer en könsfråga.“ In: *Dagens Nyheter*, 10.9.2005, ekonomi, S. 8, 9.
- Heidborn, Tina (2000): „Frauen erzählen anders.“ In: *Der Tagesspiegel*, 24.8.2000.
- Henningsen, Bernd (2006): „Erst stirbt das Deutsche.“ In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 18.5.2006.
- Hesslow, Germund (2005): „Omöjlig kamp för att uppnå likformighet mellan könen.“ In: *Dagens Nyheter*, 19.2.2005, debatt, S. 6.
- Hirdman, Yvonne (2006): *Det tänkande hjärtat. Boken om Alva Myrdal*. Stockholm: ordfront.
- Hitz, Torsten und Angela Stock (Hrsg. 1995): „Am Ende der Literaturtheorie?“ In: Ribbat 1995.
- Hjortholt, Angelica (2007): „Våga ta det lugnt, mammor.“ In: *Aftonbladet*, söndag, 4./5.3.2007.
- Hoff von, Dagmar (2005): „Performanz / Repräsentation.“ In: Christina von Braun und Inge Stephan 2005, S. 162-219.
- Jansson, Maria (2001): „Myten om det opolitiska moderskapet.“ In: *00tal*, Nr. 6/7 2001, S. 60-64.
- Jelvehors, Andréas (2007): „Bättre betyg med mamma hemma.“ In: *metro*, 22.5.07.
- Joannou, Maroula (2000): *Contemporary Women's Writing. From the Golden Notebook to the Color Purple*. Manchester: Manchester University Press.
- Johansson, Nina (2007): „...die grenzen der witwen wird er feste machen...“ *Konstruktionen von Weiblichkeit im lyrischen und didaktischen Werk der Herzogin Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg (1510-1558)*. Stockholm/Västra Frölunda: Acta Universitatis Stockholmiensis 70.
- Johansson, Thomas (2000): *Det första könet? Mansforskning som reflexivt projekt*. Lund: Studentlitteratur.
- Jonsson, Bibi, Karin Nykvist, Birthe Sjöberg (Hrsg. 2004): *Från Eden till Damavdelningen. En vänbok till Christina Sjöblad*. Lund: Absalon.
- Jordebro, Lena (2004): „Med magen full av längtan.“ In: *Dagens Nyheter*, 4.5.2004, kultur, S. 1.
- Kallifatides, Theodor (2007): *Mödrar och söner*. Pössneck, Deutschland: Albert Bonniers.
- Kaplan, E. Ann (1992): *Motherhood and Representation. The Mother in Popular Culture and Melodrama*. London, New York: Routledge.
- Keiner, Sabine (1990): „Gute Mutter – böse Mutter.“ In: *die Zeit* 1/1990, S. 62-75.

- Keitel, Evelyne (1999): „Dem Verbrechen auf der Spur: Kriminalromane von Frauen für Frauen.“ In: Gnüg 1999, S. 177-189.
- Keller, Awiwa (2006): „Babyboom sätter press på vården.“ In: *Dagens Nyheter*, 11.4.2006, *Stockholm*, S. 15.
- Kienle, Dela (2004): „4. Vorwurf: „Junge Frauen sind nur noch auf Karriere aus!““ In: *Der Stern, neon-magazin*, April 2004, S. 35f.
- Klotzeck, Timm (2004): „8. Vorwurf: „Die junge Generation traut sich nicht, das materielle Risiko einzugehen, das Kinder nun mal mit sich bringen!““ In: *Der Stern, neon-magazin*, April 2004, S. 40f.
- Knaup, Horand, Roland Nelles, Alexander Neubacher, Hartmut Palmer, René Pfister, Gabor Steingart (Hrsg. 2006): „Lächelnd beim Tischgebet.“ In: *Der Spiegel*, 17/2006, S. 22-30.
- Knutson, Ulrika (2004): *Kvinnor på gränsen till genombrott. Gruppporträtt av tidevarvets kvinnor*. Stockholm: Albert Bonniers.
- Kolbe, Wiebke (1999): „Gender and Parenthood in West German Family Politics from the 1960s to the 1980s.“ In: Torstendahl 1999, S. 133-167.
- Kolinsky, Eva (1992): „Women in the New Germany: The East-West Divide.“ In: Smith, Gordon (Hrsg. 1992): *Developments in German politics*. Basingstoke: Macmillan, S. 264-280.
- Korff, Christiane (1997): „Entschwundene Zeit.“ In: *Focus* 28/1997.
- Kosta, Barbara (1993): „Muttertrauma: Anerzogener Masochismus.“ In: Kraft 1993, S. 243-265.
- Kraft, Helga und Elke Liebs (Hrsg. 1993): *Mütter – Töchter – Frauen: Weiblichkeitsbilder in der Literatur*. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Kraft, Helga (1993a): „Töchter, die keine Mütter werden: Nonnen, Amazonen, Mätressen.“ In: Kraft 1993, S. 35-52.
- Kraft, Helga und Barbara Kosta (1993b): „Das Angstbild der Mutter. Versuchte und verworfene Selbstentwürfe.“ In: Kraft 1993, S. 215-241.
- Kraft, Helga (1993c): „Seiltanz der Mütter und Töchter in der Männerwelt. Schweigen und Sprechversuche.“ In: Kraft 1993, S. 267-295.
- Kroll, Renate (Hrsg. 2002): *Metzler Lexikon. Gender Studies. Geschlechterforschung*. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Kullmann, Katja (2002): *Generation Ally. Warum es heute so kompliziert ist, eine Frau zu sein*. Frankfurt a.M.: Eichborn.
- Langner, Beatrix (2006): „Das schöne und das hässliche Gesicht der Mutter. Schriftsteller schreiben über ihre Mütter – die das meist nicht überleben.“ In: *Literaturen* 12, II, 2006, S. 56-62.
- Larsson, Anna (2005): „Ny larmrapport: kvinna, du kan dö!“ In: *Svenska Dagbladet*, 11.5.2005.
- Larsson, Lisbeth (1997): „På jakt efter den moder som försvann. En litterär debatt om moderskap.“ In: *Nordisk kvinnolitteraturhistoria 4. På jorden*. S. 255-265.
- Larsson, Lisbeth (2001): *Sanning & konsekvens*. Stockholm: Norstedts.
- Larsson, Lisbeth (2007): „Dags för strip-lit.“ In: *Dagens Nyheter*, 21.8.2007, *kultur*, S. 4.
- Lassacher, Martina (1987): *Auf der Suche nach der Großen Mutter. Zu einem Grundmuster der Weltliteratur*. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Lau, Jörg (2004): „Perfekte Mannsbilder.“ In: *Die Zeit*, 21/2004, 13.5.2004, S. 77.
- Lebert, Stephan (2005): „Nervende Eltern.“ In: *Die Zeit*, 9/2005, 24.4.2005, S. 65.
- Lennerhed, Lena (Hrsg. 2006): *Från Sapfo till Cyborg. Idéer om kön och sexualitet i historien*. Södertälje: Gidlunds.
- Leopold, Linda und Eric Schüldt (2006): „Operation: Rädde finkulturen!“ In: *Dagens Nyheter*, 8.12.2006, *kultur*.

- Leppänen, Katarina (2006): „Kön, politik och moderskap.“ In: *Lennerhed* 2006, S. 135-154.
- Liebs, Elke (1993): „„Spieglein Spieglein an der Wand.’ Mutter-Mythen / Märchen-Mütter / Tochter-Märchen.“ In: *Kraft* 1993, S. 115-147.
- Lindeborg, Lisbeth (2004): „Moderskulten har hämmat Tyskland.“ In: *Svenska Dagbladet*, 4.5.2004, *under strecket*, S. 7.
- Lindén, Claudia (2002): *Om kärlek. Litteratur, sexualitet och politik hos Ellen Key*. Stockholm/Stehag: Brutus Östlings Bokförlag Symposion.
- Lindén, Claudia (2006): „Ellen Key – feminist och kulturradikal.“ In: *Konstnärsparkring sekelskiftet 1900*. Katalog zur Ausstellung, Nationalmuseum, Stockholm, S. 21-51.
- Lionell Kakuli, Anna (2007): „Första barnet styr kvinnors lön.“ In: *Dagens Nyheter*, 26.5.2007, *ekonomi*, S. 8.
- Liska, Vivian (2002): „Eine kritische Bestandsaufnahme.“ In: *Baisch*, 2002, S. 3-33.
- Lundqvist, Åsa (2007): *Familjen i den svenska modellen*. Umeå: Boréa Bokförlag
- Luther, Martin (2002): *Vom ehelichen Leben und anderen Schriften über die Ehe*. Ditzingen: Reclam.
- Martinek, Hanne (2007): *Die Einführung des Elterngelds in Deutschland. Ausdruck eines Leitbildwandels in der deutschen Vereinbarkeitspolitik?* Diplomarbeit Wintersemester 2006/2007, Freie Universität Berlin, Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften.
- Mayer, Susanne (2004): „Muss das sein?“ In: *Die Zeit*, Nr. 20, 6.5.2004, S. 54.
- Mayer, Susanne (2005): „Familienkrach.“ In: *Die Zeit*, Nr. 11, 10.3.2005, S. 60.
- Mayer, Susanne (2005a): „Im Land der weiblichen Männer.“ In: *Die Zeit*, Nr. 21, 19.5.2005, *Leben*, S. 8f.
- Menke, Bettine (1992): „Verstellt – der Ort der ‚Frau‘. Ein Nachwort.“ In: *Vinken* 1992, S. 436-476.
- Meyer-Gosau, Frauke (2003): „Sag gefälligst MUTTI zu mir. Zwischen ‚Schnuller-Schock‘ und weiblichem Eigenleben. Neue Mütterbilder in der jüngsten Literatur.“ In: *Literaturen*, 04, II, 2003, S. 20-25.
- Milles, Ulrika (2006): „När vuxna står i centrum.“ In: *Dagens Nyheter*, 12.6.2006.
- Möbius, Helga (1996): „Mutter-Bilder. Die Gottesmutter und ihr Sohn.“ In: *Möhrmann* 1996, S. 21-38.
- Möhrmann, Renate (Hrsg. 1996): *Verklärt, verkitscht, vergessen. Die Mutter als ästhetische Figur*. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Möhrmann, Renate (1996a): „Die vergessenen Mütter.“ In: *Möhrmann* 1996, S. 71-91.
- Moi, Toril (2008): „Hellre frihet än lycka.“ In: *Dagens Nyheter*, 12.1.2008, S. 4-5, Übersetzung: Stefan Jonsson.
- Morrien, Rita (1996): „Lebendig tot und oft begraben. Zur Absenz der Mutter bei Ingeborg Bachmann, Marlen Haushofer und Unica Zürn.“ In: *Roebing, Irmgard und Wolfram Mauser (Hrsg.): Mutter und Mütterlichkeit. Wandel und Wirksamkeit einer Phantasie in der deutschen Literatur. Festschrift für Verena Ehrlich-Haefeli*. Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann. S. 317-331.
- Morrien, Rita (1999): „„Böse Blicke‘. Der Gesellschaftsroman von Frauen nach 1945.“ In: *Gnüg* 1999, S. 496-515.
- Munck, Kerstin (2004): *Att föda text. En studie i Hélène Cixous författarskap*. Stockholm.
- Myrdal, Alva, Gunnar Myrdal (1934): *Kris i befolkningsfrågan*. Stockholm: Bonniers.
- Neubert, Sabine (2002): „Dem Himmel ein Stück näher.“ In: *Neues Deutschland*, 28.3.2002.

- Nilsson, Maria (2004): „Mödrar, middlebrow och modernitet. Nedslag i Gertrud Liljas författarskap.“ In: Jonsson 2004, S. 172-181.
- Nürnberg, Christian (2004): „Vater mit Heimvorteil.“ In: *Die Zeit*, 21/2004, *Leben*, S. 76.
- Nusser, Peter (1992): *Der Kriminalroman*. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Öhman, Anders (2002): *Populärlitteratur*. Lund: Studentlitteratur.
- Olaisson, Niklas (2006): „Otukt är världens lön: kön och sexualitet i den kristna traditionen.“ In: *Lennerhed* 2006, S. 29-57.
- Persson, Annika (2007): „Kärleken till en mor.“ In: *Dagens Nyheter*, 8.9.2007, *kultur*, S. 12.
- Peterson, Marie (2005): „Handfast vägledning för osäkra“, Rezension zu: Janouch, Katarina: *Barnliv*. In: *Dagens Nyheter*, 22.10.2005, *kultur*, S. 4, 5.
- Petschull, Jürgen (1997): „Mein Lachen verbirgt meine Ängste.“ In: *Stern*, 4.9.1997.
- Pettersson, Anders (1998): „En teori om litteratur och litteraturupplevelse.“ In: *Edda*, Heft 2 1998, S. 116-128.
- Pfundt, Karen (2004): *Die Kunst, in Deutschland Kinder zu haben*. Berlin: Argon.
- Piepgas, Ilka (2004): „Büro & Klammern.“ In: *Die Zeit*, 20/2004, S. 51-58.
- Pormeister, Eve (2000): „Mit dem Röntgenauge und dem ‚Gefühlometer‘ durch die Sprache im Kinder-Frauen-Männer-Alltag. Zu Ruth Schweikerts Erzählband ‚Erdnüsse, Totschlagen‘.“ In: *Triangulum. Germanistisches Jahrbuch für Estland, Lettland und Litauen*. 7. Folge, S. 202-217.
- Ramqvist, Karolina (2007): „Våga vara kvinna’. Varför ska allt vara så kul och infantilt.“ In: *Dagens Nyheter*, 10.12.2007, S. 4.
- Rasmussen, Ann Marie (1993): „Bist du begehrt, so bist du wert. Magische und höfische Mitgift für die Töchter.“ In: *Kraft* 1993, S. 7-33.
- Ribbat, Ernst und Lothar Köhn (Hrsg. 1995): *Zeit und Text*. Münster: Münstersche Studien zur neueren Literatur, Band 8.
- Rosenberg, Tiina (Hrsg. 2005): *Könet Brinner! Judith Butler. Texter i urval*. Köping: Natur och Kultur.
- Rosenkranz, Stefanie (2005): „Land ohne Kinder.“ In: *Der Stern*, 27/2005, S. 24-37.
- Scheier, Libby (1983): „Motherhood is Not the End of Everything.“ In: Dybikowski 1983, S. 75-77.
- Schulte, Susanne (1995): „Drei Grundpositionen feministischer Literaturwissenschaft.“ In: Hitz 1995, S. 98-114.
- Schütze, Yvonne (1986): *Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters ‚Mutterliebe‘*. Bielefeld: Kleine.
- Sellmair, Nikola (2007): „Ja, wir sind Rabenmütter.“ In: *Stern*, 16/2007, S. 62-68.
- Sitt, Martina (1996): „Die Darstellung der Mutterfigur in der Genremalerei des 17. und 19. Jahrhunderts.“ In: Möhrmann 1996, S. 145-169.
- Sjöblad, Christina (2001): „Nu har jag på allvar fått en sårbar punkt.“ In: *00tal*, Nr. 6/7 2001, S. 28-36.
- Snickare, Lotta und Liza Marklund (2005): „Feministiskt skolade kvinnor gör snabba karriär.“ In: *Dagens Nyheter*, 17.8.2005, *debatt*, S. 6.
- Steinfeld, Thomas (1997): „Lasst euch sagen.“ In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 20.12.1997.
- Stephan, Inge (1997): „Der Mythos von Anima und Animus. C. G. Jung und die Folgen.“ In: diess.: *Musen & Medusen. Mythos und Geschlecht in der Literatur des 20. Jahrhunderts*. Köln: Böhlau. S. 37-59.
- Stocker, Günther (2002): „Traumen des Aufwachsen. Drei Variationen aus der Schweizer Literatur der neunziger Jahre.“ In: *Weimarer Beiträge. Zeitschrift für Literaturwissenschaft, Ästhetik und Kulturwissenschaft*, Nr. 48, 2/2002, S. 380-396.

- Stoehr, Irene (1991): „Housework and motherhood: debates and policies in the women's movement in Imperial Germany and the Weimar Republic.“ In: Bock, Gisela und Pat Thane (Hrsg. 1991): *Maternity and gender policies: women and the rise of the European Welfare States 1880s-1950s*. London, New York: Routledge, S. 213-233.
- Strassmann, Burkhard (2004): „Haltungsschwäche.“ In: *Die Zeit*, 21/2004, 13.5.2004, S. 73f.
- Sussebach, Henning (2004): „Sieben Mütterkarrieren.“ In: *Die Zeit*, 20/2004, 6.5.2004, S. 58f.
- Swahn, Eva und Karin Schenck-Gustavsson (2004): „Det krävs massiv insats mot kvinnors hjärtsjukdomar.“ In: *Dagens Nyheter*, 7.6.2004, *ekonomi*, S. 2.
- Swigart, Jane (1991): *Von wegen Rabenmütter...: Die harte Realität der Mutterliebe*. München: Droemer Knaur.
- Thente, Jonas (2007): „Kaoset har två kön.“ In: *Dagens Nyheter*, 27.6.2006, *kultur*, S. 4-5.
- Thunberg, Karin (2004): „På gränsen till Augustpris.“ In: *Svenska Dagbladet*, 21.11.2004, S. 14f.
- Torstendahl, Rolf (Hrsg. 1999): *State Policy and Gender System in the Two German States and Sweden 1945-1989*. Uppsala: Opuscula Historica Upsaliensia 22.
- Ulrich, Bernd (2005): „Warum habt ihr Angst vor mir?“ In: *Die Zeit*, Nr. 8, 17.2.2005.
- Vanacker, Sabine (1997): „V. I. Warshawski, Kinsey Millhone and Kay Carpetta: Creating a Feminist Detective Hero.“ In: Messent, Peter (Hrsg.): *Criminal Proceedings. The Contemporary American Crime Novel*. London: Pluto Press, S. 62-86.
- Venske, Regula (1991): *Das Verschwinden des Mannes in der weiblichen Schreibmaschine. Männerbilder in der Literatur von Frauen*. Hamburg/Zürich.
- Vikström, Linda (2004): „Karriärmamma.“ In: *Dagens Nyheter*, 7.6.2004, *ekonomi*, S. 2.
- Vinken, Barbara (Hrsg. 1992): *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Vinken, Barbara (2001): *Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos*. München: Piper.
- Vinken, Barbara (2007): „Der alte Traum von Herz und Welt.“ In: *Literaturen*, 05, II, 2007, S. 7-13.
- Wamala, Sarah (2006): „Svenska kvinnor fattigare och otryggare än männen.“ In: *Dagens Nyheter*, 26.10.2006, *debatt*, S. 6.
- Wellershoff, Marianne (1997): „Reise ins Innere der Frau.“ In: *Der Spiegel* 27/1997.
- Wennö, Nicholas (2007): „„Livet går ut på att inte fega ur.““ In: *Dagens Nyheter*, 14.8.2007, S. 14.
- Wischmann, Antje (2006): *Auf die Probe gestellt. Zur Debatte um die ‚neue Frau‘ der 1920er und 1930er Jahre in Schweden, Dänemark und Deutschland*. Freiburg, Berlin: Rombach.
- Witt-Brattström, Ebba (2006): „Synen på skönlitteraturen är naiv.“ In: *Dagens Nyheter*, 9.8.2006.
- Wolff, Ingo (2007): „Elternzeit. Vater sein dagegen sehr.“ In: *Der Tagesspiegel*, 3.8.2007.
- Wüllenweber, Walter (2007): „Vater Staat und Mutterliebe.“ In: *Stern*, 9/2007, S. 29-38.
- Würzbach, Natascha (1996): „Zweihundert Jahre Ringen mit der perfekten Mutter: Die Auseinandersetzung mit dem Mutterbild im englischen Frauenroman des 19. und 20. Jahrhunderts.“ In: Möhrmann 1996, S. 295-314.

- Zeh, Juli (2006): „Åt helvete med autenticiteten!“ In: *Dagens Nyheter*, 8.10.2006, *kultur*, S. 8 (Übersetzung aus dem Deutschen: Svante Weyler).
- Åström, Gertrud, Helén Lundkvist, Cilla Nergårdh, Petra Ulmanen, Lars Wittenmark (2005): „Ny myndighet krävs för att öka jämställdheten.“ In: *Dagens Nyheter*, 1.8.2005, *debatt*, S. 4.

Södertörn Academic Studies

1. Helmut Müssener & Frank-Michael Kirsch (Hrsg.), *Nachbarn im Ostseeraum unter sich. Vorurteile, Klischees und Stereotypen in Texten*, 2000
2. Jan Ekecrantz & Kerstin Olofsson (eds.), *Russian Reports: Studies in Post-Communist Transformation of Media and Journalism*, 2000
3. Kekke Stadin (ed.), *Society, Towns and Masculinity: Aspects on Early Modern Society in the Baltic Area*, 2000
4. Bernd Henningsen et al. (eds.), *Die Inszenierte Stadt. Zur Praxis und Theorie kultureller Konstruktionen*, 2001.
5. Michal Bron (ed.), *Jews and Christians in Dialogue II: Identity, Tolerance, Understanding*, 2001
6. Frank-Michael Kirsch et al. (Hrsg.), *Nachbarn im Ostseeraum über einander. Wandel der Bilder, Vorurteile und Stereotypen?*, 2001
7. Birgitta Almgren, *Illusion und Wirklichkeit. Individuelle und kollektive Denkmuster in nationalsozialistischer Kulturpolitik und Germanistik in Schweden 1928–1945*, 2001
8. Denny Vågerö (ed.), *The Unknown Sorokin: His Life in Russia and the Essay on Suicide*, 2002
9. Kerstin W. Shands (ed.), *Collusion and Resistance: Women Writing in English*, 2002, (Also No 1 in the series English Studies)
10. Elfär Loftsson & Yonhyok Choe (eds.), *Political Representation and Participation in Transitional Democracies: Estonia, Latvia and Lithuania*, 2003
11. Birgitta Almgren (Hrsg.), *Bilder des Nordens in der Germanistik 1929–1945: Wissenschaftliche Integrität oder politische Anpassung?*, 2002
12. Christine Frisch, *Von Powerfrauen und Superweibern: Frauenpopulärliteratur der 90er Jahre in Deutschland und Schweden*, 2003
13. Hans Ruin & Nicholas Smith (red.), *Hermeneutik och tradition. Gadamer och den grekiska filosofin*, 2003, (Also published as No 1 in the series Södertörn Philosophical Studies)
14. Mikael Lönnborg et al. (eds.), *Money and Finance in Transition: Research in Contemporary and Historical Finance*, 2003
15. Kerstin Shands et al. (eds.), *Notions of America: Swedish Perspectives*, 2004
16. Karl-Olov Arnstberg & Thomas Borén (eds.), *Everyday Economy in Russia, Poland and Latvia*, 2003
17. Johan Rönby (ed.), *By the Water. Archeological Perspectives on Human Strategies around the Baltic Sea*, 2003
18. Baiba Metuzale-Kangere (ed.), *The Ethnic Dimension in Politics and Culture in the Baltic Countries 1920–1945*, 2004
19. Ulla Birgegård & Irina Sandomirskaja (eds.), *In Search of an Order: Mutual Representations in Sweden and Russia during the Early Age of Reason*, 2004
20. Ebba Witt-Brattström (ed.), *The New Woman and the Aesthetic Opening: Unlocking Gender in Twentieth-Century Texts*, 2004

21. Michael Karlsson, *Transnational Relations in the Baltic Sea Region*, 2004
22. Ali Hajjghasemi, *The Transformation of the Swedish Welfare System: Fact or Fiction?: Globalisation, Institutions and Welfare State Change in a Social Democratic Regime*, 2004
23. Erik A. Borg (ed.), *Globalization, Nations and Markets: Challenging Issues in Current Research on Globalization*, 2005
24. Stina Bengtsson & Lars Lundgren, *The Don Quixote of Youth Culture: Media Use and Cultural Preferences Among Students in Estonia and Sweden*, 2005
25. Hans Ruin, *Kommentar till Heideggers Varat och tiden*, 2005, (Also published as No 2 in the series Södertörn Philosophical Studies)
26. Людмила Ферм, *Вариативное беспредложное глагольное управление в русском языке XVIII века*, 2005
27. Christine Frisch, *Modernes Aschenputtel und Anti-James-Bond: Gender-Konzepte in deutschsprachigen Rezeptionstexten zu Liza Marklund und Henning Mankell*, 2005
28. Ursula Naeve-Bucher, *Die Neue Frau tanzt: Die Rolle der tanzenden Frau in deutschen und schwedischen literarischen Texten aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, 2005
29. Göran Bolin et al. (eds.), *The Challenge of the Baltic Sea Region: Culture, Ecosystems, Democracy*, 2005
30. Marcia Sá Cavalcante Schuback & Hans Ruin (eds.), *The Past's Presence: Essays on the Historicity of Philosophical Thought*, 2006, (Also published as No 3 in the series Södertörn Philosophical Studies)
31. Maria Borgström och Katrin Goldstein-Kyaga (red.), *Gränsöverskridande identiteter i globaliseringens tid: Ungdomar, migration och kampen för fred*, 2006
32. Janusz Korek (ed.), *From Sovietology to Postcoloniality: Poland and Ukraine from a Postcolonial Perspective*, 2007
33. Jonna Bornemark (red.), *Det främmande i det egna: filosofiska essäer om bildning och person*, 2007, (Also published as No 4 in the series Södertörn Philosophical Studies)
34. Sofia Johansson, *Reading Tabloids: Tabloid Newspapers and Their Readers*, 2007
35. Patrik Åker, *Symboliska platser i kunskapssamhället: Internet, högre lärosäten och den gynnade geografin*, 2008, (Även publicerad som nummer 2008:1 i serien Mediestudier vid Södertörns högskola)
36. Kerstin W. Shands (ed.), *Neither East Nor West: Postcolonial Essays on Literature, Culture and Religion*, 2008, (Also published as No 3 in the series English Studies)
37. Rebecka Lettevall and My Klockar Linder (eds.), *The Idea of Kosmopolis: History, philosophy and politics of world citizenship*, 2008
38. Karl Gratzer and Dieter Stiefel (eds.), *History of Insolvency and Bankruptcy from an International Perspective*, 2008
39. Katrin Goldstein-Kyaga och Maria Borgström, *Den tredje identiteten: Ungdomar och deras familjer i det mångkulturella, globala rummet*, 2009
40. Christine Farhan, *Frühling für Mütter in der Literatur?: Mutterschaftskonzepte in deutschsprachiger und schwedischer Gegenwartsliteratur*, 2009

Orders and inquiries: publications@sh.se or fax: +46-8-608 40 12

Frühling für Mütter in der Literatur?

Mutterschaftskonzepte in deutschsprachiger und schwedischer Gegenwartsliteratur

Literarischen Mutterfiguren der Gegenwartsliteratur in Deutschland und Schweden gilt diese Untersuchung. Es geht vor allem um die Frage, wie die Kategorie Mutter literarisch diskutiert wird und wie Literatur in den aktuellen Mutterdiskurs eingreift. Die Gegenwart sowohl in Deutschland als auch in Schweden ist geprägt von ständigen Verhandlungen um die Definition von Männlichkeit und Weiblichkeit, wobei die Begriffe Mütterlichkeit, Mutterschaft und Mutter eine große Rolle spielen. Wie kommen diese Verhandlungen literarisch zum Ausdruck? Zwei Gruppen von 'Mutertexten' werden untersucht. In der ersten geht es um Texte, die die Mutter ins Zentrum stellen und die mütterliche Perspektive gestalten. Die zweite Gruppe besteht aus Texten, die die Mutter in der Retrospektive behandeln. Hier wird der Blick auf die Mutter durch eine Tochter oder einen Sohn untersucht.